

Deze film is beschikbaar gesteld door het KITLV, uitsluitend op voorwaarde dat noch het geheel noch delen worden gereproduceerd zonder toestemming van het KITLV. Dit behoudt zich het recht voor een vergoeding te berekenen voor reproductie. Indien op het originele materiaal auteursrecht rust, dient men voor reproductiedoeleinden eveneens toestemming te vragen aan de houders van dit auteursrecht.

Toestemming voor reproductie dient men schriftelijk aan te vragen.

*This film is supplied by the KITLV only on condition that neither it nor part of it is further reproduced without first obtaining the permission of the KITLV which reserves the right to make a charge for such reproduction. If the material filmed is itself in copyright, the permission of the owners of that copyright will also be required for such reproduction. Application for permission to reproduce should be made in writing, giving details of the proposed reproduction.*

**SIGNATUUR  
MICROVORM:**

***SHELF NUMBER  
MICROFORM:***

*M META 0186*

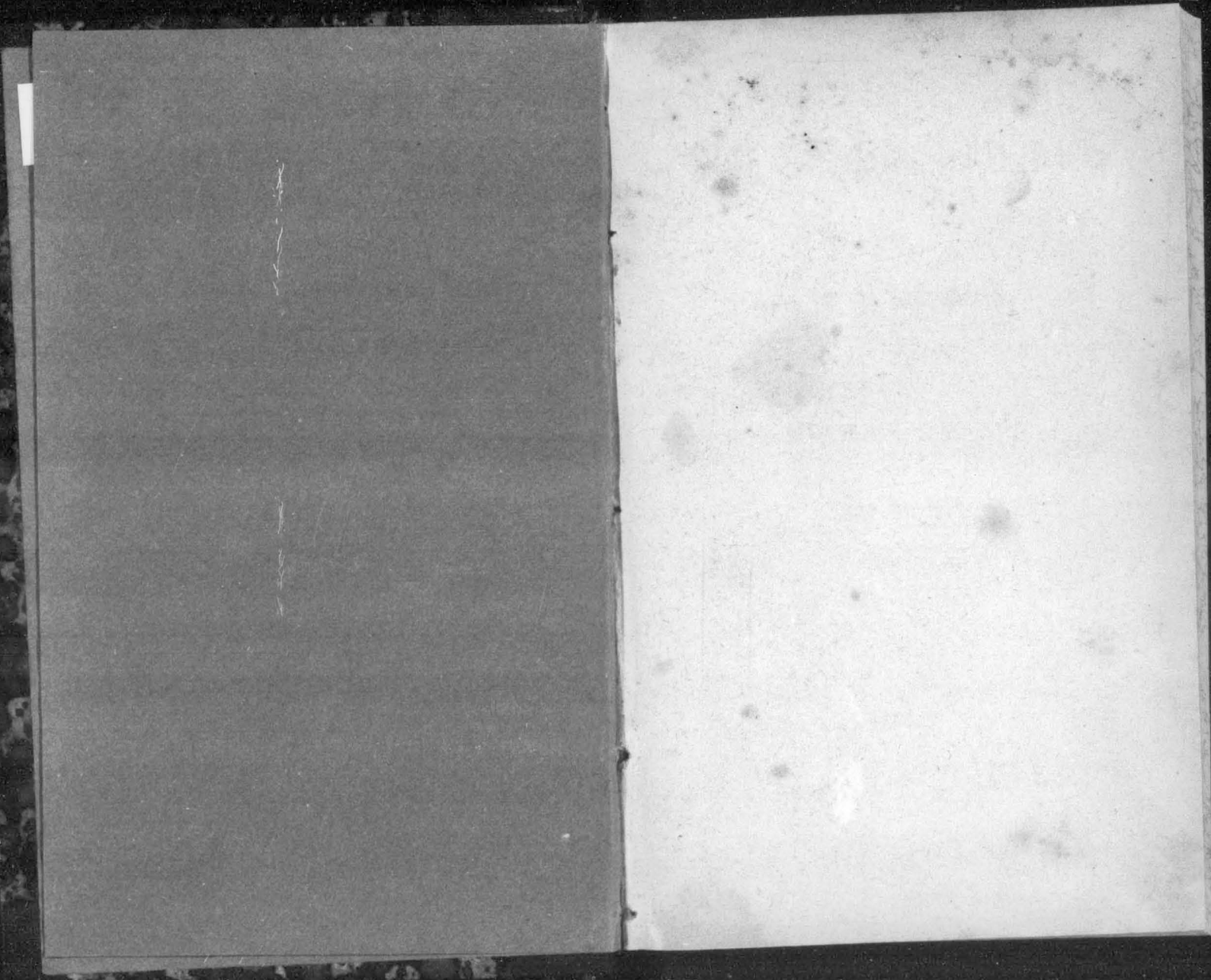
BIBLIOTHEEK KITLV



0073 9845

091389-634

Or. 70



Indische Bibliothek.

I.  
van Hoëvell,  
Aus dem indischen Leben.

.....  
Autorisirte Ausgabe.  
.....

Leipzig  
Eudwig Denicke  
1868.

CC.  
80

Aus dem indischen Leben.

Von

Dr. W. R. van Hoëvell.

Aus dem Holländischen

von

Wilhelm Berg.

.....  
Autorisirte Ausgabe.  
.....

Leipzig  
Eudwig Denicke  
1868.



Herrn

Dr. W. R. van Hoëvell

hochachtungsvoll zugeeignet.

Geehrter Herr Dr. Wilhelm Berg!

**W**ollte ich nicht aufrichtig bekennen, daß Ihr Plan, eine Uebersetzung meines Buches „Aus dem Indischen Leben“ zu veröffentlichen, mir sehr angenehm wäre, so würde ich die erlaubte Eitelkeit eines Schriftstellers, welchen Namen er auch trage, verläugnen.

Aber gestatten Sie mir die Frage: Warum ist bei dem Verlangen, Ihre Landsleute mit Werken der holländischen Presse bekannt zu machen, Ihre Wahl gerade auf dieses Buch gefallen, welches durchaus nicht wegen seines literarischen Werthes veröffentlicht wurde?

Mein Lebenslauf ist Ihnen bekannt. Sie wissen, wie sehr ich danach gestrebt habe, Indien in Holland mehr und mehr populär zu machen, um das Interesse und die Liebe für jenes prächtige Stück Erde, das seit Jahrhunderten so eng mit uns verbunden ist, in meinen Heimathsgenossen zu beleben und anzufeuern, um jene zu erstrebenden Verbesserungen in der Regierung Indiens vorzubereiten und hervorzurufen, durch welche

die Völker auf der andern Seite des Oceans in immer reicherm Maaße an der allgemeinen Entwicklungsperiode Theil nehmen können, welche gerade unsere Zeit kennzeichnet.

Unter die vielen und mannigfachen Mittel, welche ich zu diesem Zwecke angewandt habe, gehörte auch die Herausgabe dieses Buches, das Sie jetzt dem deutschen Publikum anbieten wollen. Der Erfolg desselben wird lehren, ob Sie eine gute Wahl getroffen haben.

Aber ich hoffe, daß Sie auch den Beweggrund, der mich zum Schreiben dieses Buches veranlaßte, veröffentlicht werden. Wollen Sie zu diesem Zwecke diesen Brief Ihrer Übersetzung voraus schicken, so gebe ich dazu mit großem Vergnügen meine Zustimmung. Ihre Landsleute werden dann wenigstens kein falsches Urtheil fällen; denn ich wünsche nicht, daß dieses Werk als ein Maßstab für die Produkte der holländischen Literatur im Allgemeinen betrachtet werde.

Und wie wird man beim Lesen dieses Buches das Verhalten Hollands gegenüber Indien beurtheilen? — Man wird, bei unparteiischem und gerechtem Urtheile zu der Überzeugung kommen, daß ebenso, wie in den socialen Zuständen und Einrichtungen Deutschlands noch viel umzuformen und zu verbessern ist, so auch im indischen Archipel unter der Regierung einer vorzugsweise kolonialen Macht noch viel abgeschafft, verändert und verbessert werden muß, was jetzt noch der allgemeinen Entwicklung hindernd im Wege steht. Aber dabei wird man anerkennen, daß man in Holland das kräftigste

Bestreben findet, jene schöne Aufgabe auf die würdigste Weise zu erfüllen.

Und dieses Streben bleibt nicht ohne segensvolle Nachwirkung. Schon in dem kurzen Zeitraume, seitdem diese Skizzen zuerst publicirt wurden, ist nicht wenig gethan worden, um die gesellschaftlichen Übel abzuschaffen, welche in dem vorliegenden Buche an den Pranger gestellt werden. Ich will nicht auf die Freiheit in Wort und Schrift hinweisen, welche Indien in den letzten Jahren zu Theil wurde, und die in keiner Hinsicht der Freiheit nachsteht, welche Sie in dieser Beziehung in Deutschland genießen. Ich brauche Sie nicht zu erinnern, wie nicht allein für die Europäer der Unterricht verbessert und ausgebreitet, sondern wie er auch in einem verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraume für die Eingebornen eingerichtet und theilweise schon in Ausführung gebracht wurde, und wie dessen wohlthätige Wirkungen sich in vieler Beziehung schon jetzt zeigen. Aber vor Allem muß ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine Thatsache lenken, welche Jedem, gleichviel welchem Lande, welcher Nation er auch angehöre, mit Dankbarkeit und Befriedigung erfüllen muß. Zwischen heute und der Zeit, in welcher dieses Buch geschrieben wurde, ist die Sklaverei in allen holländischen Kolonien abgeschafft worden. Auch die Skizze in diesem Werke, welche den menschenentehrenden Sklavenhandel in niederländisch Indien zeichnet und brandmarkt, besteht nicht mehr in der Wirklichkeit, und gehört der Vergangenheit an. Und obschon die Abschaffung der Sklaverei in anderen Ländern für die Sklaven

selbst von traurigen Folgen begleitet war, und Ströme Blutes von Freunden und Feinden der Sklavenemancipation flossen, so fand doch in unseren Kolonien die Verwirklichung jener humanistischen Idee ohne Schwierigkeiten Statt. Für die Sklaven in Indien hat diese Handlung der Gerechtigkeit nur wohlthätige Folgen gehabt.

Sie begreifen also, geehrter Herr, daß diejenigen meiner Landsleute, welche die fortstrebende Entwicklung und Bildung der indischen Völker als Aufgabe Hollands betrachten, in all' diesen seit so kurzer Zeit gewonnenen Errungenschaften einen unaufhörlichen Antrieb fühlen, auf diesem guten Wege fortzuschreiten. Eine loyale und erleuchtete Politik wird Holland immer mehr als eine Kolonialmacht bezeichnen. Und wenn wir auf diese Weise unsre Pflicht thun, wenn die vielen Millionen Menschen, die den schönen indischen Archipel bewohnen, durch uns zu der allgemeinen Bildung geführt werden, durch welche jeder Einzelne zur Wohlfahrt des ganzen menschlichen Geschlechtes beiträgt; wenn wir diese Aufgabe als eine kleine, ruhige und friedliebende Nation erfüllen, als eine Nation, welche alle fremden Elemente, die ihr zur Erreichung ihres Zweckes dienen können, in sich aufnimmt: — wer wird uns dann unsre Nationalität bestreiten; oder wer von uns wird zugeben, daß irgend Jemand das Recht hat, gegen unsere Existenz aufzutreten, weil wir zu klein sind, oder weil wir keine besondere Stelle auf dem großen Arbeitsplatze der Nationen verdienen?

Aber wohin schweife ich? Ich komme auf meine Frage zurück: Warum ist Ihre Aufmerksamkeit vorzugs-

weise auf dieses Buch gefallen? Ich kenne Ihren Plan und kann also selbst diese Frage beantworten. Sie wollen einen speciellen Theil unserer holländischen Literatur, welcher erst seit den letzten Jahren besteht, Sie wollen holländische Werke über Indien dem deutschen Publikum zugänglich machen. Das Bestehen dieser früher beinahe unbekanntem Literatur ist ein schlagender Beweis mehr von dem Fortschritte, auf den ich Sie so eben aufmerksam machte. Als ich nach Indien ging, ersuchte ich einen früheren General-Gouverneur, mit dem ich in enger Verbindung stand, mir doch einige Quellen anzuweisen, aus welchen ich das Land meiner Zukunft kennen lernen könnte. Er verwies mich auf *Raffles* und *Crawford*, englische Schriftsteller, und er hatte Recht, denn die holländische Literatur bot mir beinahe kein Material.

Die ersten Spuren der Besserung in dieser Hinsicht lieferte Indien selbst. Es kommt mir nicht zu, nachzuweisen, welchen Antheil ich selber an dieser Bewegung genommen habe; aber sicher ist es, daß, als ich Indien 1848 verließ, sowohl auf rein wissenschaftlichem, als auf literarischem Gebiete Männer von großen Verdiensten in Thätigkeit waren, welche durch die Früchte ihres Geistes ebenso in einzelnen Werken, wie in periodischen Schriften, die Kenntnisse des indischen Archipels mit Riesenschritten verbreiteten.

Und dieser Fortschritt nahm unaufhörlich zu, zumal seit Indien eine größere Pressfreiheit erhielt. Auch Holland fing im Jahre 1848 an, an der Bewegung in



Indien warmen Antheil zu nehmen. Diese Bewegung erhielt durch die Politik intensive Kraft. Und so wurde ein neuer Zweig der holländischen Literatur geboren, welchen man die indische Literatur Hollands nennen kann.

Einige Früchte dieser Literatur, insofern sie nicht zu streng wissenschaftlich, sondern für das größere Publikum bestimmt und geeignet sind, wollen Sie Ihre Landsleute kennen lehren, und diesem Werke von meiner Hand gönnen Sie die Ehre der Priorität. Dankend erkenne ich diese Auszeichnung an. Möchte es Ihnen glücken, Ihr Vorhaben Ihren Wünschen gemäß durchzuführen! Mit diesem Wunsche, geehrter Herr Dr. Berg, schließe ich diese Zeilen als

Ihr ergebener

s'Dage, 7. Dez. 1867.

van Hoëvell.

## Inhalt.

	Seite
Brief an den Herausgeber . . . . .	vii
1. Die Pedati . . . . .	1
2. Der Japanische Steinbauer . . . . .	13
3. Eine Sklavenauktion . . . . .	32
4. Ein Ausflug nach 10900' Meereshöhe . . . . .	51
5. Vierzehn Tage . . . . .	81
6. Der Vortheil einer europäischen Erziehung . . . . .	98
7. Natur Schilderungen von Java . . . . .	117
8. Der Tiger auf Java . . . . .	141
a. Der Tiger und die Wälder . . . . .	144
b. Der Tiger und die Thiere . . . . .	157
c. Der Tiger und die Menschen . . . . .	166
9. Die Verdächtigen in Indien . . . . .	176
10. Ein Dorf und ein Berg . . . . .	193
11. Garebel Moeloeb . . . . .	230
a. Der Kraton . . . . .	230
b. Die Vorbereitung . . . . .	250
c. Das Fest in dem Kraton . . . . .	259
d. Das Fest im Residenzgebäude . . . . .	284
12. Der Aufruhr zu Probolinggo . . . . .	301

Aus dem indischen Leben.

## Die Pedati.

**I**ch sehe gern eine Pedati — nicht solch eine neumodische, die ihren Schwestern untreu geworden ist, und auf dem glatt polirten Holzwerk, auf den Speichen, den eisernen Bändern und Reifen der Räder das Zeichen von Fortschritt und Aufklärung trägt, — nein, eine Pedati, deren Sitz aus rohen Planken und Brettern zusammengesetzt, und mit einem aus Schilf geflochtenen, spitz zulaufenden Dach versehen ist. Eine Pedati, deren bewegliche Axen an ein paar hölzernen Scheiben, welche die Stelle der Räder vertreten, festgemacht ist, die bei jedem Tritte der Zugthiere einen klagend pfeifenden Ton hervorbringt. — solch echte altmodische Java'sche Pedati sehe ich gern.

„Ein sonderbarer Geschmack!“ würde Mancher unwillkürlich ausrufen, wenn vielleicht im selben Augenblicke ungefähr zwanzig dieser Fuhrwerke in langer Reihe an ihm vorbeizögen, und er vor ihrem Mark und Bein

durchdringenden Getrauche und Gewinsel die Ohren verschließen müßte. Es ist möglich; aber nichts desto weniger sehe ich doch eine Pedati gern. Und warum? Sie ist mir das beredte Bild eines Lebens, das still, einfach, ungekünstelt, ohne durch heftige Leidenschaften erschüttert zu werden, in Frieden und Ruhe glücklich zu Ende läuft. Ich bitte euch, seht einmal einen Schienenweg an; oder besser gesagt, stellt euch einmal einen vor, — denn auf unserer Insel werdet ihr ihn bis jetzt wohl schwerlich zu sehen bekommen; denkt ihn euch im Augenblicke, in welchem ein Zug in voller Kraft dahinbraust; — würde ein Leben euch nicht mit Entsetzen erfüllen, welches das Bild einer Locomotive mit ihrem Gefolge ist? Ist euch wünschenswerth, die euch zuertheilte Laufbahn zu durchrasen; so schnell am letzten Ziele, dem Grabe, zu sein; so flüchtig Alles zu sehen, ohne Zeit für die Betrachtung der Umgebungen zu gewinnen; keinen Augenblick übrig zu haben, um Bande der Liebe und Freundschaft zu knüpfen; kaum begannen zu haben, und schon am Ende zu sein? Nein, ich lasse euch gern solch ein Leben — ich halte es mit der Pedati, deren träge Zugthiere Schritt für Schritt den langen Weg zurücklegen, — so wünsche ich meine Tage zu Ende zu bringen. Da hat man wenigstens Gelegenheit zu genießen, und

wird des Genusses, den diese gute Erde allen Menschen anbietet, nicht so bald müde. Ein Fremdling, der von einem der Planeten aus einmal unsere Erdkugel besuchte, würde kaum glauben, daß hier Menschen von zwanzig oder dreißig Jahren leben, für die es nichts mehr zu genießen giebt. Und doch kann ich ihm solche Blasirte in Menge zeigen. Sie sind an ihrer Kleidung, ihrer Haltung, ihren Manieren, erkenntlich genug; aber hauptsächlich an ihrem Gesicht, das mit seinem schmutzig gelben Teint den Beschauer unwillkürlich zweifeln läßt, ob unter dieser „sorgfältigen Toilette“ wohl etwas mehr zu finden ist, als „ein lebenlos“ Geripp, das klappernd stürzt in's Grab.“ Die Unglücklichen haben ihr kurzes Leben durchrauscht, wie ein Wagen, der über die Schienen braust. Sie haben auf euch und mich und andere Pedati-Reisende lachend und spottend niedergesehen, und uns als „Schlafmützen“ ausgehöhnt; — aber wir ziehen ruhig und zufrieden vorwärts, wenden unsere fröhlichen Blicke rundum auf Alles, was uns auf unserem Lebensweg entgegenkommt, und hoffen denselben einst, nachdem wir viel gesehen, viel gelernt, viel genossen haben, dankbar und ruhig zu beschließen. — Ihr müßt nur einmal solch eine Pedati aufmerksam betrachten: ob sie nun in Gesellschaft von zwanzig oder dreißig ihrer Schwestern, die sämmtlich in der Ferne einem

wandelnden Dorfe gleichen, oder mutterseelen allein den langen Weg verfolgt, immer reist ihr sicher, niemals braucht ihr vor Unglücksfällen bange zu sein. — „Himmel, wenn da Etwas bräche!“ ruft man unwillkürlich aus, wenn die fliegenden Waggons auf den Schienen an euch vorbeisaußen. Aber bricht auch einmal Etwas an jenem kriechenden Fahrzeuge, so sind doch die Folgen von keiner Bedeutung. Ich nehme an, daß eines der großen Räder, oder die Axe gebrochen sei, oder daß selbst das ganze hölzerne Bauwerk vollständig zusammenstürzte; — nun, und sähet ihr in eigener Person darauf, dann würdet ihr doch eben so wenig eine Verwundung oder Quetschung davontragen, als ein Anderer, den man nur in den Schmutz fallen sah. Und bald ist auch der Schade an der Pedati, wie groß er auch sei, ganz wiederhergestellt. Der Fuhrmann führt Alles bei sich, was er bei solchen Fällen nöthig hat. Er nimmt sein »golloka« oder Messer, schlägt damit so viel Holz oder Bambus am Wege ab, als nöthig ist, und ehe man es denkt, ist der Bruch geheilt.

Langsam, immer mit demselben einförmigen Stöhnen, bewegen sich die Fahrzeuge wieder fort. Wenn es Abend wird, lagert sich die Karavane auf freiem Felde. Die Pedati's werden in einem Kreise aufgestellt,

in dessen Mitte sich die Thiere und Menschen des wandernden Dorfes versammeln. Die ersteren finden ihre Nahrung auf dem grünen Feldteppich; die letzteren kochen in freier Luft ihr einfaches Mahl, dessen Ingredienzen sie in der Pedati überall mit sich hinführen; ein ruhiger Schlaf erquickt dann ihre müden Glieder, und am Morgen verfolgt man auf dieselbe Weise wieder den morastigen Weg.

Glückliche Menschen! die ebenso einfach, ebenso natürlich, ebenso ungekünstelt ihre Lebensreise vollenden. Sie haben sich auf den langen Weg vorbereitet; sie führen Alles bei sich, was sie nöthig haben; und für das Weitere sind sie mit dem zufrieden, was das Leben ihnen bietet. Die Hand, die uns auf dieser Welt unsern Platz anwies, hat reichlich für alle ihre Geschöpfe gesorgt, wir finden Alles, was wir bedürfen, im Ueberflusse, und Niemand macht davon eine Ausnahme. Aber es sind so Viele, die sich solche Bedürfnisse schaffen, die nie befriedigt werden können. Sie sind wie die Kinder, die den Mond zu ihrem Spielzeuge haben wollen, und die, wenn sie ihn hätten, wieder etwas Anderes verlangten; sie können nicht glücklich sein, wenn sie nicht einen Palast bewohnen, in glänzenden Equipagen fahren, ihren Gaumen mit den ausgefeiltesten Speisen, mit Gänseleberpasteten, mit Trüffeln

— und wären sie Römer von vor tausend Jahren früher — mit Nachtigallenzungen reizen. Um sich her müssen sie unbedeckte Häupter und gekrümmte Rücken sehen. Immer müssen sie höher stehen, als die Menschen um sie her. Welche Kunstgriffe und Hebel werden nicht in Thätigkeit gesetzt, um dieses Ziel zu erreichen! Ehrlichkeit und Treue, Ehre und guten Namen, — Alles setzt man auf's Spiel. Alles wagt man daran; Alles ist eine von vornherein genau überlegte Berechnung! Der ganze Bau ihres Glückes und ihrer Lebensfreude ist ein Kunstwerk, das mit seidenen Fäden zusammenhängt; es ist ein Dampfswagen — ein einziger Unglücksfall, ein einziger Stoß — und alles Glück ist zu Ende, unwiederherstellbar. Jammer und Thränen und Kummer sind die Ueberbleibsel eines so künstlich aufgerichteten und zusammengestellten Gebäudes.

Nein, dann tausendmal lieber eine Pedati — und Glück. Trifft uns auch auf unserer Lebensreise ein Ungemach, blutet auch unser Herz von tausend Schicksalsschlägen, wir sind darauf vorbereitet, wir können ihnen widerstehen; wir führen Alles bei uns, um den erlittenen Schaden wieder herzustellen. Der Glaube, der tiefe Wurzeln in unsere Seele geschlagen hat, die Hoffnung, die wie ein heller Stern in dunkler Nacht vor unsern Augen strahlt, die Liebe, von der unser

Herz erglüht, — das Alles sind so viele Schutzmittel gegen jeden Unfall auf unserem Wege. Die Stürme des Lebens mögen uns wohl augenblicklich schmerzlich berühren, — aber es ist ihnen unmöglich, unser Glück zu zerstören, denn dieses Glück ist auf zu festen Grundlagen erbaut, als daß äußere Umstände es wanken machen könnten. Aber diese äußeren Umstände selbst sind günstiger für uns, als für Jene. Wir befinden uns in keiner besseren Atmosphäre, in keiner reineren Luft, in keiner anderen Temperatur, als Jene. Im Gegentheil; wir athmen dieselben Miasmen ein, aber sie berühren uns nicht so empfindlich, und unsere Lungen sind gegen dieselben abgehärtet. Was sie zu Thränen bringt, darüber lachen wir; was sie betrauern, dem jauchzen wir zu. Auf ebenem Schienenwege und glatter Bahn rast die Locomotive an uns vorbei, daß es eine Lust ist; aber versehe den schnellen Reisenden einmal im Westmoeson<sup>1</sup> auf unsere Java'schen Wege, — ich bin überzeugt, daß aller Dampf von Europa und Amerika zusammengenommen nicht im Stande ist, ihn durch diesen Sumpf zu schleppen. Meine alte Pedati hingegen kommt überall durch. Sie sinkt wohl einmal bis an die Axt in den Morast, sie befindet sich wohl auch

<sup>1</sup> Westmoeson — Regenzeit.

einmal in einer mehr horizontalen als perpendicularen Lage; die Lastthiere waden wohl einmal durch den tiefen Schlamm — aber wenn man auch die ganze Insel durchreist, so ist doch gewiß noch Niemand ganz im Sumpf stecken geblieben; Alle kommen zu- recht, Alle erreichen den Ort ihrer Bestimmung. — Darum sehe ich eine Pedati so gern, das sind die Gedanken, die sie in mir wach ruft und durch welche dieses schwerfällige, lahme Fuhrwerk eine so nützliche Lehrmeisterin für mich geworden ist. Ist sie dies aber auch für Andere? Auf Java sind tausend und tausend Pedati's und keine einzige Eisenbahn. Steht die Zahl der übertriebenen Schnellläufer, der Wagehälse mit ihren Maschinen und Hebeln und Kunstgriffen auch in demselben Verhältniß zu den Einfältigen von Herzen? Ich weiß es nicht — aber wenn dem so wäre, so schreibe ich es den täglichen Sectionen der Pedati's auf unserer Insel zu . . . . Ich bin kein ungerechter laudator temporis acti, der das Alte nur darum gut und schön findet, weil es alt ist, und das Neue bloß darum verachtet, weil es neu; aber ich habe doch immer ein gewisses unbestimmtes Gefühl — von Achtung? Ehrerbietung? wie soll ich es nennen? für Alles, was früheren Tagen und Jahrhunderten angehört. Ich kann z. B. niemals meinen alten Nachbar ansehen,

ohne zu denken: die Hände haben noch gezeichnet: „1700 und so und so viel,“ die Augen haben noch das Zeitalter von »Jan Compagnie« geschaut; dieser Rücken hat sich vor dem Marschall Daendels, stürmischen Andenkens, gebeugt. Ich habe einen alten, einen sehr alten Rock, den ich aber viel lieber anziehe, als einen neuen, weil er mich an ein Land erinnert, wo viele Freunde und theure Verwandte mich in demselben beim letzten Abschied gesehen haben. Ich schrecke vor Reformationen und Verbesserungen nicht zurück, aber zuerst freue ich mich immer über das Bestehende, und ich fühle eine gewisse Sympathie für das lang Bestandene, so daß die Nothwendigkeit der Neuerung mir erst von allen Seiten bewiesen werden muß, ehe ich mich vom Alten zum Neuen wende. Mit solch einem Gefühle der Verehrung sehe ich auch eine Pedati an, bei deren Ansicht mir immer unwillkürlich der Gedanke aufsteigt, daß diese selben Fuhrwerke vielleicht schon fünf- oder sechshundert Jahre lang in derselben Form und in derselben Bauart Java durchzogen. Die Borältern, deren Enkel im achten oder zehnten oder zwölften Glied die jetzigen Javanen sind, saßen grade wie jetzt vorn auf der rohen Bank, mit einer langen Peitsche in der Hand, und trieben die Borahnen der jetzigen Lastthiere grade so wie jetzt vorwärts. Diese Idee ist mir sehr ange-

nehmen. Die Javanen haben diese Schwäche mit mir gemein, und das ist vielleicht auch einer von den vielen Gründen, warum ich so viel von diesem guten Völkchen halte. — „Ja, aber die dummen Menschen gehen zu weit; und sähen sie mit eigenen Augen, daß das Neue besser ist, so werden sie doch noch immer der alten Gewohnheit folgen.“

Ich bedanke mich für diese freundliche Anerkennung; aber man erlaube mir, daß ich meine Ankläger dann des entgegen gesetzten Extremis beschuldige. Zuerst sind die Javanen keine solche halsstarrigen Narren, wie ihr sie euch vorstellt.

Ueberzeugt sie nur, daß die Neuerung, die ihr ihnen aufdringen wollt, besser ist, als das Alte, beweist es ihnen, laßt es sie mit Augen sehen, so werden sie gewiß mit der Zeit das Neue annehmen. Aber, was thut ihr denn? Warum ist der sauber gefaltete spanische Kragen, die weiß gepuderte Haartracht der Großmutter bei ihrer Enkelin durch eine »fausse tournure,« durch ein Kleid »à la tarlatane,« einen Haarputz »à la renaissance« und wie die sonderbaren Namen alle heißen mögen, ersetzt? Warum, liebe nonna,<sup>1</sup> pressen Sie Ihre wohlgebauten, zarten Glieder in das enge Corset?

<sup>1</sup> nonna — Fräulein.

Warum entlehnen Sie den Schnitt Ihrer Toilette dem »Petit courrier des dames«? Warum putzen Sie sich nach der Art und Weise der französischen Schönen, — während doch Ihre Frau Mutter in dem lustigen, zierlich gefalteten sarong<sup>1)</sup> und schneeweißen kabaai<sup>2)</sup> die Hitze unseres Klimas besser ertragen konnte, und doch in ihrer Jugend ebenso gut die Blicke manches Anbeters auf sich zog, als Sie?

Warum erscheinen Sie, meine Herren, mit den steifen Kragen, den dicken Halsbinden, dem schwarzen Frack auf Ihren diners und soupers, auf den Ballen und Ihren »thés« (der dümmste Ausdruck, den ich kenne), während die anständigen, alten Herrschaften mit ihren weißen Mützen, die bei den gesellschaftlichen Zusammenkünften die Perrücken ersetzen, und in ihren leinenen Röcken ebenso gut, aber etwas weniger steif, als unsre Stutzer von heute, die Regeln der Etiquette befolgten? Die Pedati, die eben dort an jenem Hause vorbeifährt, lehrt uns, daß der »dumme Javane« doch nicht so veränderlich und unbeständig ist, als viele sehr kluge Damen und Herren. Derselbe rohe, hölzerne Sitz auf zwei runden Scheiben zog schon vor fünfhundert Jahren ebenso pfeifend und kreischend durch die Ebenen Java's

<sup>1</sup> sarong Rock. <sup>2</sup> kabaai Ueberwurf.



— und wenn man den Javanen nicht überzeugt, daß ein anderes Fuhrwerk besser ist, als das seine — wenn man ihm den Vortheil des Neuen nicht praktisch beweist, dann fährt er noch fünfhundert Jahre damit, ohne daß daran Etwas verändert würde.

Fahre darum in Frieden weiter, alte Pedati, über Berg und Thal dieser schönen Insel. Möge die Zeit der Aufklärung und Bildung, in der du durch Locomotiven und Dampfswagen ersetzt wirst, bald anbrechen, — aber mögen die Thorheiten, von denen sie leider gewöhnlich begleitet sind, — möge diese Aufklärung, die auch die einfachen Herzen der Javanen zu Maschinen machen will, hübsch zu Hause bleiben! —

## II.

## Der Japansche Steinbauer.

Tout homme, dans tout ce qu'il fait, tend invariablement au bonheur; s'il est si rare, c'est qu'entre les imperfections de notre nature, on le cherche ordinairement, où il n'est point, et qu'un faux jugement, de faux desirs, nous fait courir après la chimère en croyant poursuivre la vérité.

... tout changement est dangereux, et c'est surtout en fait de position que le mieux est souvent l'ennemi du bien. On pourrait appliquer à la fortune perdue de beaucoup de gens cette épitaphe anglaise: I was well, would be better, took physic, and died.

Colonel de Weis.

Varium et mutabile semper foemina.



Was sind die sogenannten Gelehrten doch für unerträgliche Menschen! höre ich eine liebe Leserin, die zufällig diese Blätter in die Hände nimmt, mit einem Anflug von Unzufriedenheit ausrufen. „Sie sind immer mit Ihrem Latein bei der Hand. Sie sind aus Pedanterie zusammengesetzt!“

Ich bitte Sie, meine Schönste, bezwingen Sie einen Augenblick Ihren sonst immer gerechtfertigten, im Augenblick aber doch ein wenig voreiligen Zorn. Es war

aus Artigkeit, daß ich diesen Aufsatz nicht holländisch, sondern lateinisch anfang, und aus Höflichkeit werde ich auch die Uebersetzung nicht dazu schreiben. Es geht mir grade, wie Ihrem Doctor, der auch seine Recepte lateinisch schreibt, weil Sie nicht wissen dürfen, was für häßliche Sachen er Ihnen zu schlucken giebt. Könnten Sie aber Ihre Neugierde, nein, Ihre Wißbegierde nicht bezwingen, wollen Sie durchaus die Bedeutung dieser Worte wissen, nun dann fragen Sie nur einen Ihrer gelehrten Freunde, den Prediger oder den Doctor, aber von mir hören Sie nichts.

Ich kenne wenig Sprüchwörter, die mehr Vorurtheil, Partheilichkeit und Ungerechtigkeit enthalten, als dieses. Es ist um rasend zu werden, wenn man es schon aus dem Munde eines Schuljungen hört, während der Schelm seiner Schwester oder Nachbarin einen schalkhaften Blick zuwirft, und sich seiner größeren Festigkeit und Geistesstärke wegen über „das schwächere Geschlecht“ erhebt. Ich wenigstens erinnere mich noch sehr gut, mit welchem Vergnügen ich diesen Satz aus meinem Bossius auswendig lernte, und wie ich damit bei mancher passenden oder unpassenden Gelegenheit einen Vortheil zu erreichen hoffte.

Seit ich etwas älter geworden bin, fühle ich jedoch vollkommen die Partheilichkeit und das Ueble dieses

Sprüchwortes in dem Munde eines Mannes. Nun erst sehe ich deutlich, daß man der einen Hälfte nicht ausschließlich die Fehler zuschreiben darf, die vielleicht der anderen noch viel mehr anleben. Ich finde in meinen eigenen Aufzeichnungen genug Augenblicke, in denen ich mich der Sucht nach neuen Zuständen und Genüssen und Veränderung, sowie der ungestümen Sehnsucht nach dem, was ich nicht besaß, schuldig gemacht habe. Ich habe einmal irgendwo gelesen, wie Jemand den Grundsatz, „daß ein Mensch sich alle sieben Jahre verändere,“ publice et solemniter vertheidigen wolle; aber ich kann ihm, denke ich, sehr leicht ad terminos non loqui bringen, indem ich einen anderen Satz aufstelle: daß nämlich ein gewöhnlicher Mensch in Europa alle sieben Monate, und Jemand, der zwischen den Wendekreisen lebt oder gelebt hat, alle sieben Tage seinen Geschmack, seine Begierden, seine Wünsche ganz umkehrt oder verändert. Es hängt allein davon ab, ob seine Begierden schnell oder langsam befriedigt werden; kaum hat er aber das Ziel seiner Wünsche erreicht, so zaubert ihm die Phantasie schon wieder ein neues Bild vor die Seele — um, bei Verwirklichung auch dieses Traumes, seinen Sinnen neue Gegenstände seiner Wünsche vorzuführen. — „Was für ein häßliches Klima! was für ein elendes Wetter! Kaum steckt man die Nase aus dem

Hause, und man muß fürchten, diesen edlen Theil seines Körpers zu erfrieren. Von oben bis unten beflanelt und betüffelst und betucht, verdumpft und verräuchert man in seiner Stube. Die Sonne scheint es ganz vergessen zu haben, daß hier auch noch ein Fleckchen ist, wo man ihr Gesicht einmal sehen und ihre Gnade genießen will. Alle Tage Nebel und Regen oder Frost und Schnee; pfui, was für ein Land! Glückliches Ostindien! da lebt man — da kann man wenigstens sehen — da kann man die frische Luft einathmen — da sitzt man nicht wie ein Gefangener im Käfig! Ich begegnete demselben Murrkopfe später in jenem „heiligen Ostindien“ wieder. Er hatte es im „lieben Vaterlande“ nicht länger aushalten können. Ein hübsches Landgut, eine barouche mit zwei schnellen Pferden, im Winter eine Loge in der Oper, alle Morgen bei seinem Frühstück zwanzig Zeitungen, die ihm unter hundert verschiedenen Formen die Tagesneuigkeiten verkündigten, nichts hatte ihn fesseln können. Selbst zwei engelgleiche Kinder hatte er im zarten Lebensalter Fremden zur weiteren Erziehung überlassen, und war nach dem Lande seiner Wünsche zurückgeflit. — „Es ist doch brütend heiß!“ war das erste Wort, das ich von ihm hörte. „Ob es an mir liegt, weiß ich nicht, aber es kommt mir gegenwärtig viel heißer in Ostindien vor, als früher. Und ich kann gar

nichts mehr vertragen, Alles bekommt mir schlecht. Reis, immer Reis! Und während man im Holland Abends eine gute Flasche leert, stürzen wir hier Wasser gläserweis hinunter. Nein, ich muß sagen, in Europa genießt man doch wenigstens sein Leben.“ — „Ja, aber das rauhe Wetter, der unwölkte Himmel, der immerwährende Nebel und Regen!“ — „Ach, dagegen kann man sich schützen, und wird es zu arg, so geht man nach dem Süden Frankreichs, nach Italien und tausend anderen Gegenden — dort ist es wenigstens nicht wie hier, wo man auf einer Insel sitzt und dableiben muß.“ Thoren die wir sind, die immer nach Veränderung verlangen, immer ungestüm begehren, was die Phantasie uns vor die Seele zaubert und die Gegenwart uns verweigert — und wer macht sich dieser Thorheit nicht schuldig! Ich weiß wohl, für uns Ostindiengäste sind Gründe, natürliche Ursachen, selbst Entschuldigungen dafür zu finden. Man verläßt meistens das Vaterland in einem Alter, welches den Uebergang der Jünglingsjahre zu dem Mannesalter bildet. Man hat die Dichter gelesen, die da sprechen von „den ewigen Morgenlanden,“ von dem „immer frischen jungen Grün,“ von dem „Schutze vor der heißen Mittagssonne unter dem kühlen Schatten der Palmen,“ von den eingebornen Schönen, „Adékas, schlank wie der Kokosbaum, in ungefühltem Empor-

blühen, reizend durch ihr Lächeln, liebenswerth von Antlitze, und herzensrein wie die reinen Sonnenſtrahlen.“<sup>1</sup> Und während uns im Vaterlande das Glück den Rücken kehrt, werden uns dort Anſehen und Ehre und Reichthum vorgespiegelt. Dieſe Vorſtellungen haben unſere Phantaſie rege gemacht, und wir gehen in das Land der Poeſie und des Goldes.

Da zeigt ſich ſchon die Küſte in der Ferne, ſeh- nend ſtrecken wie die Hände danach aus und voll von Entzücken und Erwartungen ſetzen wir den erſten Fuß an's Land. Aber es iſt mitten im Oſtmoeson,<sup>2</sup> in drei Monaten iſt kein Regentropfen vom Himmel niedergefallen, und anſtatt eines „ewiger Lenzes“ ſieht man kein einziges grünes Grashälmlchen: nichts als dürre Blätter, die von einem glühenden, Sand und Staub mit ſich führenden Winde uns in's Antlitze gejagt werden. Und wenn man an Stelle Adékas, Schönen begegnet, mit wackelndem Gange, Füßen wie die Holzblöcke, ſchwarzen Zähnen und eine Doſis ſiri<sup>3</sup> zwiſchen den Lippen; wenn man anſtatt Anſehen und Gold, Täuſchungen und Kupfer findet; dann verwünſcht man wohl die Dichter und Enthufiaſten, und gönnt ihnen zur Belohnung das Glück, unſern geringen Gehalt am vollen

<sup>1</sup> Helmers, die holländiſche Nation, Vierter Sang. <sup>2</sup> Ost- und Westmoeson trodene und Regenzeit. <sup>3</sup> ſiri Kautabaf.

Mittage in ſpecie nach Hauſe zu tragen und dann in dem Schatten eines „ſchlanken Kokosbaumes“ auszuruhen.<sup>1</sup> Es iſt nicht zu verwundern, daß der ſo Getäuſchte nach Veränderung ſchmachtet, wenn in dieſer trüben Wirklichkeit die unvergleichlichen Tage der Kindheit und Jugend, gehüllt in das duftende Gewand, womit ſie ſeine reiche Phantaſie ausſchmückt, vor ſeinem Geiſt heraufſteigen — es iſt nicht zu verwundern, daß er ſich dann nach jenem Lande zurückſehnt, wo er als Kind ſpielte und als Jüngling liebte. Aber daß doch Jeder dieſe Sucht nach Veränderung bezwingen und ihr nicht folgen möchte; ſie iſt ein betrügliſches Schattenbild, das ſie vorhält, das uns entſchwebt, wenn wir es faſſen wollen. Wir umarmen nur die Wolke Juno's! Das Vaterland iſt nach 15 oder 20 Jahren nicht mehr das Vaterland, das wir verließen. Unſre Freunde haben uns vergeſſen, ſind unſre Freunde nicht mehr, ſind todt! Unſer Herz iſt dem Genuſſe nicht mehr zugänglich, der in unſrer Jugend unſre Nerven wonnig erbeben ließ. Wir ſind kein Jahr in unſerm Vaterlande, und der Dämon, der uns dort quälte, verfolgt uns auch hier und treibt uns über den Ocean.

<sup>1</sup> Man erinnere ſich, daß dies 1840 geſchrieben wurde, im kupfernen Zeitalter Indiens, als Kupfer die einzige ſpecies war, die man zu ſehen bekam.

Wehe dem Unglücklichen, der das Alles verzehrende Feuer, die allmächtige Sucht nach Veränderung nicht zu bezähmen weiß! Er wird durch die entsetzlichste Unruhe umhergetrieben, nirgends findet er Raft, nirgends stillen Frieden des Gemüthes. Ich hatte einen Freund, der ein halbes Duzend Reisen nach Indien und zurück nach dem Vaterlande gemacht hatte. Er bekämpfte seinen inneren Feind nicht, er hörte auf seinen verlockenden Sirenengefang, er folgte seinem verderblichen Rathe. Der Unglückliche! Nirgends hatte er Ruhe. Immer jagte er Dem nach, was ihm die Gegenwart verweigerte. Er war Militair, Beamter, Kaufmann und Landwirth gewesen. In Indien zog er beinahe alle Monate aus; Freunde hatte er nicht. Die Bekannten, mit denen er verkehrte, wechselten fortwährend. Da stürzte ihn eine zehrende Krankheit auf das Krankenlager. Alle Ärzte kamen nach und nach an die Reihe, um an dem Unglücklichen zu praktiziren — endlich warf er sich in die Arme der einheimischen Heilkunde. Sein Krankenbett ließ er nach und nach in alle Zimmer seiner Wohnung stellen. Am Morgen seines Todes hatte er alle seine Bedienten gegen neue vertauscht. — „Bringt mich auf die andere Seite des Zimmers!“ waren seine letzten Worte, mit denen er seinen Athem anschnahte.

Thor, der er war! Immer etwas Anderes zu be-

gehren, als was sein Schickal ihm zuertheilte, um, wenn er erhielt, was er begehrte, doch wieder nach Dem zu trachten, was er früher befaß. Gott behüte uns vor solcher Thorheit! Sie vergällt uns alle Lebensfreude, sie bannt den erquickenden Schlaf von unserm Lager, sie wühlt mit mitleidslosen Händen in unserem Innern; für solche Unglückliche giebt es nur Ein Heilmittel — den Tod, der ihn an's Ende seines Herumschwärmens, zur Ruhe bringt.

Ich will mit dieser Bußpredigt meinen Landsleuten durchaus nicht anrathen, immer in ihren vier Pfählen zu bleiben. Es ist vielleicht eine Verkehrtheit, vielleicht aber auch ein Charakterzug unseres Volkes, daß man, zumal in gewissen Ständen, gegen eine Heimaths-Veränderung eingenommen ist, und lieber in seinem Geburtsort mit Täuschung und Mangel kämpft, als in der Fremde eine vortheilhafte und nützliche Laufbahn zu suchen. Aber ich will es Freunden und Nichtfreunden, ich will Allen, die sich in Indien befinden, ernstlich an's Herz legen: „Bleibt, wo ihr seid; bleibt in dem herrlichen Lande, wenn dort auch nicht der Himmel auf Erden ist; seid zufrieden mit eurem Loose, wenn Andere es auch besser haben, als ihr.“

Ich fürchte, mancher meiner Leser wird erstaunt fragen, wie dieß ganze Geschreibsel mit dem Titel im

Zuſammenhang ſteht, den ich darüber geſetzt habe. Von einem Japanſchen Steinbauer ſoll Etwas erzählt werden, und bis jetzt war es nur eine trockene Abhandlung über die Veränderungsſucht der Menſchen. Ich wußte auch wirklich nicht, wie ich mich wegen dieſes Einwandes entſchuldigen ſollte, und werde es wie jener Redner machen, der ſeine Zuhörer mit einer eine halbe Stunde langen Einleitung in den Schlaf geſprochen hatte, und dann ihre Nachſicht für das Folgende, für die eigentliche Rede, anrief. Vielleicht giebt es doch einige nachſichtige Leſer, die einen Zuſammenhang zwiſchen dem Vorhergehenden und dem Folgenden finden werden.

Obgleich ich nicht wie mein Freund „der Wandsbecker Bote“ in Japan geweſen bin, noch die Ehre habe, daſelbſt Seiner kaiſerlichen Majestät vorgeſtellt zu werden, um mit ihm über Poeſie und andere gelehrte Dinge zu ſprechen; ſo weiß ich doch zufällig Einiges von der Japanſchen Literatur, das ich bei dieſer Gelegenheit mittheilen will. Ich bin freilich nicht auf eine ſolch ſonderbare Weiſe dazu gekommen, wie Aſmus an das Ohr des Hofmarſchalls; aber ich glaube doch, daß die Lektüre meines Japanſchen Beitrages ebenſo viel Beifall finden wird, als die Beſichtigung des ſeinen.

Es wohnte vor Jahren in einem kleinen Dörfchen Sadsocma's, einer der Provinzen Japans, ein Steinbauer, der durch ſein ſchweres Tagewerk kaum die Bedürfniſſe ſeiner zahlreichen Familie ſchaffen konnte. An einem ſchönen Morgen ſtand er wieder an dem Quaderſteinfelsen am Ufer des Meeres, um Steine zu ſchlagen, als der Bürgermeiſter des Ortes vorbeikam. In meinem bequemen »norimond« oder wie wir das Ding nennen würden, in einem ſanft ſchaukelnden Tragſtuhl, vor den ſengenden Strahlen der Sonne geſchützt, ließ ſich das ehrbare Haupt der Bürger an den Ort ſeiner Beſtimmung tragen. Das ſah der Steinbauer, während er ſelbſt im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod verdiente.

— „Beneidenswerthes Loos,“ rief er aus, „ſo mühelos, ſo ohne Sorgen, im Ueberfluß zu leben! O Götter, erhöhet meine Bitte, und macht mich auch einmal zu einem Bürgermeiſter!“

Einer der Götter erhöhte ihn, und er wurde Bürgermeiſter. Alles früher erlittene Elend, ſowie die drückende Armuth war nun mit Einem Male vergeſſen. In Ueberfluß und Vergnügen, ſelbſt in Ueppigkeit, lebte er ein glückliches, ſorgloſes Leben. Nur Etwas quälte ihn. Er war der Erſte des Dorfes; Tauſende beugten ſich vor ihm in den Staub, aber der Dämon des Hoch-

mutheß zog in ſeine Bruſt ein. Dort, in der Hauptſtadt Sadſoema's, lebte ein Mann, der war größer, als er, vor dem mußte er ſich beugen, von dem erhielt er Befehle. Der Herrſcher der Provinz war der Stein des Anſtoßes für ihn.

— „Warum, große Götter, habt ihr mich nicht um eine Stufe höher geſtellt? Warum habt ihr aus dem Steinbauer nicht einen Fürſten gemacht?“

Die Japanſchen Götter ſcheinen ſehr milde zu ſein, denn unſer Freund empfing von Neuem, was er wünſchte. Niemand in der ganzen Provinz war nun über ihm. Alle gehorchten ſeinen Befehlen. Pracht und Reichthum umgaben ſeinen Palaſt. Ueberall begegnete er Ehrerbietung, Demuth und tieffter Ergebenheit. Ein Jahr war ſo in vollem Genuße ſeiner Größe verfloſſen. Da verließ er einſtens Sadſoema in Pracht und feſtlichem Aufzuge. Ein unzähliges Gefolge begleitete ihn, Fahnen mit goldenen Wappen, in buntfarbige Felber geſtickt, Pikeen, Hellebarden, Flinten, Piſtolen in ſeidenen Futteralen, Federbüſche und wehende weiße Roßſchweife, die auf langen Stöcken mit vergoldeten Knöpfen und ſeidenen Quaften prangten, Bogen und Pfeile und herrlich polirte Köcher, gefattelte Reitpferde, Jagdhunde und Jagdgeräthſchaften — das bewegte ſich Alles in buntem Gebränge vor ihm her. Aber in-

mitten all dieſes Prunkes ſaß die Hauptperſon, der Landesherr von Sadſoema, unruhig und unzufrieden in dem prächtigen norimond. Er verließ ſeine Provinz und reiſte nach Jeddo, der Hauptſtadt des Reiches, um dem Kaiſer von Japan ſeine Aufwartung zu machen. Ehrſucht iſt die Haupteigenschaft des Japaneſen, und nun wurde dieſe Leidenschaft des Landesherrn empfindlich verwundet. Er, der gewohnt war, ſeinen Unterthanen mit ſtolzer Haltung und ungnädigem Geſichte zu begegnen, er, der Niemand über ſich oder neben ſich anerkannte, er mußte jetzt einige Tagereifen weit ziehen, um in tieffter Stille die Wohnung des »ſiogoen,« des wirklichen Kaiſers, zu betreten, ſich demſelben auf Händen und Füßen zu nahen, ſich vor ihm zur Erde zu werfen, die Stirne auf den Boden zu neigen und in dieſer Stellung geduldig das Zeichen der Entlaſſung abzuwarten. Er erfüllte dieſe harte Pflicht; aber als er wieder in ſeinem norimond ſaß und, vor ſich ſelbſt erniedrigt, nach Hauſe zurückkehrte, da entſchwebte unwillkürlich der Wunſch ſeinen Lippen: „Würde ich doch auch einmal Kaiſer von Japan!“

Der regierende Kaiſer ſtarb, und durch eine eigenthümliche Verknüpfung der Umſtände, oder durch ein Wunder, wurde der Landesherr von Sadſoema ſein Nachfolger.

Wer beschreibt das selige Gefühl, das seine Brust erfüllte, als er in seinem prächtigen Palaste, von unzähligen Bedienten und Höflingen und Großen umgeben, von Allen als eine Gottheit verehrt und angebetet wurde! Wer mißt seine Freude, als die 73 Landesherren seines Gebietes von nahe und fern nach Jeddo strömten, um sich vor ihm zu demüthigen, und selbst der »Capitano Hollanda« von Decima aus den mühevollen Weg nach der Hauptstadt des Reiches machte, um Seiner kaiserlichen Majestät seine Huldigung darzubringen.

Aber in Japan giebt es noch Jemand, der größer als der Kaiser ist. Der »mikado« oder geistliche Kaiser wohnt zu Miako und der »siogoen« oder weltliche Kaiser ist verpflichtet, zu ihm zu reisen, um ihm durch religiöse Ceremonien seine Ehrfurcht zu beweisen und ihn anzubeten. Unwillkürlich fuhr ihm in dem Augenblicke, als er in tiefer Stille vor dem mikado auf den Knien lag, der Gedanke durch seine Seele: „Was ist doch alle Größe, aller Ruhm und alle Ehre, so lange man sich noch vor einem Anderen demüthigen muß? Was bin ich mehr, als die Vasallen, die vor mir kriechen, wenn ich mich so vor dem geistlichen Fürsten niederbeuge?“

Jeder Tag noch Nacht hatte der siogoen Ruhe,

kein Schlaf kam in seine Augen; nach Miako wandten sich unaufhörlich seine Blicke; mikado zu werden war das ungestüme Verlangen seiner Brust.

Dem Namen nach ist der geistliche Kaiser zu Japan der allmächtige Stellvertreter der Götter, aber eigentlich ist er nur ein Götz, den man anbetet, der aber im Uebrigen nichts zu sagen hat. Er darf seinen Palast nicht verlassen, darf sich vor Niemand sehen lassen, als allein vor dem siogoen, und wird vor Langeweile und Aerger so gequält, daß er nicht selten zu Gunsten eines Sohnes oder einer Tochter dem Throne entsagt. Bei solch einer Gelegenheit wurde, was eigentlich niemals in Japan vorkommt, unser siogoen zum geistlichen Kaiser erwählt, aber er fand auch jetzt nicht, was er suchte. Alle Vergnügen, die er früher genossen hatte, waren ihm nun untersagt.

Wohl war seine Ehrsucht befriedigt, denn er war in den Augen der Japanesen eine Gottheit geworden, deren Namen man nur mit Ehrerbietung aussprechen durfte — aber im Grunde fühlte er sich doch tief unglücklich. Immer in seinen Palast eingeschlossen, sah er bald ein, daß die scheinbare Allmacht des mikado eigentlich ein Nichts ist, da er selbst der Sklave von Gebräuchen, Gewohnheiten und Etiquetten ist. Sein Titel ist „Sohn der Sonne“ — aber wie oft



wandte er ſeine Blicke nach jenem prächtigen Himmelskörper, und wünſchte ſich die Freiheit, den Glanz und die Majeſtät der Königin des Tages, die, während er ſelbſt zwiſchen vier Mauern eingekerkert war, die ganze Welt überſah und täglich die ganze Welt durchreiſte.

Soweit gehört Alles, was ich erzählt habe, zu den Möglichkeiten. Ich würde auch Bedenken, der daran zweifelte, daran erinnern, daß es in einem Jahrhunderte, welches eine corſiſche Familie auf den Kaiſerthron von Frankreich, einen ſoldat de fortune zum Paſcha von Egypten, und einen Advokatenſohn zum König von Schweden erhebt, auch durchaus nichts Ungewöhnliches iſt, wenn ein Steinbauer geiſtlicher Kaiſer wird.

Aber nun kommt Etwas, das mich auf die Vermuthung bringt, dieſe Geſchichte habe ſich in den älteſten Zeiten zugetragen, als in Europa noch die Thiere ſprachen, und ausgezeichnete Menſchen und Helden als Sternbilder an den Himmel verſetzt wurden, und als in Japan ein Kaiſer ſein kaiſerliches Gebiet verließ, und durch die Götter in die Königin des Tages, in die Sonne, verwandelt wurde. Wie dem auch ſei, — ich überlaſſe es den Gelehrten, darüber ihre Conjecturen zu machen. — Wahrheit iſt es, daß der ſiogoen auf ſein Anſuchen eine Zeitlang, gleich dem Phöbus der Griechen, am Himmel geleuchtet hat. Nun ſollte

man denken, daß er endlich an dieſem erhabenen Plage glücklich war, den er ja allein im Weltall beſeidete, umſteltet von Myriaden glänzender Sterne, ſeinen Knechten und Wächtern; aber der Dämon der Unzufriedenheit ließ ihm keine Ruhe, und jagte und peinigte ihn wie ein Höllenfurie. Oft wurde ſein Glanz und Schimmer durch Wolken verdunkelt, die ihn verhinderten, ſeine Strahlen über das Erdreich zu ergießen. Dann murrte und klagte er.

Einmal, in einem Anfall toller Wuth, ſlehte er die Götter an, ihn in eine Wolke zu verwandeln, damit er auch einmal den Genuß haben könnte, die Majeſtät der Sonne zu umnebeln. Doch bereute er bald dieſe Wahl, die ihm durch die Götter gewährt wurde, denn die Wolken wurden durch Berge und Felſen angezogen, barſten nicht ſelten an ihrer eiſernen Bruſt, oder löſten ſich in große Regentropfen auf.

Als er ſeine Zukunft ſo vor Augen ſah, wurde er auf ſein Gebet in ſolch einen Felſen verwandelt, vor dem ſich ſelbſt die Wolken auflöſen.

Aber — zu was gelangt der menſchliche Geiſt nicht! Was iſt vor ſeinem Auge ſicher! — Auch in dieſer Geſtalt fand er keinen Frieden. Täglich beunruhigten die Steinbauer mit ihren Werkzeugen ſeine Klanken, um Quadern aus ſeinen Eingeweiden zu holen,

und wie hart auch der Stein war, die Kraft des Eisens höhle ihn doch!

— „Nein,“ dachte er, denn sein Bewußtsein war ihm unter all diesen Verwandlungen geblieben, „nein, der Zustand eines Steinhauers ist doch noch viel wünschenswerther, als der eines Felsens; denn durch seinen eisernen Arm wird selbst der Fels zerbröckelt. O ihr Götter, macht mich doch zu einem Steinhauer!“ — Und die Götter erhörten seine Bitte, und der Steinhauer wurde wieder, was er zuerst gewesen war.

Ich glaube, daß es auch außer Japan mehr von diesen Steinhauern giebt, wenn wir nur die Gabe hätten, Alles erhalten zu können, was wir wünschen und begehren. Wenigstens scheint Vater Silberdyk, der Mann, der selbst so oft über sein Loos murrte, derselben Meinung zu sein. Er sagt im Beginne seines Gedichtes: „Meine Bestimmung:“

„Wird' uns von dem Geschick, ob arm wir sein, ob reich,  
Der Wunsch sogleich erfüllt, den wir im Herzen tragen,  
Kein Sterblicher würd' doch, „nun sei es besser“ sagen.“

Sei darum zufrieden mit Dem, was du bist, und mit dem Wenigen, was du hast — so sage ich oft zu mir selber — du verlangst wohl nach dem Vaterlande und denkst da vielen Unannehmlichkeiten, die dir hier das Leben verbittern, vielen geistigen Quälereien,

vielen Täuschungen zu entgehen; aber bezwinde die thörichte Sucht, denn dort wird es nicht besser sein, als hier. Bist du auch im Vergleich zu so vielen Zuckercontrahenten, Kaffeepflanzern, Landeigentümern und Kapitalisten ein armer Schlucker, — begehre ihre Schätze und Reichthümer nicht, denn daran hängen oft mehr Thränen, als Glanz und Vergnügen. Dein Haus ist wohl klein und einfach; aber es lebt sicher reinere Freude und Fröhlichkeit in den Mauern deiner Wohnung, als in jenem prächtigen Gebäude, das seine Zinnen so stolz gen Himmel erhebt. In deinem alten, kleinen Wagen fährst du vielleicht mit mehr Friede und Gemüthsruhe, als jener Nabob in seiner glänzenden Equipage. Und wer oft verlangend danach ausschaut, auch einmal einen solchen goldgestickten Rock zu haben, ein so glänzendes Ritterkreuz zu tragen — der tröste sich nur mit dem Gedanken, daß alle diese Dinge, hauptsächlich in Ostindien, viel mehr Schweißtropfen kosteten, als der einfache Leinwandrock, womit er seine Glieder bedeckt — er erinnere sich dann immer an den Japanschen Steinhauer.

## III.

## Eine Sklavenauction.

Stets schäme ich mich, und stets erfarrt mein Blut,  
wenn ich an die Scenen denke, die ich einst in Batavia  
und Samarang gesehen habe, wo Menschen zu einer  
öffentlichen Versteigerung gebracht, auf einer Tafel zur  
Schau gestellt und betastet werden, wie Schafe und  
Kinder.

Sultan von Samarang.

„Ich stimme nicht mit Ihnen überein, Herr Nathanael, Sie meinen es gut, das glaube ich; aber Sie haben überspannte Begriffe, die sehr geeignet sind, zu beunruhigen, und doch zu nichts führen können. Ich bleibe dabei, daß die Sklaven es hier zu Lande sehr gut haben, und daß es eine sehr übel angebrachte Philanthropie ist, die Menschen aus einem Zustande herauszunehmen, in dem sie sich glücklich fühlen.“

— „Sie führen scharfe Waffen gegen mich, Herr von Spruit. Man kann bei unserer Nation Niemand mehr verdächtigen, als wenn man ihn der Übertreibung und Exaltation beschuldigt. Und doch bleibe ich dabei, daß

in diesem Lande mehr als irgendwo anders das Fortbestehen der Sklaverei eine nationale Sünde ist; obgleich ich zugestehen muß, daß die Sklaven es hier weit besser haben, als in andern Ländern.“

— „Ich verstehe Sie nicht! Hier werden sie menschlich behandelt — und hier gerade sollte die Sklaverei noch härter zu verurtheilen sein?“

— „Ohne Zweifel! An allen andern Orten übt die Sklaverei einen großen Einfluß auf den allgemeinen Zustand der Gesellschaft aus. Man kann sie nicht beseitigen, ohne diesem Zustande einen gewaltigen Stoß zu versetzen. Wird der Landbau und die Industrie durch Sklaven betrieben, und findet man für dieselben keinen genügenden Ersatz, so gehen mit der Abschaffung der Sklaverei Acker und Industrie auch zu Grunde. Hier aber ist von Alledem nichts der Fall. Denken Sie sich die Sklaven weg, so bleibt doch der ganze gesellschaftliche Zustand, wie er ist. Hier sind die Sklaven überflüssig, weil“ . . . .

— „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen in die Rede falle; Ihr Urtheil erscheint mir nicht sehr genau. Habe ich meine Leibeignen nicht als Hausbediente nöthig? Ich wüßte wahrlich nicht, wie ich ohne dieselben bestehen könnte.“

— „Ich glaube, daß ich besser bedient bin, als

Sie, und ich habe niemals einen Sklaven gehabt. Ich habe Freie im Dienste, Einige derselben sogar so lange, als ich hier bin.“

— „Das ist wohl möglich, aber ich kann nicht ohne Sklaven bestehen. Sind sie frei, so haben sie mir zu viel »tinkas«<sup>1</sup>, und drohen mir viel zu oft mit ihrem »minta brinti«<sup>2</sup>. Ich wollte, daß Sie und alle die Neuerungsfreunde nur hübsch in Holland geblieben wären!“

— „Sie ereifern sich, Herr Van Spruit, und folglich sind Sie im Unrecht.“

Dieses Gespräch wurde vor ungefähr acht Jahren in der Borgalerie eines Hauses von Rijswijk in Batavia geführt. Vor der Wohnung stand eine unübersehbare Reihe Wagen, deren Führer auf ihre Herren warteten. Ein Eingeborner schlug in regelmäßigen Zwischenräumen auf eine Art kupfernes Becken; das gewöhnliche Zeichen, daß Auction gehalten werden sollte. Auf dem Plage, auf dem vorher das Gespräch geführt wurde, stand eine Tafel, auf der eine Menge Gegenstände von Krystall, Silber, Porzellan u. aufgestellt war. Und alle Möbel des Hauses waren mit Nummern

<sup>1</sup> tinkas — Lamen.

<sup>2</sup> minta brinti — ich bitte um meine Entlassung.

und Zettelchen versehen. Zahllose Menschen aller Nationen und Sprachen drängten sich in der von allen Seiten geöffneten Wohnung, liefen durch alle Gänge und Zimmer und besahen die Möbel. Holländer, Franzosen, Deutsche, Engländer, Amerikaner, Armenier, Chinesen, Araber, Malayen, Javanen u. sah man hier in bunter Menge versammelt. Auch Herr Van Spruit mischte sich unter dieselben, sobald er sich mit finsternem Gesichte von dem Herrn Nathanael entfernt hatte. „Hier gerade die Sklaverei eine nationale Sünde!“ murmelte er noch leise vor sich, während er die Thüren eines Kleiderschranks mechanisch öffnete und schloß. „Wo hat das Volk es wohl besser, als hier?“ murrte er, indem er einen Secretair in Augenschein nahm und sich dann in einen Stuhl niederließ. Aber auch hier fühlte er sich nicht gemächlich. Er ging in den Garten. Da standen einige Equipagen, die mit zu den Gegenständen der öffentlichen Versteigerung gehörten. Auch die Pferde, Kühe und Schafe um und in den Ställen erwarteten dasselbe Schicksal. Die Menge beschaute Alles mit dem größten Interesse. Alles fand seinen Käufer.

Einem der Nebengebäude in der Nähe der Stallungen widmen die Auktionsbesucher besonders viel Aufmerksamkeit, dort sitzen auf einer bali-bali (Ruhebank) fünf Menschen, eine Frau mit ihren zwei Söhnen,

zwei kräftigen jungen Männern in der Blüthe des Lebens, mit freundlichen, einnehmenden Zügen, außerdem zwei junge Mädchen.

Die beiden Letzteren ziehen vor Allem die Aufmerksamkeit auf sich. Die regelmäßigen Gesichtszüge, der nur wenig gefärbte, beinahe weiße Teint, die feine, zarte Haut, die makellos weißen Zähne, die wie kleine Perlen glänzten, so oft sich die Züge zu einem freundlichen Lächeln bewegten; das reiche, rabenschwarze Haar, die runden Formen der wohlgebildeten Gestalten, die dunkeln, feurigen Augen voll Gluth und Leben — das Alles machte die zwei Mädchen zu Schönheiten ersten Ranges. Rechnet man dazu ihre kleidsame Sklaventracht, den in tiefen Falten niederfallenden sarong<sup>1</sup>, der durch einen silbernen Gürtel um die Hüften zusammengefaßt wurde, und die glänzend weiße, kurze Jacke von feinem Kattun, die den schwellenden Busen nur leicht verhüllte, — so wird sich Niemand wundern, daß Viele der jungen Männer, welche die Auction besuchten, ehe sie auf das Bureau gingen, vorzugsweise diese Stelle wählten, und am Liebsten gerade diese Gegenstände der Versteigerung beschauten.

Moetiara und Melati trugen ihre Namen mit

<sup>1</sup> sarong — Rod.

Recht. Die Eine war eine Perle (moetiara), die Andere eine duftende Blume (melati). Sie waren Waisen, hatten ihren Vater nie gekannt, und ihre Mutter, die Leibeigene einer bejahrten, braven, gutherzigen und christlichen Dame, war vor einigen Jahren gestorben. Sie hatten von ihrer Herrin eine gute Sklavenerziehung erhalten, waren sehr erfahren in Handarbeiten und hatten bis jetzt nur sorglose, glückliche Tage gekannt. Die gute Herrin war vor einigen Wochen plötzlich gestorben. Sie hatte veräußert, bei Zeiten die nöthigen Anordnungen zu treffen, durch welche ihre Sklaven nach ihrem Tode die Freiheit erhielten, wie es immer ihre Absicht gewesen war. Der Tod ereilte sie plötzlich, — die Sklaven mußten verkauft werden.

Wer kann beschreiben, was in den jungen Herzen vorging, als sie ihr Loos vernahmen? Man kann sich schwer in den Zustand von Sklaven versetzen, die an den Meistbietenden verkauft werden sollen, die nicht wissen, wessen Eigenthum sie in wenigen Stunden sind. Ganz unmöglich ist es aber, sich die Empfindungen zweier junger Mädchen zu vergegenwärtigen, die voll Lebenslust, unbekannt mit den Mühen und Sorgen dieser Welt, fröhlich und lebhaft, aber rein und unschuldig, plötzlich mit Seele und Leib Dem angehören sollen, der das meiste Geld für sie bietet. Moetiara und Melati

selbst hatten keinen Begriff von ihrer Zukunft. Sie wußten wohl, daß sie verkauft wurden; aber wenn sie an den neuen Besitzer dachten, stellten sie sich immer unwillkürlich eine Herrin vor, wie die gute alte Frau, die sie verloren hatten. Sie dachten an ein Leben, wie sie es bis jetzt geführt, Beschäftigungen wie die, zu denen sie auferzogen waren. In den Tagen der Jugend hat auch jede Veränderung ihren Reiz. Wohl hatten sie über den Verlust ihrer guten Herrin getrauert, wohl mit heißen Thränen ihre Leiche benetzt, aber ihr eigener Zustand hatte sie noch nicht beunruhigt oder bekümmert. Erst diesen Morgen hatte sich ihrer eine Art Unruhe und Verstörtheit bemächtigt. Die Vorbereitungen zu der Auktion hatten sie mit einem ungewissen und unbestimmten, unangenehmen und beklommenen Gefühl erfüllt; bei Aufstellung der Tafel war ihnen plötzlich in den Sinn gekommen, daß auch sie vielleicht darauf feilgeboten würden. Die stets zunehmende Menschenmenge, unter der sie so viele fremde und abstoßende Gesichter bemerkten, hatte ihnen Angst eingeflößt; furchtsam, traurig und schweigend hatten sie sich auf die für sie bestimmten Plätze niedergelassen. Als aber so viele unverschämte und mitleidlose Blicke sich auf sie richteten, als sie mit einem Tone angesprochen wurden, den sie niemals bei ihr verstorbenen Herrin gehört

hatten; als freche junge Männer Fragen an sie richteten, die eben nur eine Sklavin anhören muß — da erst fühlten sie ihren Zustand, senkten schamroth ihre Blicke, und Thränen erglänzten in den schönen Augen.

„Steht einmal auf!“ tönte ihnen plötzlich ein barsch ausgesprochener Befehl in die Ohren. Sie sahen einen alten Chinesen mit einem abscheulichen Gesichte vor sich, dem die thierische Lust einen ekelhaften Ausdruck gab. Seine Glieder waren steif und mager; ein schmutziger grauer Schnurrbart bedeckte seine Oberlippe; vom Wirbel seines Kopfes hing ein kurzer grauer Zopf herunter; von den steifen Fingern glänzten ein paar kostbare Diamanten, aber übrigens war seine Kleidung verwahrlost und zerrissen. Die beiden Mädchen schrakten zusammen, wie Tauben, die durch den Knall einer Flinten aufgeschreckt werden, und gehoramtan sogleich dem Befehle.

„Wie alt seid ihr?“ fuhr der Chineser Dei Hang fort. Er war Einer der Reichsten in Batavia; war vor fünf und zwanzig Jahren als Bettler mit einem wankang aus China gekommen, hatte aber jetzt über ein paar Millionen zu verfügen.

— „Ich bin sechzehn Jahre alt,“ war die bebende Antwort Moetiara's, „und meine Schwester fünfzehn.“

— „So!“ erwiderte Dei Hang und ging weiter, aber nicht ohne vorher noch einige unverfälschte Blicke auf die schönen Formen der Mädchen geworfen zu haben.

Die Versteigerung begann. Erst wurden die Pferde und das übrige Vieh verkauft, dann die Möbel, und um elf Uhr kam die Reihe an die Menschen. Eine Auction in Batavia gehört zu den öffentlichen Lustbarkeiten. Man geht nicht allein hin, um zu kaufen; man erscheint dort, um seine guten Freunde einmal zu sehen, um zuzugucken, zu schwatzen und zu lachen, die Neuigkeit des Tages zu hören und Geschäfte abzumachen; — man geht hin, um sich dort einige Augenblicke zu amüsiren. Aber Alle, die zu dieser Kategorie gehörten, entfernten sich jetzt nach und nach. Für die jungen Männer, welche nur Neugierde, besonders aber die Annonce über die Sklaven, gereizt hatte, wurde es doch endlich Zeit, sich auf ihre Comptoirs und Bureaux zu begeben. Nur die eigentlichen Käufer hatten sich um den Auctionator geschaart, und folgten ihm treulich, wohin ihn seine Functionen riefen.

Dadurch wurden die Sklaven auf kurze Zeit von den Besuchern und Beschauern befreit. Die alte Frau, die auch mit ihren beiden Söhnen auf der hali-bali saß und ebenfalls für den Verkauf bestimmt war, hatte

indessen mit angstvoller Sorge Alles um sich her beobachtet. Auch sie und ihre Söhne waren Leibeigene derselben Herrin; und schon lange hatte sie im Stillen den Wunsch genährt, Moetiara und Melati einmal für ihre Söhne bestimmt zu sehen. Sie hatte die beiden jungen Sklavinnen, Töchter von einer ihrer Freundinnen, unter ihren Augen aufwachsen sehen; sie kannte ihre guten Herzen und ihre vortrefflichen Eigenschaften, und hatte mit Freude den Keim der Zuneigung sich in den jungen Gemüthern entwickeln sehen.

— „Mir ist bange um Euch!“ sagte sie zu Moetiara und Melati. „Es ist nicht genug, daß wir getrennt werden sollen; meine Ahnung sagt mir, daß jener Chinese, der Mann mit seinem entsetzlichen Gesichte da, Euch kauft.“

— „Ach,“ war die Antwort der Mädchen, die durch das Vorgefallene in eine trübe Stimmung versetzt waren, „das Schlimmste ist, daß wir nicht mehr bei Dir bleiben, liebe Mutter!“

— „Nein, mein Kind; das Schlimmste ist das Schicksal, das Euch bei jenem Chinesen erwartet. Jetzt seid Ihr noch unschuldig und unverdorben, aber“ . . . . Und hier folgte eine Beschreibung von den Absichten des zukünftigen Käufers, und von den Mitteln, die er zu deren Erreichung in seiner Macht hatte, daß die

beiden Sklavemädchen vor Schauer zitterten und bebten. Mit einem Male war eine neue Welt vor ihnen erschlossen! Zum ersten Male fühlten sie, was es heißt, die Freiheit entbehren und Sklavenketten tragen. In solche Hände fallen, eine solche Zukunft haben: — wer ermüdet die Verzweiflung der Armen!

Unterdessen ging die Auction ihren geregelten Gang. Die monotone Stimme des Auctionators ertönte unaufhörlich. Pferde und Rindvieh waren bereits verkauft. Schon war man in der Wohnung beschäftigt; ein Möbelstück nach dem anderen wurde durch die gewandten und starken, dabei aber sehr vorsichtigen Koeli's<sup>1</sup> hinausgetragen und nach dem Hause des neuen Eigentümers gebracht. — Es giebt vielleicht kein Land in der Welt, wo die Wohnungen so schnell, so leicht und geregelt geräumt werden, als in Indien, und größtentheils kommt diese Ehre den Koeli's zu.

— Endlich kam die Reihe an die Sklaven. Man rief die fünf Menschen, die in dem officiellen Gouvernementsblatt, der „Javaschen Zeitung,“ schon Wochen vorher angekündigt waren. Aller Augen, sowohl der Kauflustigen, als der Neugierigen, waren nun auf diese kostbare Waare gerichtet. Mit niedergeschlagenen Augen

<sup>1</sup> Koeli — Tagelöhner.

und unsicherem Schritte nahen die Unglücklichen. Eines verbarg sich hinter dem Andern, indem sie eintraten; denn in Indien giebt es keinen Sklaven, wie wenig er auch im Allgemeinen seine Knechtschaft fühlt, der nicht einen Abscheu davor empfindet, wie ein Thier an den Meistbietenden verkauft zu werden. Mit dieser Schande droht der Herr, wenn ihm der Sklave mißfällt; um dieser Schande zu entgehen, läßt er sich viel gefallen.

— „Werden alle Fünf zusammen verkauft?“ fragte laut ein junges Herrchen in weißem Rocke, eine Cigarre im Munde, eine Brille auf der Nase.

— „Nein, mein Herr!“ war die Antwort des Auctionators. „Die Beiden hier, die wahrscheinlich nach Ihrem Geschmack sind,“ und hier wies er lachend mit einem Zeichen des Einverständnisses auf Moetiara und Melati — „können Sie besonders erstehen.“

Ein allgemeines Gelächter belohnte diesen Wit; nur die Sklaven lachten nicht.

— „Auf die Tafel!“ befahl der Auctionator; und sogleich wollte die alte Frau diesem Befehle nachkommen.

— „Nein, Alte, Du noch nicht! Erst die Zwei da neben Dir! Kommt, Mädchen, auf die Tafel!“

Thränen entstürzten den Augen der Unglücklichen, während sie den Schandplatz bestiegen, aber schnell unterdrückten sie dieselben. Da standen sie, den unver-



schämten Blicken und den faden Scherzen einen leichtsinnigen Menge preisgegeben. Da standen sie, suchten sich vergebens diesen Blicken zu entziehen und wußten nicht, wo sie sich vor Scham verbergen sollten.

— „Zwei Sklavinnen, Moetiara und Melati, die Eine sechzehn und die Andere fünfzehn Jahre alt! Wer bietet?“

— „Werden sie nicht einzeln verkauft?“ fragte ein Araber, der an dieser Waare Geschmack zu finden schien.

— „Nein, die Auktionsbedingungen lauten: zusammen. Wer bietet?“

— „Acht hundert Gulden!“ rief der Araber.

Bei dem Gebote dieses Menschen sahen die beiden Sklavinnen schüchtern auf. Man hatte ihnen so oft erzählt, daß die Araber sehr harte Herren wären; sollte er ihr Herr werden? Aber als sie um sich sahen, fiel ihnen der Chinese von heute Morgen in die Augen. Plötzlich tritt die Scene, welche die alte Frau ihnen geschildert hat, in ihren dunkelsten Farben vor den Geist der Mädchen. Ein Beben fährt durch ihre Glieder; aber glücklicherweise schweigt der Chinese.

— „Wer bietet mehr als acht hundert Gulden?“ fragt der Auctionator.

— „Tausend Gulden!“ ruft ein ziemlich gesetzter Mann von mittleren Jahren und mit einem Ausdrücke,

der sich vergebens abmühte, barsch zu erscheinen, ohne daß ihm dieser Versuch glückte. Es war unser Freund Van Spruit, der Vertheidiger der Sklaverei, der auf den Herrn Nathanael wegen dessen anderer Meinung so böse geworden war.

„Ich thue es nur“, sagte er zu seinen Nachbarn, „weil ich die Kinder nicht gern in die Hände eines Arabers kommen sehe, denn meine Frau hat schon Sklavinnen genug.“

Der Hang saß auf einer Bank unfern der Tafel, und hielt seine Blicke unverwandt auf die Waare gerichtet, die eben ausgerufen wurde.

„Zwölf hundert Gulden!“ rief er mit heiserer Stimme. Moetiara und Melati schienen durch dieses Wort wie vom Donner gerührt. Sie brachen in lautes Weinen aus und bedeckten ihr Gesicht mit den Händen.

— „Was soll das heißen?“ fragten Einige der Umstehenden. „Warum macht Ihr solch Aufsehen?“

— „Ach Herr!“ antwortete Moetiara, sich an die Nächststehenden wendend, „verzeih' uns! Aber laß den Chinesen uns nicht kaufen! Wir bitten, wir flehen Dich an, verhilte, daß wir keine Beute werden! Wir wissen, was er mit uns vorhat!“

Ein lautes Gelächter erscholl aus manchem Munde,

aber zu meiner Gemugthung kann ich bezeugen, daß auch auf manchem Antlitze Entrüstung zu lesen vor.

— „Dreizehn hundert Gulden!“ sagte der Herr, der eigentlich keine Sklavinnen nöthig hatte; und nun entstand zwischen ihm und Dei Hang ein Kampf, durch den das Gebot nach und nach bis zu 2400 Gulden stieg. Mit Angst und Verzweiflung folgten die beiden Mädchen diesem Streite. Sie schienen mit Augen, Händen und Geberden den Herrn Van Spruit anzuflehen, sie doch nicht dem alten Wüßling preiszugeben. Bei jedem neuen Gebote des Letzteren schrakten sie zusammen, bei jedem Worte des Ersteren erhellte ein Strahl von Hoffnung ihre schönen Gesichter.

— „2400 Gulden! Dei Hang hat das Gebot!“ rief der Auctionator.

— „Ich gehe nicht höher!“ sagte Herr Van Spruit zu den Umstehenden. „Ich habe die Sklavinnen nicht nöthig; ich wollte“ — —

— „Erbarmen, Herr, Erbarmen!“ jammerten die beiden Mädchen. „Gott wird Dir vergelten! Rette uns! Rette uns!“

— „Macht nicht solchen Lärm!“ befahl der Chinese, und indem er sich zu dem Auctionator wandte: „Fahren Sie fort, Sie sehen wohl, Niemand bietet mehr!“

— „2500 Gulden!“ tönte es plötzlich aus dem

Munde des Herrn Van Spruit. Umstehende haben später erzählt, wie seine Stimme dabei zitterte und bebte.

— „2600 Gulden!“ ließ der Chinese unmittelbar darauf folgen, während nicht die geringste Veränderung in seinen Gesichtszügen zu sehen war.

— „Wir wollen Dir nicht angehören!“ weinten und jammerten die beiden Sklavinnen verzweiflungsvoll. „Kauf' uns nicht! Wir folgen Dir doch nimmermehr! Wir laufen dir weg! Wir“ — — — —

— „Nun, nun, macht nicht zu viel Geschrei! Vor Euren Drohungen ist mir nicht bange! Die Polizei wird mir schon helfen; ich bin in meinem Rechte!“

— „Dei Hang hat das Gebot! 2600 Gulden! Bietet Niemand mehr?“ — Da fiel der Hammer.

Dei Hang war nun Eigenthümer von Moetiara und Melati. Verzweifelt verließen Beide die Tafel. Der Chinese lachte über ihr Zammern und ihre Thränen. Er rief einen Polizeibeamten, und mit Gewalt, da sie nicht gutwillig folgten, wurden die Schlachtopfer nach seiner Wohnung geschleppt. Die Polizei! Die holländische Regierung kam dem Chinesen zu Hülfe, um die Sklavinnen, sein gekauftes Eigenthum, in seine Gewalt zu bringen, um ihn gegen den ungesetzlichen Widerstand ungehorsamer Leibeigener zu beschützen, um ihn, den gesetzlichen Eigenthümer, zu sei-

nem Rechte zu verhelfen. Ederl' Beruf der holländischen Regierung! —

Was ist aus den Unglücklichen geworden? Am andern Morgen wurden sie von Dei Hang, immer mit Hülfe der Polizei, auf ein Landgut gebracht, das er im Hochlande Batavia's besaß. Ihr ferneres Loos, — ich weiß es nicht. Ich habe niemals wieder von ihnen gehört.

Auch kein anderer Mensch hat je wieder von ihnen gehört. Aber daß ihre Unschuld hingemordet und ihr ganzes Lebensglück zerstört ist, daß es Dei Hang nicht an Mitteln fehlte, sein Ziel zu erreichen, und daß selbst die Polizei, die ihm zu seinem Rechte verhalf, seine Handlangerin wurde, wer zweifelt daran?

Glaubt nicht, daß dieser Fall eine seltene Ausnahme ist. Wenn man sagt, daß das Loos der Sklaven sehr erträglich, ja zuweilen glücklich sei, so geb' ich dieß gern zu, doch nur unter zwei Einschränkungen. Das größte Glück ist doch immer die Freiheit, und diesen Mangel fühlt der Sklave meistens tief, und Diejenigen, die in die Hände von Chinesen und Arabern fallen, haben ein keineswegs beneidenswerthes Loos. Und die meisten Sklaven sind gegenwärtig in den Händen dieser beiden Nationen!

Am Schlusse der Auction begegnete Herr Natha-

nael dem Herrn Van Spruit, faßte seine Hand und drückte sie mit Wärme.

— „Sie sind ein edler Mensch!“ rief er aus. „Sie haben ein vortreffliches Herz!“

— „Wie so?“ fragte Herr Van Spruit verwundert. „Sind Sie toll geworden? Was sichts Sie an?“

— „Denken Sie denn, daß ich nicht gesehen und gehört habe, wie Sie für die beiden armen Kinder in die Schranken getreten sind?“

— „Nun, weiter nichts?“

— „Und nun stimmen Sie mir doch bei, daß hauptsächlich hier zu Lande, mehr als irgendwo anders in der Welt, Sklaverei eine nationale Sünde sei. Betrüben wir uns selbst nicht, mein Freund! Haben es die Sklaven auch in der Regel bei den Europäern gut: das Trauerspiel von heute Morgen beweist schlagend, wie viel Ausnahmen es giebt. Und welche Unsittheit! Und das Alles in einer Gesellschaft, die sogleich, ohne die geringste Störung, von diesem Gräuäl befreit werden könnte. Ein Beschluß der Regierung, — und es giebt hier keine Sklaven mehr!“

Herr Van Spruit antwortete nicht; aber er reichte Nathanael die Hand, stieg in seinen Wagen und fuhr schnell davon.


So war der Zustand im Lande, und wir rufen  
Indische Bibliothek. I.

Alle zu Zeugen, die Indien vor zehn und mehr Jahren kannten, daß diese Schilderung nicht übertrieben ist. Aber der Kampf gegen jenen Zustand ist nicht fruchtlos gewesen, seit dem 1. Januar 1860 ist die Sklaverei in Indien abgeschafft. Sie war schon längst der öffentlichen Meinung verfallen, aber die allgemeine Denkweise war der Regierung weit voraus. Während eigentlich nichts einer sofortigen Emancipation aller Sklaven im Wege stand, suchte man immer noch so viel als möglich zu temporisiren und die Sache auf die lange Bank zu schieben. Die öffentliche Meinung hat die Regierung gedrängt, — und die Sklaverei ist abgeschafft.

Wir freuen uns darüber, wir jubeln über diesen Ausgang, wir sind überzeugt, daß Jeder unserer Landsleute, der unseren Bericht gelesen hat, dankbar anerkennt, daß nun endlich diese Schuld Hollands an den Geist der Humanität abgezahlt ist. Noch eine andere Schuld drückt uns, schwerer, unverantwortlicher vielleicht, als jene. Wie langen müssen wir noch warten, ehe die Regierung auch dieser ein Ende macht?

## IV.

## Ein Ausflug nach 10000' Meereshöhe.

 Wenn man von der Residenz Cheribon aus den großen Postweg bis auf eine kleine Entfernung von Palimang verfolgt, dann führt links ein Seitenweg durch einen bevölkerten und fröhlichen Strich Landes, von dem uns überall das frische Grün des Indigo und die reichgefüllten Aehren der Reisfelder entgegenlachen. Wir sind in der Regentschaft Radjagalo, und befinden uns, nachdem wir einige Dörfer in der schattigen Kühle von Bambusbäumen durchwandert haben, in der von Kokospalmen und andern unzähligen Fruchtbäumen versteckt liegenden Hauptstadt des Distriktes Radjagalo. Unsere Zeit erlaubte uns glücklicherweise in dem nahegelegenen Walde den »keboeioetan« oder den Platz, auf dem ein Stein einige Fuß hoch aus der Mitte eines offenen Felsens hervorragt, zu besuchen, von dem man wunderliche Dinge erzählt. Wir erfahren, daß der König von Galo im

Kampfe gegen den Anführer des Islam, Sech Ibn Moelana, im Augenblick, wo er zum Kriegsgefangenen gemacht werden sollte, auf derselben Stelle, auf der wir nun stehen, plötzlich verschwunden sei, und daß als Denkmal dieses Ereignisses dieser Stein durch übernatürliche Kräfte dahin versetzt wurde. Aber außer diesem Uebernatürlichen an jener Stelle giebt es auch viel Natürliches, das unser Interesse verdient. Auf den Ton eines »tonton,« auf welches Einer der Begleiter schlägt, erhalten wir den Besuch von mehr als hundert Affen. Und obgleich nun ein solcher Besuch nicht eben viel Anziehendes hat, rathe ich doch Jedem, denselben nicht zu verschmähen. Man kann dort sein Glück befragen.

„Ach Herr!“ sagte Einer der Javanen, welche mich begleiteten, — „ach Herr, seht Ihr das?“ und dabei wies er nach dem Steine. Auch ich wandte meine Augen auf den angedeuteten Punkt. Einer der größten Affen, der, wenn es wahr ist, was man von dem Lebensalter dieser Thiere erzählt, sicher achtzig Jahre alt sein mußte, ein Greis mit einem sehr ernstern und ehrwürdigen Aeußern, saß auf dem Steine und schaute bedächtig um sich her. „Seht Ihr das, Herr?“ wiederholte der Javane mit allen Zeichen der Verwunderung, — „das ist der Häuptling jener Thiere, der »Koewoe.«“

Da ich nun gar nichts Verwunderliches darin sah,

daß ein Affe auf einem Steine saß, so konnte ich mir von der Aufregung meines sonst so lakonischen Begleiters keinen Begriff machen. Er aber betrachtete die Sache aus einem ganz andern Gesichtspunkte.

„Das ist ein Zeichen von Glück und Segen“ — fuhr er fort — „Ihr werdet glücklich sein, und in Euer Vaterland zurückkehren; denn es geschieht fast niemals, daß einer dieser Affen sich auf diesen Stein niedersetzt; und daß dieß gerade der Koewoe thut, ist ein seltner Fall, der vielleicht noch nie vorgekommen ist. Und nun geschieht es gerade, während Ihr hier seid. — Dieß ist eine untrügliche Vorbedeutung von Glück.“

Obgleich ich die Richtigkeit dieser Schlussfolgerung nicht gerade einsah, wurde mir die Sache dennoch später durch mehrere Javanen, die ich danach fragte, bestätigt, und man betrachtete mich wirklich als einen vom Schicksal Auserwählten. Gegen solche gründliche und zahlreiche Beweise und Schlüsse ist natürlich nicht viel einzuwenden. Obwohl ich nun bis zum heutigen Tage noch keine besonderen Glücksfälle erlebt habe, so wird sich hoffentlich die Bedeutung, welche diesem wichtigen Ereignisse beigelegt wurde, später erfüllen.

Erst bei Anbruch der Nacht verließen wir Badjagato. Der Mond, vorzüglich in Indien eines der lieblichsten Himmelslichter, für Reisende viel angenehmer

und mehr noch ersehnt als seine Schwester, die glühende, versengende und brennende Sonne — der Mond begleitete uns weiter auf unserer Reise nach Sindankassi, der Hauptstadt der Regentschaft Madjatengka. Ohne Schwierigkeit kamen wir über Flüsse, deren Brücken während der letzten Regenzeit durch die schrecklichen »bandjers« (Ueberschwemmungen) fortgerissen waren, und gegen acht Uhr Abends befanden wir uns in dem prächtigen »dalm« (Schloß) des Herrschers Raden Adipati Aria Karta di Ringrat.

Ich erwähne nichts von der Herzlichkeit und zuvorkommenden Freundlichkeit des Gastherrn. Jeder, der eine Reise durch Java beschreiben will, muß seine Leser benachrichtigen, daß er nur diejenigen Häuser nennen will, wo er keine zuvorkommende Gastfreundschaft empfing, da die Aufzählung aller Liebenswürdigkeiten, die er auf seiner Reise erfuhr, einen großen Theil seines Buches anfüllen würden. Ein herrliches Souper, ein kühles Schlafgemach, ein gutes Bett und den folgenden Morgen ein erfrischendes Bad in hellem Brunnenwasser sind für einen Reisenden auf dieser Insel die erwünschtesten Dinge, welche auch uns mit der größten Bereitwilligkeit gewährt wurden.

Schon früh am Morgen saßen wir wieder im Wagen und schlugen, nachdem wir das reinliche, langaus-

gestreckt und angenehm liegende Negerdorf Sindankassi verlassen hatten, den Weg nach Madja ein, der Hauptstadt des gleichnamigen Distriktes. Nach und nach erhob sich der Boden, und als wir in Madja unsere Wagen gegen Reitpferde vertauscht hatten, erinnerte uns die angenehme Kühle und erfrischende Luft, die wir einathmeten, deutlich genug daran, daß wir das Gebirge bestiegen, hätten wir auch vor der zauberhaften Landschaft die Augen geschlossen. Ein jeder Schritt des Pferdes brachte uns höher und höher, und wenn auch dann und wann eine Senkung uns wieder etwas bergabwärts führte, so erreichten wir durch die Ersteigung des nächsten Gipfels eine um so größere Höhe. Ich kenne nichts Angenehmeres, als eine Reise zu Pferde durch das Gebirge. Nirgends findet man eine größere Abwechslung der schönsten Naturscenen und der herrlichsten Aussichten. Jetzt führt der schmale, sich krümmende Pfad an einem steilen Abgrunde vorbei, dann wieder greift der Reisende unwillkürlich in die Mähnen des Pferdes, wenn das mutthige Roß mit Anspannung all' seiner Kräfte leuchend, schäumend und schnaubend den steilen Pfad aufwärts klimmt. Und hat man die Höhe erreicht, dann sieht man plötzlich hundert Fuß unter sich einen Bergstrom hell wie Krystall dahinbrausen, über den unser Weg dahinführt. Langsam,

vorsichtig, beinahe jeden Schritt berechnend, klettert das Thier die eben erst erkommene Höhe wieder hinunter und durchwaten die frische Fluth.

Unter solch abwechselnden Scenen erreichten wir nach einem Ritt von ungefähr drei Stunden den Eingang zu einer Kaffeepflanzung, und man hieß uns zu Argalinga willkommen.

Argalinga ist ein entzückender Ort. Er liegt 3880' über dem Meer, an einem der Abhänge des Berges Tjermei, und ist ein sogenannter »pasangenanah« oder Ruheplatz, ein Nachtquartier für die Reisenden. Ich will versuchen, ein Bild davon zu entwerfen. Tief im Gebirge liegt eine Fläche von anderthalb Stunden im Umkreise, die überall mit den schönsten Kaffeepflanzungen bedeckt ist. Früher hatte man diesen zierlichen und wenn er in voller Blüthe oder mit Früchten beladen ist, so wunderschönen Strauch in die Wälder gepflanzt, die seit Jahrhunderten das Gebirge bedecken. Hier und da wurde einer der alten, ehrwürdigen Bäume gefällt und an seine Stelle traten Kaffeepflanzungen; Alles zusammen ließ man wild aufwachsen. — Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß der sogenannte »Waldkaffee« nicht die gewünschten Resultate liefert. Auch in Argalinga findet man an verschiedenen Stellen hoch oben im Gebirge noch solche wildwachsende

Sträucher; aber im Ganzen sieht man doch beinahe überall geregelte Kaffeepflanzungen, wo der Kaffee in regelmäßiger Entfernung von einander gepflanzt wird, und wo er unter dem Schutze schattiger, und dazu absichtlich gepflanzter Dadap-Bäume üppig grünt und blüht und reiche Früchte trägt. Ich freue mich dieser Art des Anbaues, nicht nur, weil sie eine reichere Ernte giebt, sondern auch, weil seit ihrer Einführung Argalinga in den ausgebreiteten Kaffeepflanzungen zugleich die schönsten Promenaden besitzt. Und hier sind diese Spaziergänge nicht wie in Batavia und in anderen flach gelegenen Landstrichen ein »niemals benutzter, niemals besuchter Ueberfluß.« Dort mag wohl jeder Schritt Schweißperlen auf die Stirn treiben; dort mag auch Spazierengehen keine Erholung, sondern nur Mühe und Anstrengung sein; — hier, in einem Klima von des Morgens 50°, des Mittags 70° und des Abends 60° Fahrenheit ersteigt man die Berge und durchschwärmt die Wälder, ohne Ermüdung zu fühlen. —

Die Wohnung, in der wir hier vierzehn Tage zubrachten, besteht aus einem guten, hölzernen Hause in der Mitte eines Gemüsegartens, der während unsres Aufenthaltes vortrefflich für unsre materiellen Bedürfnisse sorgte. Jeden Morgen erinnerte uns ein Geruch herrlicher Erdbeeren an Europa, und hätten wir die

Augen vor der Naturschönheit um uns her schließen, und unsere Phantasie die Berge in flaches Land umschaffen können, — so hätten wir die schneeweißen Spargel, die zarten Erbsen, die Schoten, die blaugehauchten Pflaumen, die duftigen Pfirsiche, und wer weiß, was noch Alles, — uns wohl in's liebe Vaterland zurückversetzt. Die Illusion wurde noch größer, wenn wir Nachmittags zwischen drei und vier Uhr, anstatt eine in Indien so unentbehrliche Siesta zu halten, zusammen in der Borgalerie am Theetisch saßen, ohne schwere Augen und müde Glieder zu fühlen. Das Singen des kochenden Wassers, der dem Kessel entströmende Dampf, die angenehmen Gespräche, die nicht durch die ewigen Klagerufe: „Es ist hier doch entsetzlich heiß,“ oder »Allah baai baai panas,«<sup>1</sup> unterbrochen werden.

— Das Alles weckte ein holländisches Gefühl in unserer Brust, und ließ wieder einmal „Niederländisch Blut“<sup>2</sup> durch unsre Adern fließen. Aber ich wiederhole es, um lange in dieser Täuschung zu verbleiben, hätten wir unsere Blicke nicht hinaus richten müssen — denn da stand der hohe Tjermei mit seinen stolzen Scheitel

<sup>1</sup> Panas — Wärme.

<sup>2</sup> Anfang des niederländischen Volksliedes.

die Wolken küßend, um uns zu erinnern, daß wir uns nicht im flachen Holland, sondern im gebirgigen Java befanden.

— „Ist gar keine Möglichkeit, einmal da hinauf zu kommen?“ hatte ich schon manchmal ausgerufen, wenn ich bei heller Luft den abgestumpften Bergfegeln im Azurbad saß.

— „Wir wollen sehen,“ war dann immer die Antwort meines freundlichen Wirthes.

Und nun wurden überall Berichte eingezogen: über den Weg hinauf, über die beste Art und Weise der Besteigung, über die damit verbundenen Mühseligkeiten, — überhaupt über Alles, was bei solchen Gelegenheiten wissenschaftlich ist. Die Nachforschungen fielen nicht ungünstig aus. Der demang<sup>1</sup>, der die Aufsicht über die Kaffeplantagen Argalinga's hatte, ein Javane von mehr als sechzig Jahren, kannte den Tjermei so gut, wie ein pensionirter ostindischer Beamter oder Officier in den Niederlanden die Barsche und Rothaugen, nach denen er täglich angelt. — Nicht selten ging er aus bloßer Liebhaberei hinauf, und die Nachricht, daß wir ihn auf solch einer Wanderung begleiten würden, war dem alten Manne sehr angenehm.

<sup>1</sup> Demang — Ortsvorsteher.



Schon früh am Morgen sah man das stille Argalinga in einer großen Bewegung, die etwas Außergewöhnliches zu bedeuten schien. Hier waren ein paar Koelis<sup>1</sup> beschäftigt, eine Kaffeekanne, einen Wasserkessel, einige Flaschen Wein und Gläser, Tassen, Teller und dergleichen Dinge mehr mit Rohr zu umwinden, um sie besser transportiren zu können; denn wie gastfreundlich uns auch der Tjermei einzuladen schien, von solchen Erfindungen des Luxus war er noch ganz und gar entblößt. — Dort machten andre Javanen Kissen und Matten, Decken und Röcke bereit, — denn unser Vorhaben war, eine Nacht auf dem Berge zuzubringen. An einer anderen Stelle sah man Reis und gebratene Hühner, Wein und Bier, Kaffee und Thee und andere Lebensmittel ebenso vorbereiten, — denn wir ahnten wohl richtig, daß uns dieß Alles von großem Nutzen sein würde. Nach und nach kamen von allen Seiten Reiter und Fußgänger herbei. Drei Reitpferde standen gezäumt und gefattelt, ein Tragsessel wurde bereit gemacht, und endlich erschienen auch die Menschen, für welche alle diese Vorbereitungen getroffen waren, bereit, den Zug zu beginnen. Es waren Drei an der Zahl, unter ihnen eine Dame, die muthig genug war, einen

<sup>1</sup> Koeli — Tagelöhner.

von ihrem Geschlechte noch nie betretenen Weg zu gehen, eine Höhe zu erklimmen, die noch keine ihrer Schwestern jemals erreicht hatte. Der Zug setzt sich in Bewegung. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß es wohl fünfzig Personen, Fußgänger und Reiter, waren. Ich wunderte mich selbst darüber, denn ich wußte, daß Niemand Befehl erhalten hatte, uns zu begleiten, aber daß es Jedem frei stand, es zu thun.

— „Wie kommt es doch, daß so viele Menschen mitgehen?“ fragte ich einen bukkel (Dorsoberhaupt), der neben meinem Pferde lief, und mit dem ich schon vorher eine Unterhaltung angeknüpft hatte.

— „Wir thun es gern!“ erwiderte er; aber ich war mit dieser Antwort nicht zufrieden, denn ich wußte, daß der Javane mit lachendem Munde die schwersten Lasten für uns trägt, und selbst dann seine angeborene Höflichkeit nicht vergißt, wenn ihm unsre Behandlung die Thränen aus den Augen preßt.

— „Ja aber es ist doch sicher angenehmer, auf einem bali-bali<sup>1</sup> ein wenig zu plündern und siri<sup>2</sup> zu kauen, als sich so in den Schweiß zu laufen?“

— „Das ist wohl wahr, Herr; aber hier ist eine Ausnahme, denn so lange ich lebe, habe ich den Tjermei

<sup>1</sup> bali-bali — Ruhebank.

<sup>2</sup> siri Kautabak, Betel.

befuchen wollen, und das ist nun die erste sich darbietende Gelegenheit.“

— „Die erste Gelegenheit, die sich darbietet? Nun, ich meine doch, ihr könntet jeden Tag hinaufgehen.“

— „Nein, Herr, wir geringen Leute können das nicht allein; die großen Herren müssen uns dazu verhelfen.“

— „Die großen Herren euch helfen?“ — dachte ich; aber mit einem Male fiel mein Auge auf die Lebensmittel und alle die mannigfachen Bedürfnisse, unter welchen die guten Javanen lebten, und die da oben für uns unentbehrlich waren, — während ich noch nichts bemerkt hatte, was zur Bequemlichkeit ihres Aufenthalts dienen konnte. Und als ich dabei dachte, daß sie den Weg gesucht und gebahnt hatten, daß die Meisten von ihnen liefen und wir ritten, daß sie auf den gefährlichsten Stellen unsere Pferde führten, — mit einem Worte, daß sie Alles für uns, wir aber nichts für sie thaten — so muß ich bekennen, daß seine Antwort ein Räthsel für mich war. Aber der bukkel entriß mich bald dieser Träumerei. Er sprach von den Geistern, die auf dem Tjermei hausen, von ihrer gewaltig großen Kraft und Majestät, und von der Nothwendigkeit, ihre Gesellschaft nicht allein, sondern mit Vielen zugleich zu suchen. Die Hülfe von uns „großen

Herren,“ wie der Mann uns zu benennen beliebte, bestand also darin, daß wir die erste Anleitung zu dem Zuge waren, und dann, weil wir der Mittelpunkt einer Gesellschaft Menschen wurden, die sich um uns schaar-ten, um so besser dem Einflusse der Geister widerstehen zu können.

Man darf den „dummen Javanen“ darüber nicht auslachen. Diese Vorstellung ist die Grundlage unserer Oberherrschaft über ihn. Stände seine physische Kraft und unser moralischer Einfluß nicht in dem Verhältniß, welches mein bukkel in seiner Einfalt so treffend mit wenigen Worten bezeichnete; lebte er nicht in der Schwachheit der Kinderjahre, wir in der Kraft der Männlichkeit, dann wäre es mit unserer Herrschaft zu Ende. Wir sind der Motor, der ihn in Bewegung bringt, — sie sind die Räder der Maschine. Wir sind der Geist, der den Körper beseelt, sie sind die Glieder desselben.

Wer das Ersteigen eines Berges für etwas Leichtes hält, der hat es sicher noch nicht probirt. Der Tjermei ist bei weitem nicht der beschwerlichste Berg; — und doch würde man über alle Kräfteanstrengungen, alle Schweifstropfen, alle Seufzer, alle mühevollen Athemzüge sicher erstaunen, die uns seine Ersteigung kostete. Wir ritten durch regelmäßige Kaffeepflanzungen, die uns ihren angenehmen Schatten boten, — stiegen ein paar

Abhänge hinauf und hinunter, und wieder hinauf, bis wir eine Pflanzung von Waldkaffee erreichten. Wir waren jetzt schon mehr als 5000' über Meer, und das Klima ist hier so verschieden von der gewöhnlichen Luftbeschaffenheit Java's, daß wir den Strauch mit der duftenden Frucht Mokka's ganz ausgeartet fanden, mit schweren, dunkeln Blättern, verkrüppelt und ohne Früchte. Die Anpflanzungen sind sich hier selbst überlassen, und bald wird die kraftvolle Vegetation durch unzählige Baum- und Buscharten den Platz wieder unkenntlich machen, auf dem früher Menschenhände arbeiteten.

— „Wodurch sind diese Löcher entstanden!“ fragte ich meinen bukkel, der mir noch immer Gesellschaft leistete, indem ich auf runde Vertiefungen in dem Boden hinwies, die von ungefähr anderthalb Fuß Durchmesser, in regelmäßiger Entfernung von einander zu sehen waren.

— „Das sind die Fußstapfen eines Rhinoceros,“ antwortete er mir, ohne das Gesicht zu verziehen, auf die gleichgültigste Weise von der Welt — „und wie es scheint, ist es kaum vor einer Stunde hier zur Stelle gewesen,“ fügte er hinzu.

— „Ein Rhinoceros!“ rief ich aus, — „aber ist es da nicht besser, umzukehren? Wir haben nur ein Gewehr bei uns, und das ist nur zur Pfau- oder

anderer Vogeljagd bestimmt, und also mit Schrot geladen.

— „Wie Sie wollen — aber Sie brauchen nicht ängstlich zu sein, denn diese Thiere reißen aus, wenn sie so viele Menschen beisammen sehen.“

Man spottet vielleicht über meine Furcht; aber höchst wahrscheinlich würde sie Mancher im gleichen Falle auch empfunden haben. Die Dunkelheit eines undurchdringlichen, aus hohen Bäumen und dichten Sträuchern zusammengesetzten Waldes, durch den niemals ein Sonnenstrahl dringt; die tiefe Stille, die so feierlich unter diesem dunklen Gewölbe herrscht; der unübersehbare Abgrund, an dessen Rand ihr langsam dahinreitet, auf einem Wege, der eine holländische Elle breit in den Felsen eingehauen, und also auf der andern Seite von steilen Abgründen begrenzt ist — das Alles macht einen schauerlichen Eindruck. Man verfolgt in Gedanken versunken seinen Weg; man läßt seiner Phantasie freien Lauf — und plötzlich erzählt man uns, daß sich in unserer Nähe einer der gefürchtetsten Waldriesen befindet: da gehören stärkere Nerven dazu, als die meinen, um bei solcher Gelegenheit keinen Schauer zu finden! —

Unterdessen ging unser Zug glücklich vorwärts. Plötzlich verließen wir den Rand des Abgrundes, und klangen fast lothrecht in die Höhe; der Pfad wurde

immer schmaler und steiler und mühseliger. Der dunkle Wald wurde dichter, die Vegetation bei jedem Schritt kräftiger. Schon zweimal hatte ich mein Pferd wechseln müssen, weil die schäumenden und keuchenden Thiere den müden Reiter nicht mehr tragen konnten; schon manchmal hatte ich die Augen geschlossen, und mich der Vorsichtigkeit meines schnaubenden Thieres ganz überlassen, — wenn ein schmaler Pfad, an beiden Seiten durch eine unergründlich steile Tiefe begrenzt, der einzige nach oben führende Weg war. Es wurde nicht viel mehr gesprochen. Jeder hatte genug zu thun, sich im Sattel zu halten, seine Stirne von Zeit zu Zeit zu trocken und nach Athem zu keuchen — als daß er sich viel um seinen Hinter- und Vordermann bekümmern konnte.

Doch ließ ich die prächtigen Ansichten, die verschiedenen malerischen Partien des dunkeln Waldes nicht unbeachtet an mir vorübergehen. Man hat einmal zu behaupten gewagt, daß die Natur an und für sich, von allen Zierrathen der Kunst entblößt, nicht mehr schön sei; — aber wer je den Tiermei erstieg und die prachtvollen Bilder sah, da, wo nie eine menschliche Hand den Spaten in die Erde steckte; die hundertjährigen Bäume erblickte, an deren Stämmen Tausende und Tausende von Schmarogerpflanzen blühen; die unmen-

bare Verschiedenheit von Blättern und Blumen bemerkte; den herausschenden Duft herrlicher Blüthen einathmete, das Rauschen der krystallhellen Quellen hörte, die sich mit vielen ihrer Schwestern vereinigen, um den mäandrischen Lauf jener Flüsse zu bilden, welche die Flächen von Cheriben durchströmen, — der widerspricht sicher dem Philosophen, der solch ein Paradox beweisen will.

So waren wir nur noch ungefähr 1500 Fuß von dem Gipfel des Berges entfernt, als mit einem Male die prächtige Vegetation ein Ende nahm. Wohl wuchsen hier noch Bäume, aber das waren Kinder im Vergleich zu den Riesen, die wir so eben verlassen hatten; meistens war es Buschwerk und alang-alang<sup>1</sup>; ungefähr 400 Fuß unter dem Gipfel hörte die Vegetation beinahe ganz auf. Und kein Wunder; denn die lockere, sandige, fruchtbare Ebene des unteren Berges war verschwunden, und die Hufe unserer Rosse dröhnten auf dem Trachitfelsen, der kaum einen viertel Fuß hoch mit Erde bedeckt war. Aber alle bisherige Mühe beim Ersteigen des Berges war sehr gering im Vergleich zu der Anstrengung, die uns das letzte kleine Stück des Weges kostete. Ich konnte unmöglich im Sattel bleiben,

<sup>1</sup> Alang-alang — eine sehr hohe Grasart.

stieg ab, übergab mein Pferd einem Javanen, und versuchte mit Hilfe meines Freundes, des bakkels, so gut als möglich zu laufen und, wenn das nicht möglich war, zu kriechen.

— „Das muß wohl viel Mühe gekostet haben, diesen Weg in die Steine einzuhauen!“ rief ich ihm leuchtend zu; denn wir liefen einem Pfade entlang, der anderthalb, und an einigen Stellen wohl zwei Fuß tief in den Trachit eingehauen war.

— „Nein, Herr! das ist das Werk der Rhinocerosse; die versammeln sich des Nachts auf dem Berg, und klettern auf diesem Wege nach oben.“

Und bei genauerer Betrachtung überzeugte ich mich von der Wahrheit seiner Worte. Denn hier und da waren die Wände durch den daran hingeschobenen plumphen Körper glatt geschabt; andere „unaussprechliche“ Beweise ihres Aufenthaltes waren in Menge vorhanden. Als wir ein wenig höher waren, kamen wir an einen Fleck, an dem von unten her verschiedene ähnliche Pfade ausmündeten, und zu deren Ausarbeitung wohl tausend Menschenhände nöthig gewesen wären. Auf dieselbe Weise, wie Fußgänger allmählich einen Weg bahnen, so hatten die badaks<sup>1</sup> in den Trachit des Tjermei ihren Fußpfad geebnet.

<sup>1</sup> Badak oder badag — Rhinoceros.

So erreichten wir denn glücklich, mit Hilfe unserer treuen Javanen und — der Rhinocerosse den 9731 Fuß hohen Gipfel des Tjermei. Aber wo nähme ich Worte her, um die Aussicht zu beschreiben, die sich dort vor uns eröffnete! — Noch immer aus Leibeskräften klimmend und kletternd, dann und wann über die Felsstücke strauchelnd, seufzte ich: „Wie lange wird das noch dauern!“ — als ich mit einem Male am Rande eines schrecklichen Abgrundes stand. Nach meiner Berechnung hatte er eine Tiefe von 3—400 Fuß, und war aus steilen Felswänden ausgebrannter Lava gebildet, die hier in scharfen Ecken, dort in hervorragenden Spitzen, den Unglücklichen, der dahinein fiel, entsetzlich drohend empfangen würden. Man schwindelt, wenn man seine Augen hinunter richtet. Nirgends ist ein Ruhepunkt für die Blicke, überall dieselben wilden, rohen Felsenblöcke, dieselbe graue Steinmasse, dasselbe Bild der Verwüstung und der Vernichtung. Und auf dem Boden dieses entsetzlichen Abgrundes entdeckt man einen Schwefelspfuhl, aus dem zuweilen Rauch und Dämpfe in dicken, unregelmäßigen Wolken aufsteigen, um zu verkünden, daß im Schooße dieser Wüstenei noch ein unterirdisch Feuer glimmt und glüht, — daß die Kraft der Elemente wohl augenblicklich schlummert, daß sie aber nicht erstorben ist. Wir sind am Rande eines Kraters,

und setzen uns auf einen der vorspringenden Steine nieder: über uns die Luft, in der sich ein Gewitter zusammenzieht — unter uns der Tod, — überall um uns Grabesstille. Kein kühles Lüftchen, das uns die Tropfen von der Stirne küßt, kein Pflänzchen, das uns an das Leben erinnert, kein beseeltes Wesen, das den Lauf unserer Gedanken unterbricht. Alles, was Bewußtsein hat, scheint diesen Ort der Verwüstung zu fliehen; nur eine einzige Vogelart mit dichtem Gefieder und von der Größe einer Taube schwebt mit klagendem Tone über dem Abgrunde, oder setzt sich auf die dünnen, halbverbrannten Baumstämme am Rande des Kraters nieder.

Wir gingen rund um den Rand desselben. Ich sage „gingen,“ aber ich muß es lieber ein Gemisch von kriechen, klettern, springen und laufen nennen. Auf einem gebahnten Wege hätten wir wohl nur eine gute halbe Stunde dazu nöthig gehabt, nun brachten wir schon zwei Stunden damit zu, oft über dem nur zwei Fuß breiten Rande mehr hängend und schwebend, als mit regelmäßigen Schritten vorwärts gehend; oft auf dem unebenen Pfade strauchelnd. Wir hatten unsern Weg von der Südwestseite nach Osten zu genommen, und uns dann nach Norden gewendet — aber hier wurde mit einem Male das weitere Vordringen unmöglich. —

Eine unübersehbare Schlucht klappte zu unsern Füßen. Der Lavaström, der früher aus dem Innern dieses furchtbaren Feuerherdes herausgebrochen war, hatte sich hier wahrscheinlich einen Weg gebahnt und war, Alles vernichtend und verwüstend, nach unten gestürzt. Wir versuchten hinabzusteigen, um auf der andern Seite wieder hinaufzuklimmen, — unsre Javaschen Begleiter widerriethen es uns; und wenn bei solcher Gelegenheit ein Javane sagt: „Es geht nicht,“ dann ist es eine vermessene Thorheit von einem Europäer, wenn er es dennoch unternehmen will.

Wir kehrten also auf demselben mühsamen Wege zurück. Hatte eben erst der Krater mit all seinen Schrecken unsre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, jetzt ließen wir unsre Blicke über die herrlich lachenden Auen gleiten, die sich unseren Blicken darboten. Die ganze Regenschicht Koeningan lag mit ihren fruchtbaren Feldern, ihren silbernen Strömen, ihren zahllosen Dörfern, ihren dunkeln Wäldern, ihren Bergen und Thälern vor uns; da drüben ruhten unsre Blicke auf den Bergen von Benjalo, welche die entzückende Aussicht amphitheatralisch begränzten. Weiter entfaltete sich der ganze östliche und südliche Theil der Residenz Cheribon vor unsern trunkenen Blicken. So kamen wir wieder an die Südseite des Kraters, den Punkt unserer Ankunft

nach der Besteigung des Berges. Ermüdet von dem Wege, setzten wir uns vor dem leinenen Zelt nieder, das unterdessen durch die gewandten Javanen zu unserm Nachtaufenthalt hergerichtet worden war. Wie soll ich aber das entzückende Schauspiel malen, das uns hier erwartete!

Wir beherrschten mit unserem Auge eine unermessliche Fläche, auf der der schönste Theil einer der schönsten Landschaften Java's ausgebreitet lag. Das lieblichste Grün wechselte mit dunkeln Wäldern ab, in denen zahllose Dörfer verborgen waren; die im Sonnenstrahl sich spiegelnden Ströme belebten die Landschaft. Der See von Telago erglänzte wie eine große, goldene Scheibe; einzelne leichte Wölkchen hingen da und dort über den Dörfern, und entzogen sie bisweilen unsern Blicken; und im Hintergrunde verließ die Königin des Tages langsam die bezaubernden Fluren. Sie sank, sichtbar tiefer und tiefer; schon war die ganze Fläche unter uns in die Schatten der Nacht gehüllt; wir allein, so weit über der Oberfläche der Erde, sahen noch die halbe goldne Scheibe am äußersten Rande des Horizonts, die uns scheidend ihren letzten Strahl sandte — nur noch ein Augenblick — und auch für uns war sie verschwunden. Die Nacht deckt mit ihren Rabensfüßigen langsam auch den Gipfel des Tjermei — die Dunkelheit hat uns in

ihren dichten Schleier gehüllt. Niemand unter uns entweichte die Feierlichkeit dieses Augenblicks durch ein einziges Wort, — und noch lange danach saßen wir sprachlos und erregt von Bewunderung.

— „Wollen wir uns nun nicht ein wenig erquicken?“ Durch diese Worte weckte mich endlich mein freundlicher Wirth aus meinen Träumereien, — und zugleich bot er mir ein Glas schäumenden Champagner an.

— „Auf das Wohl des guten Volkes, das hier unten wohnt!“ rief er mir zu.

— „Hig! Hig! Hig! Hurrah!“ war meine Antwort. Man dachte sicher in der Residenzstadt Cheribon nicht daran, daß eben auf dem Tjermei ein solcher Toast ausgebracht wurde.

Unterdessen ließen wir uns Hühner, Brot, Reis und alle dergleichen Dinge, auf der ausgebrannten Lava sitzend, vortrefflich schmecken.

Unser Nachtquartier muß ich aber noch etwas näher beschreiben. An der Südseite des Kraters bestand der Rand seines Abgrundes aus einem Plateau von ungefähr vierzig Fuß Länge und Breite, und lief weniger steil, als an andern Orten, nach unten aus. Da stand unser Zelt, aus acht dürren Baumstämmen verfertigt, über welche man die leinene Bekleidung ausgebreitet hatte. In dieser improvisirten Wohnung befanden sich

drei durch leinene Wände von einander geschiedene Abtheilungen; in jeder derselben lag eine ausgebreitete Matte mit Kissen und Decken; — das waren die Schlafstätten der europäischen Tjermei-Besucher. Rings um das Zelt brannten wohl an zwanzig Feuer, an denen sich die Javanen, in verschiedenen Gruppen gelagert, wärmten; denn der am Zelt hangende Thermometer zeigte Abends zwischen sieben und acht Uhr nur 50° Fahrenheit. Heißes Wasser und trockner Reis machten das Mahl dieser einfachen Menschen aus; uns erwärmte die Gluth des Weines, der im Verein mit Rökken, Manteln, Tüchern, zc. uns bis jetzt das Feuer entbehrlich gemacht hatte.

Aber als gegen neun Uhr der Thermometer auf 40° sank, als aus dem Krater neben uns sich ein schneidender Wind erhob, — da folgten auch wir dem Beispiele unserer einheimischen Begleiter, ließen vor unserem Zelte ein großes Feuer anzünden, und lagerten uns Alle darum. Die Ermüdungen des Tages und die Wärme des Feuers weckten allmählich unsre Schlaflust, und Einer nach dem Andern kroch langsam nach dem Zelte zurück.

Ich hatte zwei Stunden geschlummert, als das Gefühl der Kälte trotz aller möglichen Decken und Mäntel die Oberhand über Ermüdung und Schlaf gewann.

„Du bist sicher sehr frostig und empfindlich!“ denkt

mancher liebe Leser gewiß; zumal wenn ich hinzufüge, daß der Thermometer 42° zeigte; also eine Temperatur, bei der man es im Vaterlande unter ein paar Decken wohl aushalten kann. Aber 42° in Ostindien und 42° in Holland sind durchaus nicht Dasselbe. Das Klima hat dort den Körper an das Gefühl der Kälte gewöhnt — hier sind alle Poren geöffnet, hier hat eine tägliche Wärme von 80, 85, ja zuweilen 900 uns beinahe den Thieren gleich gemacht, die in kochendem Wasser leben — hier bebt man vor Kälte, wenn man es in Holland einen schönen Tag nennt.

Vor dem Zelte brannte das Feuer hell und knisternd. Fünf Javanen unterhielten es. Einer von ihnen sprach eifrig in dem diesem Volke eignen Tonfalle. Als sie mich bemerkten, schwiegen sie und räumten mir einen Platz am Feuer ein.

— „Vorüber spricht ihr so eben?“ — fragte ich sie.

— „Ach — über nichts, Herr!“

— „Ich hörte doch, glaube ich, eifrig sprechen?“

— „Papa Ripin erzählte uns,“ antwortete ein Aunderer.

— „Und was erzählte er?“

— „Wie das Loch hier oben im Berge entstanden ist.“

— „Weiß er das?“

— „D ja, er ist ein toekan panton.“



Nun muß ich erst erklären, was ein toekan panton ist; denn ich fürchte, man wird es nicht leicht errathen. Das ist ein Ding, das man hauptsächlich in Europa antrifft — das ist ein Wesen, welches eine Kunst ausübt, an der sich wohl ein Jeder, zumal in seiner Jugend, einmal versucht hat; das ist ein Genie, welches die Gabe besitzt, Erzählungen zu erdichten und Verse zu machen — mit einem Worte — das ist ein Dichter. Nun begreift man wohl mein Vergnügen, hier, 10000 Fuß über der Oberfläche des Meeres, solch einer Javaschen Curiosität zu begegnen; unwillkürlich rückte ich etwas näher zu ihm hin, und sagte mit einem möglichst freundlichen Gesichte:

— „Komm, Papa Niping, sei so gut, und erzähle mir das auch!“

Der gute Mann, dessen Gesicht, so weit ich es beim Scheine des Feuers beobachten konnte, nicht eben sehr lebhaft war, wurde über diese Bitte ziemlich verlegen.

— „Ach, da hat der Herr nichts daran“ — antwortete er — „das ist gut für uns dumme Menschen.“

— „Erzähle nur, du machst mir damit eine große Freude.“

Der »toekan panton« erfüllte mein Verlangen. Seiner Erzählung zufolge entstand der Krater des Tjernei vor vier Jahrhunderten. Sech Ibn Moelana war aus

Arabien gekommen, um die Javanen zu bekehren, sie einer schmerzhaften Operation zu unterwerfen, ihnen das Weintrinken zu verbieten, die Ehe mit vielen Frauen zu erlauben — mit einem Worte: sie zu Muhamedanern zu machen! Nahe bei der Stadt Cheribon, auf einem Hügel, der Goenang Djati heißt, auf dem noch jetzt sein Grab zu finden ist — da wohnte er. Neun andere fromme Männer, die den Namen »walis« trugen, unterstützten ihn bei der Ausführung seines Werkes. Aber geistlicher Hochmuth scheint schon damals kein unbekanntes Übel gewesen zu sein. Kurzum, die Herren »walis« betrachteten Sech Moelana als ihres Gleichen, erzeigten ihm nicht die Ehre und die Unterwürfigkeit, auf die er Anspruch machen konnte. Sie warfen sich nicht vor ihm auf die Erde nieder; sie weigerten sich, ihm kriechend zu nahen; sie blieben in seiner Gegenwart stehen, während doch die indische Etiquette verlangt, im Beisein vornehmer Personen auf der Erde zu sitzen, überhaupt dafür zu sorgen, daß man sich immer niedriger befindet, als die großen Herren — mit einem Worte, sie erwiesen ihm nicht die Zeichen der Ehrerbietung, welche der Javane seinen Oberen nie verweigert.

Nachdem sie eine geraume Zeit in den verschiedenen Gegenden Cheribon's den Islam verkündet hatten, wurde ein Tag festgesetzt, an dem Alle von den ver-

schiedenen Orten ihrer Wirksamkeit auf dem Tjermei zusammenkommen sollten, um über die Interessen der Religion zu berathen; auch Ibn Moelana wollte sich dahin begeben. Alle waren schon auf dem Berge versammelt, nur der Sech fehlte noch. Kein erhabener Platz war für ihr bereitet, nichts war gethan, um ihn würdig zu empfangen. Da nahte der ehrwürdige Greis. Nur noch ein kleiner Raum trennte ihn von den »walis,« aber Keiner von ihnen machte eine Bewegung, um ihm seine Ehrfurcht zu beweisen. Nur noch wenige Schritte, und er war mitten unter ihnen. Aber siehe — da stürzt mit einem Male der Berg zusammen. Die fürchterliche Tiefe bildete sich, die wir jetzt für einen Krater halten; und — o Wunder! Keiner der »walis« ist verfehrt, aber Alle sitzen am Boden der Untiefe, während Sech Moelana auf derselben Stelle, auf der jetzt unser Zelt aufgeschlagen ist, stehen blieb, und von da auf die »walis« niedersah.

— „So gab Allah durch ein Wunder, seinen Willen zu erkennen, daß der große Soesoehoenan Goenong Djali von den »walis« verehrt werde, indem er ihm einen Platz anwies, der hoch über ihnen erhoben war.“ Mit diesen Worten endete Pfapa Ripin seine Erzählung.

Ich überlasse es meinem Leser, zwischen der poetischen Erzählung von der Entstehung der Naturerscheinung aus

dem Kopfe eines Javaseschen Dichters — und zwischen der von dem Freund der Berge, Dr. Zinghuhn, zu wählen. Letzterer nennt sie einen „Krater,“ und sogar den schönsten und regelmäßigen, trichterförmigen Krater der Insel. Obwohl er über die Bildung des Kraters nichts Näheres mittheilt, so erzählt er doch, daß im Jahre 1772 ein gewaltiger Ausbruch des Tjermei stattfand, worauf 1805 eine zweite Eruption erfolgte. Dadurch scheint aber die feste Masse des Berges keine Veränderung erlitten zu haben. Nur vermuthet Dr. Zinghuhn, daß der Ausbruch von 1805 den Pflanzewuchs auf dem höchsten Gipfel des Kegels, vom Kraterrand abwärts bis auf ungefähr 300 Fuß tiefer, vernichtet habe, daß er theilweise verschüttet, theilweise durch die Gluth der ausgeworfenen Stoffe versengt wurde und verdorrte. Daher kommt es wohl auch, daß wir, wie ich schon erzählte, von ungefähr 400 Fuß unter dem Kraterrand an bis oben hinauf keine Vegetation mehr antrafen.

— Der Rest die Nacht wurde bei dem hellbrennenden Feuer plaudernd zugebracht. Meine beiden Reisegefährten folgten meinem Beispiele und kamen schon, durch die Kälte an's Feuer gelockt, vor Mitternacht wieder zum Vorschein. Ich bemitleidete die liebenswürdige Dame, die den Muth gehabt hatte, uns zu begleiten; aber sie hielt sich wirklich ganz vortrefflich, obschon sie,

gleich uns, trotz ihrer Ermüdung, die Nacht auf dem Gipfel des Tjernei schlaflos zubringen mußte. Wir gingen, beladen mit allen Kleidungsstücken, deren wir nur habhaft werden konnten, wirklich einer Zigeunerbande.

Als der Morgen anbrach, und die Sonne allmählich die schönen Landschaften zu unseren Füßen beleuchtete, warfen wir den letzten Blick auf die prächtige Panorama. Darauf traten wir den Rückweg an, und lieferten den Beweis, daß man schneller von einem Berge herunter-, als auf ihn hinaufkommt; obgleich ich glaube, daß Till Eulenspiegel, lustigen Andenken, beim Herabsteigen eines Berges nicht nur wegen der darauffolgenden Höhe, sondern auch wegen seiner schmerzenden Füße seufzte; denn ich versichere Jedem, daß es in solchem Falle sehr auf diese Lokomotiven ankommt.

## V.

## Vierzehn Tage.

## 1.

Tausend glänzendweiße Kerzen flammen licht im Silberstein  
Auf den hohen Leuchterkronen von Krystalle klar und rein.

Und der Tanzsaal ist ein Lustbain, ist ein buntes Blumenthal.  
An den weißen Marmoräulen hängen Kränze ohne Zahl,  
Deren grüne Blätterülle Rosen, Myrthen lieblich schmücken,  
Duftend frisch, wie in Arabien sel'ge Dörten nur sie pflücken.  
H. van der Hoop.



Wenn ein Fremdling in Batavia des Abends zum ersten Male einen Wagen sieht, so ist er gewöhnlich ganz verwundert über die fremde Erscheinung. Sein Auge bemerkt in der Ferne vier glühende Punkte, die mit unbegreiflicher Schnelligkeit näher kommen und an glänzendem Licht und an Größe zunehmen; sie lassen ihm kaum Zeit, zu betrachten, daß der Glanz von zwei Laternen und zwei Jackeln herrührt; sie fliegen blitzschnell vorbei und lösen sich in einen Schweif von tausend Funken auf. Sieht man Etwas dergleichen auf

einer stillen Wanderung dann, ist eine Equipage vorbeigefahren! —

Eine unzählige Menge ähnlicher Erscheinungen zog in ein und derselben Richtung nach dem weiten und angenehm kühlen Königsplatze zu. Sie hielten alle vor einem der schönsten Gebäude still, und der Beobachter konnte wahrnehmen, wie hier nach einander nicht nur die Blüthe von Batavia's Schönheiten, sondern auch Herren mit Ordenskreuzen und Bändern, junge, moderngekleidete Dandies ausstiegen. Die Augen sind geblendet von dem Lichte unzähliger Lampen, deren Schein sich aus dem Innern der Wohnung bis auf die Straße ergießt, so daß man dieß Alles kaum bemerken kann. Die Wohnung ist mit Guirlanden von Laub und Blumen geschmackvoll verziert. Die Vorgalerie, nebst der Hinter- und Mittelgalerie, die vier oder sechs Gemächer, das ganze Haus — Alles ist darauf eingerichtet, einer zahllosen Menge Gäste einen vergnügten Abend zu bereiten, und sie die halbe Nacht hindurch zu bewirtheten.

Dort auf dem schwellenden Sofa die schöne, junge, reizende Frau ist die Herrin des Hauses. Ein Lächeln des Glücks ist über ihr lebenswürdiges Gesicht verbreitet, und die Freude ihres Herzens erhöht den Glanz ihrer schimmernden Augen. Rosen und Bänder sind

künstlich durch ihre rabenschwarzen Locken geflochten. Warum sollte sie sich nicht mit Blumen schmücken? Warum sollte die Freude nicht ihre Brust höher schwellen? Die beiden kleinen Mädchen neben ihr, einfach aber geschmackvoll gekleidet, mit den lieben Gesichtchen und den schalkhaften Augen, sind ihre Kinder, und sie feiert den fünf und dreißigsten Geburtstag ihres Mannes, der mit den edlen Zügen, der kräftigen Gestalt und dem Vergnügen und der Lebenslust auf dem einnehmenden Gesichte an ihrer Seite steht. Alles um sie athmet Glück und Freude, Leben und Seligkeit.

— „Meinen herzlichen Glückwunsch! Wie sehr nehmen wir an Ihrem Glücke Theil! Möge dieser Tag noch oft wiederkehren!“

Mit solchen Freundschaftsworten nähert sich Jeder der ankommenden Gäste der glücklichen Familie, und ein lebenswürdiges Lächeln auf den Lippen der jungen Frau oder ein herzlicher Händedruck von dem Könige des Festes sind immer die Antwort auf die theilnahmsvollen Anreden.

Da erklingen plötzlich die Töne der Musik und laden die jungen Paare zum Tanze ein. Die beiden Festgeber eröffnen den Ball. Aller Augen richten sich auf die stolze, wohlgebildete Gestalt des schönen Mannes, der sich mit seinen jungen Gattin im leichtesten Walzer

dreht. Jeder rühmt, bewundert, beneidet das glückliche Paar.

Das Tanzen ist eine Seligkeit der Jugend, aber verliert allen Reiz, wenn der Lenz des Lebens mit seinen Luftgespinnften verschwunden ist, und der kalten Prosa des Herbstes und Winters Platz gemacht hat. Das weiß auch der freundliche Wirth, und darum findet man in jenem Zimmer Gelegenheit zu einem anderen Vergnügen, das den Sinnen nicht weniger schmeichelt, die Leidenschaften nicht weniger aufregt: die Chancen des Spieles locken die Eltern, während ihre Kinder in bunter Reihe das Vergnügen der Jugend in vollen Zügen schlürfen.

— „Eine recht angenehme Gesellschaft!“ sprach ein reizendes Mädchen mit bezaubernder Stimme und leicht geträufelten Lippen.

— „Wie sollte es nicht angenehm sein, wenn man Sie hier trifft!“ erwiderte ein lebhafter, fröhlicher, sorgloser junger Mann, dessen Augen vor Vergnügen funkten.

Eine leichte Röthe und niedergeschlagene Blicke waren die herbede Antwort des sittigen Mädchens.

— „Ich beneide unsern glücklichen Wirth,“ fuhr der Büngling fort; „den Mann, der so viel Jugend und Schönheit in seinem Hause vereinigen kann! Wie gern

möchte ich an seiner Stelle sein!“ Dabei bot er der lieben Gefährtin seinen Arm, und Beide verschwanden im Gedränge der langenden Reihen.

— „Welchen Lärm doch die jungen Leute machen!“ sprach an einem Rhombretische ein Sechziger von starkem Körperbau, mit langen, grauen Locken und einer goldnen Brille vor den Augen, „man kann einander beinahe nicht verstehen! — Sans prendre!“

— „Ja,“ antwortete der Wirth, der vor wenigen Augenblicken die Karten eines der Mitspielenden übernommen hatte, „Alles zu seiner Zeit! — Ich passe!“

— „Nun, für Sie ist freilich jetzt die beste Zeit! Fünf und dreißig Jahre! Eine junge, schöne Frau! Zwei liebe Kinderchen! Was kann man verlangen? Ich tausche augenblicklich mit Ihnen! — Carreau atout!“

Und so ging das Spiel zu Ende, und der Mann mit dem grauen Kopfe gewann sein sans prendre.

Zwei Damen in vorgerückten Jahren beobachteten von einem Sofa aus die gewandten Tänzer. Dicht vor ihnen stand in einer Quadrille die Frau des Hauses im vollen Glanze ihrer Schönheit und Jugend.

— „Der bleibt doch wirklich nichts zu wünschen übrig,“ flüsterte die Eine.

— „Sie hat wenigstens mit diesem Manne einen Treffer in der Lotterie gemacht!“ erwiderte die Andere.

„Welch' ein angenehmes Haus! Die schönen Möbel! Obgleich ich sie selbst nicht sehr schön und angenehm finde, und gar nicht besonders von ihr eingenommen bin, so möchte ich doch wohl an ihrer Stelle sein!“

Da bringen die unzähligen Bedienten ein Souper herein, das auch den Anforderungen des erfahrensten Gastronomen entspricht. — Die Gäste setzen sich nicht nach der alten steifen Mode unserer Vorfahren an einen langen Tisch, um so paarweise höchst langweilig einige Stunden sitzen zu bleiben; sondern sowohl die Spieler, als die noch lange nicht müden Tänzer, Jung und Alt, Alle durch einander, vertheilen sich an verschiedenen kleinen Tischen. Angenehmes Gespräch, leichter Scherz hat die melodischen Klänge der Musik ersetzt. Manch' Liebeswort wird geflüstert, mancher zärtliche Blick gewechselt. Die jungen Leute werden etwas ausgelassen, und hie und da lacht man aus vollem Halse über den lustigen Einfall des Einen, und das geistreiche Witzwort des Anderen. Wäre vorher noch ein Herz gewesen, das, kühl und theilnahmlos, nicht die allgemeine Freude theilte, der schäumende Champagner verjagt jetzt wohl auch die Kälte aus seiner Brust, und veranlaßt ihn zur Theilnahme an der allgemeinen Freude.

Da schweigen plötzlich auf einen Augenblick die beinahe nicht zum Schweigen zu bringenden Gäste;

Einer derselben erhebt seine Stimme und ruft begeistert aus:

— „Es gilt dem Gastherrn, dessen Geburtstag wir feiern! Wir können ihm nicht viel wünschen, was er nicht schon hat, Er, der Glückliche, das Schooßkind Fortuna's; aber wir wollen ihm von ganzen Herzen diesen Festtrunk bringen: Er lebe!“ Einem donnernden: „Hurrah“ folgten die wohlbekanntenen Klänge des *«où peut-on être mieux.»*

Der von den jungen Leuten schon lange sehnsüchtig erwünschte Augenblick bricht wieder an. Wie auf einen Zauberschlag verschwinden die Tischchen, und der Speisesaal verwandelt sich wieder in den Tanzsaal. Auf's Neue schweben die tanzenden Paare im bunten Gedränge durch einander. Sogar das Alter wird durch den Anblick der fröhlichen Jugend erheitert und angefeuert.

Und schon begann Aurora mit purpurnem Finger den Horizont zu malen, — als endlich der Wirth seine Gäste scheiden sah.

## 2.

Betrachtet euren Körper: gesund, kräftig, gewandt, eurem Willen gehorham, wohlgenährt, gepflegt, geschmückt! — Es kommt eine Zeit, in der er daliegen wird — entseelt, kalt, fleis und in das Todten-gewand gebüllt, unter langem, weißem Tuche — gleich einem Stein. Er gehört dann nicht mehr auch an; er ist keine Person mehr, sondern ein Ding.  
Stübbrand.

Acht Tage später sah man wieder eine endlose Menge Wagen nach diesem Hause fahren. Die Hitze des Tages war vorbei, und die langgestreckten Schatten verkündeten schon den Abend. — Wieder treten wir in dasselbe Haus. Aber welche Veränderung ist mit demselben vorgegangen! Ist das derselbe Ort, wo vor acht Tagen nur Frohsinn und Jugend und Leben herrschte? Damals strahlten tausend Flammen aus hellleuchtenden Lampen — jetzt hat die Dunkelheit ihre düsteren Fittige darin ausgebreitet! Wo sind die Guirlanden von Blumen und Laub? Wo die duftigen Blumenfestons? Sie sind verdorrt, verwelkt, abgefallen, und ihre Stelle nehmen schwarze Draperieen ein, zwischen denen hier und da eine einzelne weiße Rose traurig schimmert. Auf dem Boden, über den noch unlängst die flüchtigen Schritte der jungen Paare dahinschwebten, liegt ein schwarzer Teppich. Die jungen Mädchen mit ihrem Lächeln und Grüßen, die Jünglinge, in deren Augen

Lebenslust leuchtete, haben einigen Männern mit ernstern und traurigen Gesichtern den Platz abgetreten, und in dem Auge Mancher dieser Männer perlt vielleicht eine Thräne.

Und wo ist der Herr des Hauses, der kräftige Mann, der zuvorkommende Wirth, der glückliche Gatte? Siehst du das Zimmer zu deiner linken Hand? Auf derselben Stelle, auf der vor acht Tagen an der Spieltafel das Glück des Wirthes beneidet wurde, steht jetzt ein Sarg. Diese geschlossenen Augen, die eingefallenen Wangen, das abgekehrte Antlitz, die steifen Glieder, die darin ruhen, gehören dem Manne an, dem glücklichen Manne, der vor acht Tagen unser Wirth war.

Zwei Freunde betrachten die Leiche. — — „Wer hätte das gedacht!“ flüsterte der Eine leise, als ob er fürchtete, den Todten zu wecken.

— „Ich fand doch, daß er bei der letzten Gesellschaft schon aussah, als ob er eine schwere Krankheit in den Gliedern hätte,“ antwortete der Andere; der Mann mit den grauen Haaren, der acht Tage zuvor auf derselben Stelle mit dem Todten à l'hombre gespielt hatte.

— „Er hat viel gelitten. Zehrfieber haben seine Kräfte wie mit einem Zauber Schlag gebrochen, durchwühlten sein Hirn und ließen ihn gleich einem Rasenden wüthen

und aufschreien. Gestern Mittag schien die Krankheit eine günstige Wendung zu nehmen. Er wurde ruhiger, die Nebel vor seinen Augen schienen sich zu zerstreuen; sein Bewußtsein kehrte zurück — und gerade eine Stunde später hauchte er den Athem aus.“

Wenn man aufmerksam hinhörte, dann konnte man deutlich in dem anstößenden Zimmer Weinen und Schluchzen vernehmen. Wir treten nicht hinein, wir wollen den Schmerz der Unglücklichen nicht stören. Es ist die junge Frau des Entschlafenen. Die Bänder und Perlen sind aus ihren Locken, und die Rosen von ihren Wangen verschwunden. Ein schwarzes Gewand umhüllt sie. Tag und Nacht hat sie an dem Lager ihres Mannes gewacht. Jetzt ist sie eine geknickte Blume. Und die beiden lieben Kinder, die an ihren Knien ohne Ahnung ihres Unglücks unschuldig spielen! Sie freuen sich über die neuen Kleidchen, die Mama ihnen gegeben hat. Solch' eine Farbe trugen sie früher niemals!

Zwei Damen in vorgerrückten Jahren, dieselben, die wir acht Tage früher auf dem Sofa sitzen sahen, haben sie besucht, um die junge Wittve zu trösten. Ich betrachte solche Besuche immer als eine Grausamkeit. Man zwingt die Weinende, — bei der die Natur in solchen Augenblicken nichts weiter verlangt, als zu weinen, — sich selbst zu bezwingen, sich in eine unna-

türliche Stimmung zu versetzen, um auf die Worte des Trösters zu hören. Und was kann man ihr sagen, das sie nicht eben so gut wüßte? Und wiegen unsere kühlen, kalten Worte schwerer, als die Last ihrer Be-  
trübniß? Laßt sie in der Einsamkeit, laßt sie weinen, dann erweist ihr derselben eine Wohlthat. Nur die Freundschaft, — nicht die allgemeine, alltägliche, — sondern die, welche Horatius nennt: »animae dimidium et animae partem,« darf in das Heiligthum des Schmerzes treten.

— „Weinen Sie nicht! flüsterte die eine Dame mit traurigem Gesichte.

— „Weinen Sie nicht so!“ wiederholte die Andere, die acht Tage früher gesagt hatte, daß sie die Frau des Hauses „nicht sehr hübsch und nicht sehr angenehm fände;“ — „weinen Sie nicht so; treue Freundschaft wird Ihnen gewiß Ihren Verlust ersetzen.“

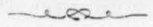
Zwölf Männer in große, schwarze Mäntel gehüllt, nahen sich jetzt mit kalter Gleichgiltigkeit, trockenen Augen, stumpfen, leblosen, hölzernen Gesichtern, und ohne Ausdruck in den unbeweglichen Zügen, dem Sarge. Mich erfasst allemal ein Schauer, wenn ich diese Menschen um einen Todten beschäftigt sehe. Nicht, daß ich mich fürchte, auch einmal in ihre Hände zu fallen; nicht, daß sie mir sichtbar meine eigene Zukunft vorhalten —



sondern weil ich dann erst sehe, daß der Todte wirklich todt ist. Bis jetzt wurde der Leichnam von Freunden entkleidet und in das Todtengewand gehüllt; von Freunden, aus deren Augen Thräne um Thräne auf das bleiche Antlitz niederfällt. Aber jetzt wird er der kalten Gleichgiltigkeit übergeben, die für Lohn den Sarg zunagelt, für Lohn ihn aus dem Hause trägt, und für Lohn auf den Leichenwagen stellt. Nun ist er „keine Person mehr, sondern ein Ding.“

Wir folgen der Leiche nach dem Kirchhofe, wir folgen ihr an die dunkle Gruft, wir folgen ihr — bis der Todte in die Grube der Verwesung versenkt wird. Wir werfen noch eine Handvoll Erde auf den Sarg; vielleicht spricht man noch ein kurzes Wort über die Verdienste des Verstorbenen zur Erbauung der Umstehenden an seinem Grabe — und Alles ist vorbei. Der Todte hat seine prächtige Wohnung gegen eine enge Zelle im Schooße der Erde verwechselt; die Lebenden kehren zu ihren Häusern zurück. Alles ist vorbei! —

Der Abend hat inzwischen seine Schatten über die Erde ausgesbreitet. Es ist gerade dieselbe Zeit, in der acht Tage zuvor der glückliche Gatte blühend in Kraft und Gesundheit, von Frau und Kindern umgeben, seinen fünfunddreißigsten Geburtstag feierte.



## 3.

Es ist ein trauriger Anblick, vorzüglich für den Freund des Verstorbenen. Ist dieß die Wohnung seines Freundes? Er erkennt sie nicht wieder; aber ja, die Möbel sind dieselben geblieben. Hier steht noch der festliche Pokal, den er so manchemal bei der Hochzeits- und Vaterfreude des Verschiedenen leerte. Dort hängen auch noch die Familienbilder, an die sich so mancher liebe Erinnerung knüpft. Es thut weh, diese von der Liebe geheiligten Reliquien von Fremden berührt zu sehen.

Jonathan.

An einem kühlen Morgen, gerade acht Tage später, machte ich einen Spaziergang über den Königsplatz. Schon von ferne klang mir ein dumpfer Ton in die Ohren, der mit der Musik einer gesprungenen Dorfglocke einige Ähnlichkeit hatte. Je näher ich kam, desto stärker wurde der Ton; ich ging denselben nach, und befand mich plötzlich vor demselben Hause, aus dem man vor acht Tagen einen Todten getragen hatte. Ich trat hinein. Es war dieselbe Wohnung, in der vor vierzehn Tagen die Töne der Musik rauschten, wo Blumen gestreut waren, wo der Champagner brauste und die Jugend tanzte. Dieselben Möbel, alle auf demselben Platze. Nichts fehlte, als der Herr des Hauses — er ruhte nicht weit davon im Schooß der Erde — und seine Frau und Kinder, die bei Freunden gastfrei aufgenommen waren.

Aber man irrt sich, wenn man denkt, daß es in dieser Wohnung dunkel und einsam sei, weil die Be-

siger sie verlassen haben. Schon in den wenigen Augenblicken meines Hierseins haben sich wohl zwanzig Personen versammelt, und nach und nach vergrößert sich die Menge in's Unzählbare. Man sieht unter ihnen Viele der Gäste, die vor vierzehn Tagen hier einen angenehmen Abend verlebten; hört zuweilen einen Ausruf des Mitleidens mit der Familie, die so schnell in Trauer und Schmerz versenkt wurde — aber das ist auch Alles, was über die vorigen Bewohner gesprochen wird. Man ist nicht deswegen so früh gekommen, um zu philosophiren, sondern um die Möbel noch einmal zu betrachten, die soeben verkauft werden sollen. — Da steht die Psyche, vor der die schöne Frau vor vierzehn Tagen ihre Toilette gemacht hat; dort erblickt man das Service von dem man damals das herrliche Souper genossen hat; hier sind die Kelche, in denen der Wein perlte, als man dem Könige des Festes das „Lebehoch“ zutrank. Aber der Käufer erinnert sich an nichts von dem Allem. Er besieht die Spiegel und Gläser und Teller mit dem Blicke eines Kenners lange und sorgfältig, als ob er sie jetzt zum ersten Male in seinem Leben zu Gesicht bekäme.

— „Eine schöne Einrichtung!“ höre ich Einen der Anwesenden zu dem Herrn mit dem grauen Kopfe sagen, dem wir schon mehrmals begegneten.

— „Ja,“ antwortet dieser, indem er eine Prise nimmt, „das geht wohl an; aber doch wäre es vollständiger gewesen, sich etwas weniger gut einzurichten und für Frau und Kinder besser zu sorgen.“

Der Mann stand, als er dieß sagte, zufällig auf demselben Plage, an dem er vor vierzehn Tagen am Spieltische saß, und „mit dem glücklichen Gastherrn tauschen wollte.“

Aber treten wir ein. In den Ställen und Nebengebäuden nimmt die Versteigerung schon ihren Anfang. Das einförmige Murren des Zuschlägers ist das Machtwort, das die Remise leert und den Pferden andere Herren zuertheilt. Endlich kommt man zu den Möbeln. Nach einander verschwinden Spiegel, Lampen, Tische, Stühle, die prächtigen Sofas, — um in dem Hause des neuen Eigenthümers dieselbe Rolle zu spielen, bis dasselbe Ereigniß sie auch dort in andere Hände bringt. — So kommt Alles rund um uns her an die Reihe. Nichts entgeht der kräftigen Stimme des Zuschlägers. Man tritt selbst in das Boudoir der schönen Frau, das bei Lebzeiten ihres Mannes stets das Heiligthum des Hauses gewesen war. Es ist, als ob die Herrin es eben erst verlassen habe. Das ganze Zimmer zeugt von dem feinen Sinn und dem guten Geschmack der Bewohnerin. Hier eine ausgewählte

Bibliothek; dort ein prächtiger, rothseidner Divan, auf dem sie wohl manches Mal von einer glücklichen Zukunft träumte; da das geliebte Piano, dem ihre zierlichen Finger die wohlklingenden Melodien zu entlocken wußten; nur noch ein Augenblick — und Nichts ist davon übrig als vier kahle Mauern.

Dort steht eine lange Tafel, an welcher jetzt der Verkauf beginnt. Und was bietet man dort feil? Eine schöne Sklavin. Sie weint. Ihre Herrin hatte sie lieb, weil sie eine treue Dienerin war. Die Hoffnung auf Freiheit war ihr oft von ferne gezeigt worden. Diese Hoffnung ließ sie die kleinen Launen ihrer Herrin geduldig ertragen, und erfüllte ihre Brust mit um so größerem Eifer und größerer Ergebenheit. Die junge Sklavin, die Freundin ihrer Herrin, erscheint auf der Tafel. Ein reicher Chinese kauft sie.

Je später es wird, desto mehr beeilt man sich; und als um zwei Uhr Mittag die Versteigerung vorbei ist, war das ganze Haus — vor vierzehn Tagen der Schauplatz von Pracht und Luxus und Größe — vor acht Tagen der Wohnsitz von Trübsal und Thränen und Tod — ohne Bewohner, ohne Möbel, leer! —

Am Abend fuhr ich vorbei. Kein einziges Licht brannte darin, keine lebendige Seele zeigte sich. Es

erschien mir wie ein verlassenes Schloß, wie eine Ruine irdischen Glanzes.

Während ich dies schreibe, lebt die junge Frau des „glücklichen Gatten,“ der längst in der Grube der Verwesung ruht; — sie, „deren Loos so beneidenswerth“ war, von einer kleinen Pension in einer kleinen Stadt des Vaterlandes.

»Sic transit gloria mundi!«

1839.



## Der Vortheil einer europäischen Erziehung.



„Und wann geht Jakob nach Holland?“

— „Wahrscheinlich in fünf Tagen, mit einer prächtigen Gelegenheit.“

— „Wie alt ist der Junge jetzt?“

— „Beinahe acht Jahre.“

— „Ja dann ist es Zeit, daß er fortgeht.“

So sprach Herr van der Poet mit einem seiner Freunde. In Indien ein sehr unbedeutendes und alltägliches Gespräch über einen hundertmal wiederkehrenden Vorfall, der keine besondere Bedeutung hat. Ein Vater und eine Mutter, die ihr Kind zur weitem Erziehung nach Holland schicken, das ist so einfach und natürlich, als ob man von einem Tönchen neuer Heringe spräche, die man von einem guten Freunde aus dem Vaterlande erhalten hat; oder von Büchern, die man zum Einbinden dahin schickt. Aber wenn wir ge-

nauer darüber nachdenken, liegt darin doch etwas unendlich Rührendes. Eltern scheiden von ihrem Kinde in dessen achtem Lebensjahre. Eltern senden ihr Kind in eine Entfernung von 4000 Meilen, um es erst in fünfzehn Jahren, oder vielleicht gar nicht, wiederzusehen. Eltern überlassen Fremden das schwierige Werk, das nur durch einen einzigen Motor, den der Liebe, gut vollbracht werden kann, und können für ihren Liebling nichts thun, als bezahlen.

Überall auf der Erde sorgen die Thiere selbst für ihre Jungen; nicht einmal der Tiger auf Java macht davon eine Ausnahme; — aber die Menschen verkaufen für Geld ihre Sorgen und Pflichten. In den Wildnissen und Wäldern folgen die Thiere ungestört dem Naturtriebe, ihre Jungen zu bewachen und zu beschirmen. Aber uns zwingt der gesellschaftliche Zustand, in dem wir leben, das zarteste, innigste und zugleich festeste Band, das zwischen Eltern und Kindern, auf ewig zu zerreißen. Ich bin länger als zehn Jahre hier im Lande, und noch kann ich mich nicht an diesen Gedanken gewöhnen. Niemals höre ich über diesen Gegenstand sprechen, ohne daß mir ein Frosteln durch alle Glieder geht; und wenn ich die armen Jungen sehe, die erst den Gefahren einer langen Seereise ausgesetzt werden, deren höchste Interessen dann in die Hände unbekannter Menschen gelegt

werden, dann treten mir oft die Thränen in die Augen. Ich weiß wohl, daß das „albern und dumm“ ist; ich weiß wohl, daß es ein „übertriebenes Zartgefühl“ verräth; ich weiß wohl, „daß es nun einmal so ist, daß man daran nichts ändern kann, daß man es nun so lassen muß“ &c. &c. — aber ich kann mir nicht helfen: *c'est plus fort que moi.*

— „Wer wird in Holland für ihn sorgen?“

— „Ich schicke ihn zu meinen Geschäftsfreunden, den Herren N. N. und Co., die alle meine Geschäfte besorgen,“ erwiderte Herr van der Poet. „Freunde und Bekannte habe ich dort nicht, von den Schulen verstehe ich nichts, und deshalb muß ich es jenen überlassen, für ihn eine auszuwählen.“

Ist es nicht, als ob von einer Quantität Kaffee oder einer Ladung Reis gesprochen wurde, die an ein Kaufmannshaus consignirt sind? Und doch ist dieß Gespräch dem wirklichen Leben entnommen. Die Herren N. N. und Co. sind brave Menschen, aber Kaufleute. Sie senden die Faktur ihres Principals in ein Institut, das allgemein gelobt wird, dessen Wahl natürlich von der anzuwendenden Summe abhängig ist; denn es giebt deren zu verschiedenen Preisen — zu 1000 fl. — zu 800 fl. und zu 600 fl. — Sie sorgen so viel als möglich dafür, daß der Lehrer seine Pflicht thut, daß er seinen

Schüler ordentlich kleidet und beköstigt, und ihm regelmäßig zur bestimmten Zeit Unterricht erteilt; sie sorgen dafür, daß die Kosten pünktlich bezahlt werden, und Herr van der Poet in Batavia jährlich genauen Rechnungsbericht über seine ihnen anvertrauten Gelder erhält; — sie nehmen nur 5 pct. für ihre Mühe — und sie haben ihre Pflicht gethan.

Herr van der Poet kam von seinem Morgen Spaziergange zurück, als gerade in seinem Hause ein entsetzlicher Lärm zu hören war. Jakob war auf einen Sklavenjungen seines Alters, seinen Spielkameraden, oder vielmehr seine Puppe, in heftigem Zorn entbrannt. Nachdem er erst mit ihm geschäkert und herumgebalgt hatte, bekam Jakob seine gewöhnlichen Butterstücke mit Zucker; und nun war der Sklavenjunge so brutal gewesen, ihm in einen Augenblicke, als er dachte, daß es Jakob nicht merke, ein Stück davon wegzustippen.

Wüthend sprang Jakob auf und schlug dem Dieb, der sich natürlich nicht zu wehren wagte (ein Sklave gegen seinem Herrn!) die Nase blutig.

— „Jakob! Jakob!“ rief Herr van der Poet und war im Begriffe, ihn wegen der in seinen Augen schändlichen Mißhandlung des Sklaven ernstlich zu bestrafen. Aber Frau van der Poet sprang dazwischen.

— „Pfui, van der Poet! Willst Du den armen

Zungen schlagen? Und in fünf Tagen geht er von uns fort. Laß ihn doch gewähren — er geht ja doch nach Holland!“

— „Er geht doch nach Holland!“ das ist die Zukunft der indischen Kinder, die schon ihre erste Erziehung, von der Wiege und dem Wickelbände an, verdirbt und tödtet. Warum soll man sich so viel Mühe geben? Es ist doch nur für kurze Zeit. — „In Holland wird man schon fertig mit Dir werden,“ droht der Zorn der Eltern, wenn das Kind sündigt. — „In Holland wird er es schon lernen,“ so bringen sie ihr Gewissen zum Schweigen, wenn es ihnen über die Verwahrlosung ihres Sohnes Verwürfe macht. — „In Holland hört es doch auf,“ so trösten sie sich selber, wenn sie Verkehrtheiten oder böse Streiche des Knaben entdecken. Aber man bedenkt nicht, daß die ersten acht Jahre einen entscheidenden Einfluß auf sein ganzes folgendes Leben ausüben. Man bedenkt nicht, daß sie in dem jungen Gemüthe verderbliche Elemente entwickeln, die es vielleicht nie mehr verliert. Man bedenkt nicht, daß die Erziehung bei der Geburt anfangen muß, daß die Gefahren schon drohen, sobald das Kind zum Selbstbewußtsein kommt, und die Keime der Sünde mit seinen Alles durchdringenden Fasern in dem jungen Herzen festwurzeln, wenn kein Vaterauge mit langmüthiger Geduld und Aufmerksamkeit für dasselbe sorgt, und keine Mut-

terliebe es bewacht. Und käme ein Kind in Holland selbst unter eines Pestalozzi's Leitung, dennoch würde die Wirkung der acht Jahre, in denen die Bildung seines Geistes im Hinblick auf seine nahe Abreise verwahrlost wurde, niemals auszuwischen sein.

Die meisten Menschen verlassen Indien in den Monaten Februar und März, da dieß allgemein für die beste Zeit gehalten wird. Darum hatte auch Herr van der Poort ein Schiff gewählt, das in einem dieser Monate segelfertig lag. In dieser Zeit strömt der Regen oft gleich einem Wolkenbruch vom Himmel; denn man ist in der vollen Kraft des westmoeson. Solch' ein Wetter war auch an jenem Morgen, an dem Jakob von seinem Vater an Bord gebracht wurde. Die Luft war grau und mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt. Die Wege standen voll Wasser; zuweilen fuhr ein heftiger Wind durch die Blätter der Bäume, eine trübe Färbung lag über der ganzen Natur ausgebreitet, eine niedergedrückte, melancholische Stimmung bemächtigte sich auch der meisten Menschen.

Schon vor dem Signalschusse vom Ufer her war Alles im Hause im Aufruhr. Zum letzten Male wurde Jakob von seiner alten baboe<sup>1</sup> angekleidet, zum letzten

<sup>1</sup> Baboe — Amme, Wärterin.

Male bestreute sie sein Butterbrot mit Zucker; zum letzten Male bekam sie von ihrem sinjo<sup>1</sup> einen heimlichen Kniff, weil sie seinen Gürtel zu fest schnallte. In ihren Augen standen Thränen — nicht des schmerzenden Kniffes wegen, sondern weil sie von dem Kinde in Zukunft nicht mehr gekniffen werden konnte, das sie gefängt, bei dem sie acht Jahre lang Tag und Nacht gewacht, das sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend geliebkost und versorgt hatte. Frau van der Poet saß weinend und schluchzend auf einem Sofa, und hielt die Blicke fest auf ihren Sohn gerichtet; ein unbestimmtes und düsteres Gefühl sagte ihr, daß sie auf ewig von ihm schied, daß sie ihr Kind niemals wieder in ihre Arme und an ihr Herz drücken sollte!

— „Wohlan, jetzt ist es Zeit!“ sagte endlich ihr Mann, der seinen Schmerz (den Schmerz eines Vaters, der seinen Sohn verliert) für einen Augenblick durch die Besorgung des mitzunehmenden Gepäcks vergessen hatte. Ich überlasse es dem Leser, sich selbst den letzten Abschied der Mutter von dem achtjährigen Knaben vorzustellen; beschreiben kann ich es nicht. Als er am Halse der armen Frau hing, und sie ihm das Gesicht und den Mund mit Küßsen bedeckte, erhoben alle Sklaven

<sup>1</sup> Sinjo — junger Herr.

ein lautes Wehklagen. Jakob verstand eigentlich nicht recht, was mit ihm vorging; „er ging nach Holland,“ das war ihm so oft vorgesprochen worden, daß er sich nicht mehr darüber täuschen konnte; aber eine bestimmte Vorstellung von dieser Idee konnte er sich nicht machen. Der Herr van der Poet riß ihn zuletzt gewaltsam aus den Armen seiner Mutter, setzte ihn in den Wagen, nahm neben ihm Platz, und fuhr mit ihm nach dem Hafen. Dort lag eine Schaluppe, auf welcher Vater und Sohn dem Schiffe zurückerden, das bald den Ocean zwischen Beide bringen sollte. Alles war an Bord bereit, und als der letzte Passagier die Strickleiter erstieg, fing man schon an, den Anker zu lichten. Es war wirklich eine ausgezeichnete Gelegenheit, mit welcher der Knabe abreiste; der Capitain war wegen seiner Sorgfalt für die anvertrauten Kinder bekannt, und hatte überdies noch vier Knaben bei sich, die auch nach Holland geschickt wurden, und die Jakob's Gesellschafter wurden. Herr van der Poet wartete, bis das Anker „auf und nieder“ stand; dann gab er dem Capitain die Hand, legte es ihm nochmals an's Herz, gut für sein Kind zu sorgen, drückte Jakob heftig in seine Arme, wischte sich eine Thräne aus den Augen, verließ das Schiff und kehrte nach seiner Wohnung zurück.

Was mag wohl auf diesem Heimwege, als er einsam

in dem Wagen saß, in dem Herzen des Vaters vorgegangen sein? Ich weiß es nicht — ich kann es mir auch nicht vorstellen. Ich vergesse niemals den Augenblick, als ich vom Kirchhofe zurückkehrte, auf welchem ich meinen Sohn in's Grab hatte legen sehen. Es schneidet mir noch durch die Seele, so oft ich daran denke; aber doch glaube ich, daß ich an der Stelle dieses Vaters jetzt verzweiflungsvoller sein würde, als ich es damals war. Ich wußte wenigstens, wem ich meinen Liebling anvertraut hatte, — ich wußte, daß er aus meinen Händen in eine bessere Hut überging, daß er einer vollkommeneren Erziehung und Bildung theilhaftig wurde, als ich sie ihm gewähren konnte.

Die Zeit goß ihren wohlthätigen Balsam auch in das Herz der Eltern. Herr van der Poet hatte am Tage seine Amtspflichten, am Abend machte er sein Partietchen, und Mevrouw<sup>1</sup> hatte ihre häuslichen Geschäfte und ihre Freundinnen. In Indien kennt man leider den Einfluß nicht, den die europäische Erziehung der Kinder auf die Familien ausübt. Sie werden auseinander gerissen und getrieben, vollständig aufgelöst. In Indien bestehen eigentlich keine Familien und kein Familienleben. Die Macht der Erziehung, welche ebenso wohlthätig auf

<sup>1</sup> Mevrouw — Titel der vornehmen holländischen Damen.

die Eltern, als auf die Kinder wirkt, welche der Brunnen so vieles Guten und Segensreichen in den Häusern der Christen, und ein mächtiger Sporn für den Erzieher selbst ist, den Seinen mit reinem und heiligem Beispiele voranzugehen, — diese Macht ist gebrochen, diese Macht besteht nicht.

Hier wohnen die Eltern, und dort die Kinder, Tausende von Meilen von ihnen entfernt; Beide werden nach und nach einander fremd. Die Letzteren leben unter andern Menschen in einer andern Welt; die Ersteren suchen ihre Vergnügungen, Jedes auf seine Weise, außer dem Hause; die herzlichste Zuneigung der Gatten zu einander wird nicht durch gemeinschaftliche Sorgen und tägliches Wachen über angebetete Kinder genährt; das Band, welches sie verbindet, wird unwillkürlich loser und loser, — mit einem Worte, das Familienleben ist vernichtet.

## II.

Fünfzehn Jahre später waren natürlich die Personen, die wir vorgeführt haben, fünfzehn Jahre älter geworden. Jakob war also ein drei und zwanzigjähriger Jüngling; — aber seltsam, wenn seine Eltern an ihn dachten, dann kam ihnen unwillkürlich der kleine Knabe



vor die Seele, so wie er sie verlassen hatte, und sie mußten mit ihrem Verstande ihre Phantasie gewaltsam zu der Vorstellung zwingen, daß er nun doch nicht mehr so aussehen konnte. Seine Erziehung war vollendet, und mußte wohl glücklich ausgefallen sein, wenn man nämlich die großen Summen als Maßstab dafür annahm, die sie dem Herrn van der Poet gekostet hatte. Er hatte mehr als 25000 Gulden für den Jungen geopfert, — und für 25000 Gulden kann man doch so Manches kaufen. Überdies waren die Berichte über ihn im Allgemeinen günstig gewesen; die Herren N. N. u. Co. hatten nur in der letzten Zeit, als Jakob auf der Universität war, über ihn geklagt, und zwar hauptsächlich darum, weil er mehr Geld verzehrte, als sie für nöthig hielten. Darum waren sie der Meinung, daß es für ihren Prinzipal eine bessere Speculation sei, wenn ihr Schützling nach Indien zurückkehre, als wenn er seine Studien fortsetze, um so mehr, da er auch ohnehin mit der ihm zu Gebote stehenden Protection sein Glück machen würde. Das war nun wohl für den alten van der Poet eine kleine Enttäuschung; aber da er, ebenso wie seine Frau, täglich mehr nach der Rückkehr ihres einzigen Sohnes, der Lust ihres Lebens, der Hoffnung ihres Alters verlangte, so hatte er seine Zustimmung gegeben.

Die Faktur, die vor fünfzehn Jahren in Empfang genommen war, wurde nun im gehörigen Zustande und wohlconditionirt an Bord der Elisabeth, Capitain X., an den Absender zurückgeschickt; und dieses Schiff wurde jetzt stündlich in Batavia erwartet.

Frau van der Poet hatte das Zimmer ihres Sohnes zu seinem Empfange geordnet. Welche Seligkeit war es für sie, den lieben Jungen wieder an ihr Herz zu drücken, das liebe Antlitz ihres Jakob wieder mit Küssen zu bedecken! Stundenlang konnte sie vor seinem Bilde stehen, das bald nach seiner Ankunft in Holland fertig war; stundenlang konnte sie in diesen schelmischen Augen lesen, diese freundlichen Lippen betrachten, und sich an diesem Lockenkopfe erfreuen.

Ihr Mann hatte Alles auf's Genaueste angeordnet. Sobald das Schiff auf der Rhede sichtbar wurde, sollte man ihn davon benachrichtigen; die Pferde und der Wagen standen immer bereit, und das Herz klopfte ihm vor Freude, wenn er der seligen Stunde gedachte, in welcher er Jakob vom Schiffe abholen konnte; seine Brust hob sich vor Stolz, wenn er davon träumte, was sein Sohn Alles gelernt habe, wenn er sich vorstellte, wie er sich vor den inländischen Kindern auszeichnen würde. Seit vielen Wochen wurde im Hause nur von Jakob gesprochen, und die Bekannten des

Herrn van der Poet fanden es wohl etwas langweilig, daß er nur auf diesen einen Gegenstand zurückkam.

Unterdessen ging ein Tag nach dem andern vorbei, und das so sehnlich erwartete Schiff kam noch immer nicht zum Vorscheine. Das Elternherz schwebte in tausend Ängsten bei dem Gedanken, daß es nun schon vier Monate unterwegs sei. Jeden Morgen erwachten sie voll süßer Hoffnung, und jeden Abend seufzten sie: „noch nicht!“ Endlich um die Mittagszeit, gerade als der Herr van der Poet seine Siesta halten wollte — empfängt er die entzückende Botschaft: „Die Elisabeth läuft so eben auf der Rhede ein.“ Mittagshize, Ruhe, Schlaf — Alles ist vergessen.

— „Sinjo soedah datang! Pakei Karetta! Lakas! Lakas!“<sup>1</sup>

Im Nu ist er in den Kleidern und im Wagen. Mit freudeklopfendem Herzen eilt er an den Landungsplatz.

Aber je weiter er fährt, je mehr der Augenblick naht, der so sehnlich erwünschte Augenblick des Wiedersehens mit seinem Sohne, desto wunderbarer wird ihm zu Muthe. Die Idee, seinen Jakob bald wieder in die Arme drücken zu können, dünkt ihm eine Seligkeit,

<sup>1</sup> Sinjo soedah datang! Pakei Karetta! Lakas! Lakas! — Der junge Herr ist gekommen! Macht den Wagen bereit! Schnell! Schnell!

— aber eine sonderbare Bekommenheit bemächtigt sich seiner ganz gegen seinen Willen, ohne daß er Gründe dafür angeben könnte. Am Landungsplatze geht er auf und nieder, und richtet seine Blicke unverwandt auf jedes Boot, das er von ferne sieht. Aber wenn es näher kommt, sieht er, daß ein Steuermann, oder ein Cadet, oder ein Seecapitain darin sitzt — seinen Jakob sieht er nicht. Endlich — sich, dort naht eine große Schaluppe — er kann sie schon deutlich unterscheiden, er bemerkt eine Menge Menschen in derselben, der Sperrbaumwächter sagt ihm, daß es die Schaluppe des eben auf der Rhede angelangten Schiffes ist. Ja, das muß er sein! Dieses Boot trägt seinen lieben Jungen! „O komm doch näher, komm doch näher! Strengt alle Kräfte an, ihr Bootsleute! Seht ihr denn nicht, daß hier ein Vater mit brennend ungedulzigem Verlangen harret?“ — Endlich kann er auch die Personen unterscheiden, — vier Herren und zwei Damen. — „Aber Jakob ist nicht dabei,“ ist sein erster Gedanke. Da fällt ihm plötzlich ein, daß er Jakob nicht mehr kennt! — und unwillkürlich fährt ihm ein eiskalter Schauer durch die Glieder.

Der Herr van der Poet war seit dem Augenblicke, daß er die Schaluppe zum ersten Male sah, bis jetzt, als er sie dem Landungsplatze näher kommen sieht, ein ganz anderer Mensch geworden. Gelassen fragte er:

— „Ist in dieser Schaluppe ein Herr van der Poot?“

— „Der bin ich, mein Herr!“ antwortet einer der Passagiere, während er an's Land steigt.

— „So, mein Herr, sind Sie — Jakob“ wollte er sagen; aber als er auf das lange, härtige Antlitz starrete, starb das Wort auf seinen Lippen; „sind Sie Herr van der Poot?“

— „Ich sagte Ihnen schon ja!“ wiederholte dieser in etwas gereiztem Tone. — „Was steht zu Ihren Diensten?“

— „Dann bin ich dein Vater!“

— „Wirklich! O, das ist mir sehr angenehm! Guten Tag, Papa, wie geht es?“ und dabei zog er den Handschuh aus, und streckte ihm die Hand entgegen.

Dem alten van der Poot war wunderbarlich zu Muthe; er wußte eigentlich nicht, was er that; mechanisch ergriff er die dargebotene Hand, drückte sie in der seinen, und zog seinen Sohn schweigend zum Wagen.

Da saßen Beide dicht beisammen. Im Anfange sprachen sie kein Wort; die Gegenstände, welche Jakob umgaben, waren neu für ihn, und die Person, die neben ihm im Wagen saß, war ein Fremder für ihn; der Vater sammelte seine Gedanken zu der Überzeugung, daß er nun wirklich neben seinem Sohne

saß? Sein Sohn? Das konnte er selbst nicht begreifen, als er seine Augen verstohlen auf die lange Figur richtete, die größer als er selbst war; auf die Lippen, welche ein dichter Bart umschattete, und welche unter demselben mühsam zu athmen schienen; nach dem Kopfe, dessen Locken in Holland zurückgeblieben waren. Sein Sohn? Das konnte er selbst nicht begreifen, als sein Blick auf den modisch gekleideten Dandy fiel, der Pantalon, Rock und Weste à la Polka trug, und dessen Augen schon so geschwächt waren, daß er die Gegenstände, die er in Augenschein nehmen wollte, unaufhörlich durch die Lorgnette betrachten mußte. Und er kannte doch keinen andern Jakob, als den flüchtigen, fröhlichen Knaben, den wilden Jungen, den lieben Schelm, den er vor ungefähr fünfzehn Jahren auf demselben Wege an Bord gebracht hatte. Dergleichen Gedanken stiegen nach einander in dem alten van der Poot auf, und der junge fühlte sich auch nicht sehr behaglich. Noch niemals hatte ihn irgend Etwas verwirrt gemacht, niemals hatten ihm die Worte gefehlt — und nun vermischte er mit einem Male den leichten, nichts sagenden Conversationston, in dem er sonst Meister war, nun war er auf unbegreifliche Weise genirt.

Indessen saß Frau van der Poot in der Vorgalerie und wartete auf die Rückkehr ihres Mannes. Was in

ihrem Gemüthe vorging, wird sich jede Mutter vorstellen, die nach langer Abwesenheit zum ersten Male ein geliebtes Kind in die Arme schließen soll. Sie hatte einige Bedienten zum Aufpassen ausgeschiedt; jetzt flogen sie mit dem Berichte herein, daß der Herr in den Hof fährt, und beinahe im selben Augenblicke hält der Wagen auch schon vor dem Hause still. Schon tritt van der Poot mit dem Dandy in die Vorgalerie — der Sohn steht vor seiner Mutter — er verbeugt sich tief — das Blut steigt ihr zu Kopfe — sie erkennt in dem unbekanntem Wesen nichts von den Zügen, die so tief in ihr Herz eingeprägt sind; sie sieht nichts von allem Dem, was ihr die Phantasie so lange von ihrem Jakob vorgezaubert hat; sie ist dem fremden Herrn gegenüber verlegen — unwillkürlich verbeugt sie sich vor ihrem Sohne.

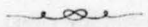
Ihr Sohn? — Ihr Vorgefühl hatte sie wirklich nicht betrogen; es war nun allzuwahr; fünfzehn Jahre vorher hatte sie ihr Kind zum letzten Male in ihre Arme und an ihr Herz gedrückt.

Wir wollen diese Erzählung nicht weiter verfolgen, wir wollen nichts mehr von Dem berichten, wie es ferner im Hause des Herrn van der Poot zugeht; wir könnten nur Scenen aus dem täglichen Leben Indiens vorführen, die traurig genug beweisen, wie durch die

Erziehung unter Fremden das Band zwischen Eltern und Kindern grausam und für ewig zerrissen wird. Man darf mich keiner übertriebenen Schilderung beschuldigen; denn meine Skizze ist eine so treue Type, daß sie beinahe Portrait geworden ist. Man wird mit mir die Unglücklichen beklagen, deren Jugend so vielen Gefahren bloßgestellt ist, in deren Gemüthe, das doch die Quelle so vieles Guten sein soll, die Elternliebe erstickt und ausgelöscht wird, und die in kindlicher Unschuld die elterliche Wohnung verlassen, aber so oft, verdorben an Seele und Leib, in dieselbe zurückkehren. Man wird mit mir die Eltern beklagen, die unter der eisernen Nothwendigkeit seufzen, ihre Lieblinge einer solch' dunkeln, wechselvollen und drohenden Zukunft anvertrauen zu müssen. O möchten sie durch Anspannung all' ihrer Kräfte, durch ängstliche Vorsicht bei der Erziehung der ersten Jahre, durch eine wohlervogene und verständige Wahl der Personen, denen sie ihr Kleines übergeben, die verderblichen Folgen dieser Nothwendigkeit so viel als möglich zu lindern und zu mildern suchen! Und ihr, vortreffliche Männer, die ihr trotz dieser ungünstigen Umstände, trotz des allen Geist und alles Leben tödtenden, und das edelste und zarteste Gefühl auslöschenden Schicksals eurer Jugend, euch doch zu edlen Menschen und wahren Christen entwickelt habt.

— ihr habt Anspruch auf unsre Bewunderung und Ehrerbietung. Danket Gott für seine besondere Leitung und väterliche Beschirmung, — denn an euch hat er wirklich ein Wunder gethan!

1847.



## VII.

### Naturschilderungen von Java.

**D**er Mensch hat ein Vermögen in sich, durch welches alle Entfernung verschwindet; er hat weder Schiffe noch Dampf nöthig, um sich plötzlich und schnell wie der Gedanke in die entferntesten Gegenden zu versetzen. Diese Eigenschaft der Seele kann eine Quelle reichen Genusses, aber auch schmerzlicher Wehmuth sein. Wenn die Phantasie mich unwillkürlich in die schönsten Landstriche Java's versetzt, — wenn ich in Gedanken jene Gebirge durchstreife, — wenn ich durch die lachenden Thäler, die anmuthigen Dörfer, die freundlichen Auen jenes indischen Paradieses wandle; — wenn ich die silbernen Ströme in ihren Windungen durch die unübersehbare, mit Reis bebaute und mit bewohnten Wäldern übersäte Fläche verfolge; — wenn ich von ferne die sanften, wohl lautenden Töne der Bavaischen Musik durch die Bäume rauschen höre, — oder

wenn ich die dicken Rauchwolken eines Kraters vor mir aufsteigen, den Regen wie Wolkenbrüche von den Gipfeln der Berge niederstürzen sehe, den Donner rollen höre,

Der mit dem hohlen Klang von Felsenhöhl' und Klust,  
Mit dröhnendem Geräusch das Bergesecho ruft; —

wenn ich ihn von allen Seiten um mich her ertönen höre — oder wenn ich mich niederlege und das stille, dunkle Gewölbe des Jahrhunderte alten Waldes, der die Abhänge der Berge bedeckt — oder wenn ich die 10000 Fuß hohen Spitzen zu erklimmen trachte, und von dort meine Blicke über andre Bergspitzen und Wälder gleiten lasse, über Dörfer und Städte, über den Ocean; — wenn die Phantasie mich so in das unvergeßliche Land und zu jenen glücklichen Tagen zurückführt: dann weiß ich wirklich, was Heimweh ist.

Ihr, meine Leser, oder doch wenigstens die Meisten von euch, habt Java niemals gesehen; vielleicht aber habt ihr nahe Bekannte dort. Ich werde versuchen, euch vor eurer Phantasie einige Bilder jener Insel aufzurollen, die stets noch vor der meinen stehen. Sollte es mir nicht glücken, euch zu dem Ausrufe zu bewegen: „Welch' ein herrliches Land!“ — solltet ihr durch meine Beschreibung nicht zur Begeisterung entflammt werden; sollte sie euch kalt und gefühllos lassen: — ich bitte

euch, schreibt es dann den Landschaften nicht zu, die ich jetzt für euch malen will, rechnet es allein der Ungeschicklichkeit an, die sich an eine Aufgabe wagte, welche über ihre Kräfte geht. Ich werde versuchen, die Gemälde, die ich vor euch ausbreiten will, auch mit Figuren zu beleben, und zwar wähle ich ausschließlich Sava-  
vanen, die ursprünglichen Bewohner dieser Insel, wie sie jetzt noch dort zu finden sind. Sollte es mir glücken, euch ein wenig Liebe für das Land und das Volk einzuflößen, dann ist der Zweck dieses Artikels erreicht.

## 1.

In der Mitte Java's liegt die Residenzschafft Radoe. Das Wort bedeutet: „ein Thal von hohen Bergen eingeschlossen.“ Das prächtige Thal, das diesen Namen trägt, führt denselben mit Recht. Rund umher ist der Horizont von Bergen begrenzt, während nicht weniger als fünf Vulkane, von denen einige die Höhe von 10000 Fuß erreichen, auf die fruchtbaren Auen niederblicken. Das ausgebreitete Thal ist nämlich ganz vulkanischer Natur, und einer der reichsten und schon seit alten Zeiten bevölkerten Theile der Insel. Es ist berühmt durch seinen Reichtum an Kokospalmen, Reis, Tabak und vortrefflichen Pferden; höchstes Interesse erwecken seine majestätischen

Trümmer, die, obwohl Jahrhunderte über ihre bemoosten Scheitel zogen, durch keinen Aschenstrom oder Lavaregen, durch kein Erdbeben ganz umgestürzt oder verschüttet wurden. Es ist dem Herzen jedes Holländers durch geschichtliche Erinnerungen heilig, die nur allzu deutlich im Gedächtnisse ruhen; denn es war der hauptsächlichste Schauplatz des letzten Javasischen Krieges, und Mancher unserer Tapferen fand dort sein Grab, Mancher unserer Brüder und Freunde, in jenem Kriege gefallen, ruht im Schooß jener schönen Gefilde.

Die Hauptstadt dieser Provinz heißt Magellan, und dort hat das Oberhaupt der ganzen Landschaft seine Residenz. Wir befinden uns im Augenblick in dem herrlichen Lustgarten, der seine Wohnung umgiebt. Wir wandeln mitten durch reich schattirte, vielfarbige, immerblühende Blumen, zwischen Citronen-, Orangen- und anderen Fruchtbäumen und hierher; gebrachten, geschmackvoll gruppirten Denkmälern, Überbleibseln von der Bildhauerkunst der uralten Hinduzeit. Dreißig Ellen tiefer strömt zu unseren Füßen der breite Strom Progo. Ruhig und gelassen, obgleich in ziemlich schnellem Laufe, fließt er in dem Bette, das er sich tief zwischen den hohen Ufern gebildet hat. Aber in der Regenzeit schwellen seine Gewässer durch den gewaltigen Andrang der Sturzfluthen; steigen bis dicht an seine Ufer, fliegen mit

Blitzesschnelligkeit vorbei und führen mit fürchterlicher Gewalt und unwiderstehlicher Kraft Alles auf ihrem Wege mit sich fort. Noch etwas weiter nimmt der Progo einen andern Strom, den Ello, auf, fließt dann, reicher und breiter geworden, als einer der größten Ströme Java's, durch das Reich Djokjokarta, und stürzt sich unfern des Dorfes Porosot in die Südsee. Dieser prächtige Strom, der die Provinz Radoe beinahe in ihrer ganzen Länge durchfließt, ist eine Hauptursache ihrer unbegreiflichen Fruchtbarkeit, die ihr den wohlverdienten Beinamen „Garten Java's“ verschafft hat. Es ist bekannt, daß der Landbauer nicht nur von dem Regen die Fruchtbarkeit seiner Felder abhängig macht. Er führt das strömende Wasser der Flüsse in zahllosen, oft sehr sinnreich erdachten Leitungen über seine Ländereien. So kann er diese überflüssig begießen oder trocken werden lassen, wie er es eben für nöthig erachtet. Diese zahllosen, unabsehbaren, amphitheatralisch aufsteigenden Reiskelder, deren reisende Halme durch ein leises Lüftchen hin- und hergewiegt werden, die sawahs,<sup>1</sup> die ein Meer von Ähren tragen, empfangen auch ihre Nahrung von dem Flusse, den wir zu unseren Füßen vorbeiströmen sehen. Er ist wie eine gute Gottheit, die

<sup>1</sup> Sawah — Reiskelder.

auf tausend verschiedenen Wegen das Thal durchwandelt, und aus ihrem silbernen Füllhorn die reichsten Gaben austreut.

Ich weiß nicht, ob es Jedem so geht, wie mir: wenn ich die Wellen eines Flusses vor meinen Füßen dahinrieseln sehe, dann frage ich unwillkürlich: „Wo kommt ihr her?“ und dann ist es ein Genuß für mich, in meiner Phantasie den Weg zu verfolgen, den sie zurückgelegt haben. Auch dem Progo legte ich dieselbe Frage vor, und dann habe ich den Ort seiner Geburt aufgesucht, und lade meine Leser jetzt zur Besichtigung jener romantischen Gegend ein.

Von den fünf Vulkanen, die unser Thal umgeben, sehen zwei, fern über Samarang, in die Java'sche See, und sind bei unsern Seefahrern unter dem Namen „die zwei Brüder“ bekannt. Nach einem derselben, den die Javanen „Sendoro“ nennen, führt unser Weg. Er hat eine riesige Höhe von mehr als 9000 Fuß, und sein Gipfel, der die Wolken küßt, hat zwei Bodensenkungen, die früher mit Wasser ausgefüllt waren, und einen Krater. Während beinahe alle Berge Java's mit dunklen, undurchdringlichen Wäldern bedeckt sind, findet man seine Abhänge bis zu einer ansehnlichen Höhe bewohnt und bebaut, von da bis zu seiner Spitze ist er vollkommen kahl. Wenn man ihn so in der Ferne blauen sieht,

erscheint seine Oberfläche glatt und eben. Man irrt sich. Beim Näherkommen bemerkt man, daß er von tiefen Klüften und steil abfallenden Abgründen durchsurcht ist.

Wir erklimmen den Sendoro von der Nordostseite. Im Anfang ist es nicht sehr beschwerlich; auf einem kleinen, aber starken Pferde verfolgen wir einen gutgehabnten Weg, der aber, je höher wir kommen, desto steiler wird. In einer Höhe von 4000 Fuß verlassen wir ihn und stehen plötzlich vor einem, wie durch einen Zauberschlag aus der Tiefe emporgestiegenen, entzückenden Naturbilde. Zuerst haftet unser Blick auf einer Höhle in der Wand des Berges, einer Grotte, am Eingange wohl zwanzig Fuß groß, rund, wie von der Hand eines Baumeisters symmetrisch gewölbt, und so tief und dunkel, daß wir beim ersten Anblick ihr Inneres gar nicht unterscheiden können. Aber wenn unsre Augen sich an die Wirkung des plötzlichen Ueberganges vom hellen Sonnenschein zur Dunkelheit gewöhnt haben, bemerken wir, daß die Wände der Höhle aus einem vulkanischen Conglomerat bestehen, das aus Lava- und Trachitstücken zusammengesetzt ist und in verschiedenen Lagen übereinander liegt, die wahrscheinlich auch von verschiedenen Eruptionen des Berges herrühren. Tief im Hintergrunde verengt sich die Grotte zu einer Kluft oder Spalte. Dort entspringen aus drei verschiedenen Öffnungen drei



Quellen krystallhellen Wassers, die sich in der Grotte vereinigen, und in einem kaum einen halben Fuß breiten Bette als ein einziger schnellfließender Strahl zu Tage treten. Und kaum hat dieses Wasser das kühle, freundliche, durch die Natur gebildete Gebäude seiner Geburt verlassen, so stürzt es in einen mehr als achtzig Fuß tiefen Abgrund, der unmittelbar vor der Oeffnung der Grotte gähnt, an der steilen Wand mit Blitzesschnelligkeit herab. Dort wird es in einem Bett von Sand und Kiesel Erde freundlich aufgenommen, vereinigt sich hier mit anderen Quellen und kleinen Wasserstrahlen und Bächen, und verliert sich so in die Windungen der Gebirge und unter dem grünen Laub einer kräftigen Pflanzenwelt. — Der kleine, sanftrieselnde, helle Wasserstrahl, welcher hier aus der Grotte hervorspringt, schwillt bald zu einem stolzen Strome an, der das Thal von Kadoe durchfluthet; es ist derselbe Strom, der das ganze unübersehbare Land vor euch bewässert, fruchtbar macht und nährt; es ist derselbe Progo, der oft mit Donnergeräusch durch die unermäßliche Fläche fortrast, Bäume und Brücken und Häuser verwüstet und mit sich fortreißt, und sich zuletzt wie ein Wüthender in den Ocean stürzt.

Werfen wir noch einen Blick auf den Ort seiner Geburt und auf diese romantische Höhle! Es ist, als ob der wohlthätige Strom bei seinem Eintritt in die

Welt festlich empfangen würde, denn Akazien- und Feigenbäume beschatten den Eingang der Grotte, und lassen ihre blätterreichen Zweige zierlich über dieselbe herabhängen; zahllose Büsche, üppiges Strauchgewächs, vielfarbige und vielartige Blumen scheinen den Eingang zu versperren; die tiefe, feierliche Stille des Ortes wird nur zuweilen durch das Zwitschern der Vögel und das Summen der Insekten unterbrochen; — außerdem ist das Murmeln des nach außen tretenden Stromes das einzige Geräusch, das man hört. Ueber der Grotte erheben sich die steilen Abhänge des Berges, unter ihr klappt ein Abgrund, vor ihr liegt die Residenzstadt Kadoe ausgebreitet mit ihren reichbebauten Feldern, die kein einziger unfruchtbarer Platz unterbricht, mit ihren unzähligen, im Schatten tiefer Wälder versteckten Dörfern. Offen und ausgebreitet liegt die Fläche seiner Laufbahn vor dem jungen Strome. Schon bei seiner Geburt sieht der Prago darauf hernieder, sieht, was er schaffen soll; sieht die Früchte seines Weges vor sich, ehe er ihn noch begonnen hat. Sein Loos ist anders als das der Menschenkinder, denen nur ein Rückblick auf die bereits zurückgelegte Bahn vergönnt ist. Wohl dem, der dann Früchte seiner Arbeit entdeckt, über die er nicht zu erröthen braucht!

Es wohnen auch Menschen auf jenem herrlichen Fleck

Erde, den ich eurer Phantasie vorzuführen suchte. Nicht fern von der Grotte liegt das Dörfchen Djombret; am Eingang der Höhle findet man den Beweis dafür. Da stehen kleine Opferschalen mit Blumen und Früchten und Weihrauch. Die Bewohner bringen sie an den Geburtsort des Flusses, dem sie so viel Dank für ihre Acker schuldig sind, von dem das Gelingen ihrer Feldarbeit abhängt. — Und diese Menschen heißen Nachfolger Muhamed's, dem alle Abgöttereien ein Gräuel ist! — Diese Menschen stellt man wohl bisweilen als Schwärmer für den Koran hin, dessen erster Spruch doch ist: „Gott ist Gott!“ Es ist wahr, es sind glückliche Menschen; — wenn man nämlich das ein Glück nennt, ohne Gefühl inmitten einer entzückenden Natur, — ohne Bedürfnisse auf einem Boden, der bei mäßiger Krafteranstrengung reiche Schätze liefert, — ohne Freude und ohne Schmerz in einem Lande, das zum Genießen auffordert, — ohne Voraussicht auf eine bessere Zukunft, nur den Tod vor Augen, — ein elendes, einförmiges Leben fortzuschleppen. Aber es sind Beklagenswerthe, wenn man es beklagenswerth nennt, fern von Gott zu sein, keine Hoffnung, keinen Trost, kein Vertrauen zu besitzen, wenn Krankheit den Körper verwüftet, wenn die Stunde des Leidens naht, und der Becher des Schmerzes geleert werden muß. Ja, sie verdienen unser Mitleiden, denn

alle Eigenschaften der Seele, die für uns die Quelle reichen Lebensglückes werden, sind bei ihnen noch unentwickelt; — aber daß sie doch den Mangel derselben fühlen, sieht man an diesen einfachen, kindlichen Opfern, die sie dem Ursprung des Progo darbringen.

## 2.

Die Javanen bewohnen ein gesegnetes Land. Ihr Leben läuft gewöhnlich still und ungestört zu Ende. — Und doch giebt es auch für sie Zeiten und Augenblicke, in denen Jammer, Verzweiflung und Wahnsinn ihr Loos wäre, wenn sie nicht eine göttliche Kraft im unerschütterlichen Glauben besäßen. Sie wohnen auf vulkanischem Boden, der eine der Ursachen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit ihrer Insel ausmacht, der aber zugleich ein sehr treulosser und verrätherischer Boden ist. Wir wollen jetzt ein Schauspiel beschreiben, das uns jene vulkanischen Erscheinungen in ihrer ganzen Schrecklichkeit vorführt. —

Wir befinden uns im westlichen Theile Java's, in der Provinz der Preanger Regenttschaften, der größer, wenigstens fruchtbarer als unser Vaterland ist, aber nur von 80,000 Menschen bewohnt wird. Die Natur ist hier viel wilder, als in jedem andern Theile der

Insel. Im Augenblicke halten wir uns in der Regenschafft Garuet auf.

Dort erhebt sich die lange Bergkette des Vulkanes Galoenggoeng. Auf der einen Seite desselben gewahren wir eine weite, geräumige Spalte, die unmittelbar unter der Spitze des Berges ihren Anfang nimmt und, an beiden Seiten durch Felswände begrenzt, abwärts läuft, während sie weiter unten an Breite immer mehr zunimmt, und sich nach und nach im flachen Lande verliert. Es ist, als ob ein längliches Stück aus dem Berge fehlte, als ob Etwas herausgebrochen wäre. — Dahin führt unser Weg. Erst ziehen wir durch eine schöne, mit vielen Dörfern übersäte und mit Kaffeepflanzungen bepflanzte Strecke; aber bald befinden wir uns in einer Wildniß von langem, gelbem und schlankem Grase und hohem Schilfe. Solche Gras- und Schilfgebüsch sind beinahe undurchdringlich, denn sie erreichen eine Höhe von 10—15 Fuß. Dort sind die Lieblingsverstecke der Tiger, die darin in Menge wohnen und herum schwärmen. Die uns begleitenden Javanen versuchten mit ihren Messern die Büsche zu lichten, um uns einen Durchgang zu verschaffen. Nachdem wir uns einige Stunden lang durch diese weite Fläche hindurchgearbeitet hatten, nahen wir der breiten Spalte im Rücken des Berges. Wohl kann ich sie breit nennen, denn sie ist

beinahe zwei englische Meilen weit. Wir traten hinein und bestiegen in ihrem Schooße den Berg. Ein frischer Strom fällt von oben herab, und stürzt sich in anmuthigen Windungen durch den Spalt. Nach und nach verändert sich die ganze uns umgebende Pflanzenwelt. Schattenreiche Gebüsch bedecken alle Tiefen und Hügel, aber an dem schlanken und dünnen Wuchse der Baumstämme erkennt man leicht ihre Jugend. Die dichtverschlungenen Wipfel der Bäume werfen noch nicht gar zu lange erquickenden Schatten zur Erde. — Sie sind kaum fünf und zwanzig Jahre alt. Der ganze Boden, über den man geht, bis zu einer Tiefe von 40 Fuß, mit Allem, was darauf und daran ist, besteht erst seit einem Viertelsjahrhunderte.

Vor fünf und zwanzig Jahren, — welches andere Aussehen hatte damals jener Landstrich, 40 Fuß unter dem Boden, auf dem wir nun stehen! Vierzig Fuß tiefer prangten hier die fruchtbaren Flächen und Bergesabhänge von Tassit Malajo und Singaparna. Sie waren weit und breit mit Reissfeldern bedeckt und mit Dörfern besät, die sich mit ihren Kokospalmen links und rechts zwischen den Feldern erhoben. In allen Richtungen waren sie von Wegen durchschnitten, die bis an den Fuß des Berges liefen, der damals noch kein Vulkan war; und noch weiter hinauf bis in diese Klust, damals nur ein sich

sanft neigendes Thal, in dem man zwischen blühenden Kaffeplantagen wandelte. Ein Reisender beschreibt in folgenden Worten den Anblick, den am 8. Oktbr. 1822 diese herrlichen Ebenen darboten:

„Über die reichen Gefilde dieses ewig grünen Landstriches ergoß die Mittagssonne, durch kein einziges Wölkchen oder den geringsten Nebel gebrochen, ihre Strahlen. Das ganze Land schien der Ruhe zu pflegen; selbst die Thierwelt lag im tiefen Schlafe; im schattenreichen Laube verborgen, saß das Heer der Vögel, und kaum summtete noch hie und da ein Insekt. Die Pflanzen hatten alle ihre Blumen geöffnet, und hauchten ihre durch Niemand eingesogenen Aromata in die Luft. Kein Blatt bewegte sich, kaum rauschte noch zuweilen der hohe Fächer einer Palme, wenn sich ein leises Lüftchen von der Küste her erhob. Auch die Menschen ruhten. Die Arbeiter hatten ihre Felder verlassen, deren künstlicher Wasserpiegel unter den Sonnenstrahlen dampfte. Sorglos lagen sie auf der rohen Ruhebank ihrer kleinen Hütte ausgestreckt. In den Sälen der Großen verstummten nach und nach die Töne der Musik, bei deren leisen, melodischen Klängen die Java'schen Großen einzuschlafen pflegen. Auch die Tänzerinnen wurden still, und das leise Girren der Turteltauben, die in zahlreichen Käfigen vor den ländlichen Wohnungen

hingen, war vielleicht der einzige Ton, der rund herum gehört wurde.“ So lag das ganze Land, 40 Fuß unter uns, am Mittag des 8. Oktbr. 1822 in tiefer Ruhe und in Frieden.

Da dröhnte plötzlich ein Schlag, wie von hundert Stück schweren Geschüzes, die alle in demselben Augenblick losgebrannt werden. Die Schläfer erwachten; ein donnerndes, brüllendes Getöse schlug an ihr Ohr; Entsetzen ergriff sie, als sie ihre Blicke nach dem Galoenggoeng richteten. Aus seiner Kegelspitze, die immer so still und ruhig auf sie niedergeschaut hatte, stieg eine schwarze Rauchsäule von unerhörtem Umfange, die sich mit Blitzesschnelligkeit ausbreitete, den ganzen Himmel bedeckte und in einem Augenblick den hellsten Sonnenschein in stockdunkle Nacht verwandelte. Die unglücklichen Menschen flohen entsetzt durch einander. Noch ein paar Secunden später — und einige Tausende derselben waren in einer kochenden Springsfluth begraben. Sie wurden theils von Schlamm verschüttet, der, durch den Berg ausgeworfen, in entsetzlicher Menge aus der Luft niederregnete, — theils wurden sie von dem Strome heißen Wassers verschlungen, der, mit Schlamm und Steinen vermengt, in endloser Fluth von Oben niederfiel, zehn Meilen im Umfang Alles überströmte, alle Dörfer, Äcker und Wälder vernichtete und in einen

dampfenden Pfuhl von blaugrauer Farbe verwandelte, mit Leichen von Menschen und Thieren, mit Häusertrümmern und gebrochenen Baumstämmen besät. Zwischen dem Brausen dieses Wassers, dem Brüllen des Berges, dem Krachen der zerplitterten Wälder, dem Dröhnen der fortgewälzten Felsstücke, und dem verzweiflungs-vollen Jammer der Menschen wüthete unaufhörlich der Donner, während in allen Richtungen Blitze aus dem dunkeln Wolken schossen, die sich nah und fern durch die schnelle Verdichtung der Dünste gebildet hatten.<sup>1</sup>

Drei Stunden später war alles vorbei. Die zahl-reichen Dörfer und Kaffeepflanzungen lagen unter vulkanischem Schlamm und Steinstückchen begraben. Das ganze Terrain war durch die ausgeflossene Masse aus dem Innern des Berges mehr als 40 Fuß höher geworden; Alles war schwarz und leer. Ich machte den eben beschriebenen Besuch dieser Gegend im Jahre 1843, zog also über das 40 Fuß tiefe Grab von 124 Dörfern und 5000 Menschen, zufolge der Angabe des „Batavischen Journals.“ Aber alle Spuren der schrecklichen Verwüstung waren in den zwanzig Jahren verschwun-

<sup>1</sup> Ausführlichere und genauere Beschreibung dieses entsetzlichen Ereignisses findet man in dem Journal von Batavia aus dieser Zeit bei Dr. Junghuhn in der Zeitschrift für Niederländisch Indien, 5. Jahrgang, Seite 264, deren Berichten ich hauptsächlich folgte.

den; eine reiche Vegetation, wild, aber blühend und schön, bedeckte den neuen, fruchtbaren Boden; es war kein kahles Fleckchen mehr zu entdecken, und nach und nach fängt auch die Menschenhand wieder an, neue Kaffeepflanzungen in der neuen Erde anzulegen.

Aber wir wollen nun auch den Ort näher in Augenschein nehmen, von dem aus einst diese Verwüstung über diesen Landstrich hereinbrach. Mit dem Zauberstab der Phantasie sind wir schneller und bequemer dort, als ich den Plaz über schwere Trachittrümmer kletternd im Jahre 1843 besuchte. Es ist jetzt ein Krater, dessen Boden sich ganz losgelöst hat, und der unter unseren Fußritten bricht. Überall zwischen Schwefeldämpfe aus tausend kleinen Öffnungen und Spalten, die sich auf dem mit Schwefel bedeckten Boden zeigen. Etwas tiefer sehen wir zwei Zimerollen mit beinahe zwei Fuß breiten Öffnungen zwischen halb losgelöstem Felsen, aus denen Wasserdämpfe mit heftigem Brausen emporsteigen. Aus diesen Trichtern wurde die Masse geschleudert, welche die Gestalt einer ganzen Gegend im Umkreise von zehn Meilen veränderte und eine ganze Bevölkerung vernichtete, welche tausend unsterbliche Seelen unvorbereitet, plötzlich vor den ewigen Richter forderte! —

## 3.

Das dritte Naturgemälde Java's, zu dessen Betrachtung ich einlade, ist von ganz anderer Art. Wir begeben uns nach der Südküste der Insel, in die Provinz Bagelen, und befinden uns am Fuße des Gebirges Karang-Bollang, dessen höchste Spitzen nur ungefähr 500 Fuß hoch aufsteigen, und das in schweren, grauen oder schwarzen Felsen in's Meer ausläuft. Wir erklimmen es ohne viel Mühe, und stehen plötzlich vor der unermesslichen Fläche des Oceans, der sich 100 Faden unter uns, so weit das Auge nur reicht, vor unseren Blicken ausbreitet. Langsam und ernst rollen die Meereswogen heran; aber wenn sie dem Fuße des Felskolosses, auf dem wir stehen, nahen, dann schlagen sie mit gewaltiger Kraft den unerschütterlichen Fuß der Felsen, und zerstäuben an den unbezwinglichen Klippen in sprudelnden Schaum. Links entfaltet sich vor unseren Augen das langsam abfallende, flache Land von Bagaleen, das bis an den Strand des Meeres bebaut ist, und die Wogen mit mehr Langmuth und Sanftmuth empfängt, als das Gestein. Aber rechts von uns ist die ganze Küste aus denselben gefährlichen Felsen gebildet, an denen die See ihre Wuth küßt, und von deren Brust sie seit Jahrhunderten in schäumender und siedender Brandung zurückweicht. Wenn

wir, uns an einem festen Tau festhaltend, von oben herunter über den Rand des Felsens sehen, dann schwindeln wir bei dem ersten Anblick. Man bemerkt nicht nur, daß der Fels zweihundert Fuß lothrecht abwärts geht, sondern daß er sogar eine einwärts gebogene Gestalt hat, und daß er also oben weit über die See hinausreicht. Wenn unsre Augen sich nach und nach an den entsetzlichen Kampf der Elemente gewöhnt haben, um deutlich unterscheiden zu können, — so bemerkt man in dieser Felsenwand unzählige Klüfte, Höhlungen und Vertiefungen bis hinunter an die Oberfläche der See. Man sieht die Wogen mit einem ohretäubenden Getöse hineinschlagen, um nach wenigen Minuten mit der Kraft und dem Geräusche des Dampfes aus einem riesigen Kessel in schneeweißem, schäumender Brandung herausgeschleudert zu werden. Eine lange, von Rohr geflochtene Leiter ist mit starken Stricken am Felsen befestigt, und reicht an ihrer steilen Wand hinunter bis an den Ocean. Ich werde später ihren Zweck erklären.

Als ich diesen Platz 1839 besuchte, ließ ich mir ein Tau um den Leib binden, und versuchte, das Innere dieser Höhlen zu erforschen; aber kaum hatte ich einige Schritte auf der Strickleiter gethan, so schwindelte ich, verlor mein Gleichgewicht und mein Bewußtsein, und

wäre ohne die getroffene Vorsichtsmaßregel sicher in die Tiefe gestürzt. Deshalb mußte ich mich begnügen, auf eine andere, weniger gefährliche, aber auch weniger zureichende Weise diese eindruckserregenden Geheimnisse der Natur zu belauschen. Wir begaben uns dazu tiefer in das Gebirge, der Richtung des Strandes folgend, stiegen dann auf einem mühseligen, geschlungenen Pfade zum Meere hinab, und befanden uns bald vor einer aus Felsen und Klippen gebildeten Höhle.

Der Eingang an der Landseite ist 60 Fuß breit; die Grotte selbst ist 160 Fuß lang, verengt sich aber bis zu einer Breite von 25 Fuß. Mit Fackeln versehen traten wir hinein. Das hohe Gewölbe ist aus zahlreichen Bogen von verschiedener, aber immer riesenhafter Größe gebildet. Wir gingen weiter, bis zur Mitte, und sahen die gegenüber liegende Öffnung. Welch' ein entsetzliches Geräusch berührt unser Ohr? Was dringt da mit schauererweckender Gewalt in die Höhle? Es ist die See, die einen schäumenden und tochenden Bogenschlag herein sendet; sie naht sich bis zu unsern Füßen; aber weiter reicht ihre Kraft nicht; von da eilt das Wasser zurück, und wird wieder in die See hinausgestoßen. Wir gehen weiter, durchlaufen die Höhle bis an's Ende, und treten hinaus; schon

kommt eine neue Woge uns drohend näher; aber wir erklimmen eilig einen vorstehenden Felsenpunkt außerhalb der Höhle, auf dem wir uns, mitten in der wüthenden Brandung, niedersetzen.

Was wir hier sahen und hörten und fühlten, ist nicht zu beschreiben. Das Sieden und Brausen, das Kochen und Zischen der Brandung, der Kampf der Riesenkräfte, die unaufhörlich dröhnenden Stöße; das sich fortwährend folgende Anfallen und Zurückgehen, das hundert Fuß hohe Aufstiegen der Wogen gegen die Felsenbrust, die plötzliche Veränderung der Scene in eine Springfluth von Schneeflocken, die dunkel herabhängende, mit Donnerwolken schwangere Luft über der wüthenden See — wer bei diesem Allem nicht voll Bewunderung und Ehrfurcht und heiligem Schauer anbetend niedersinkt, — dessen Gemüth ist noch härter, als der Fels!

Die zahlreichen Höhlen der Küste, in deren einer wir uns befanden, sind von Millionen Bewohnern bevölkert. Kleine, graufarbige Vögelchen, eine Art Schwalben, nisten in diesen Grotten. An den steinernen Wänden der dunkeln Höhlen befestigen sie ihre Nestchen, die aus einer leim- oder gallertartigen Substanz zusammengesetzt sind. Hier an diesen unzugänglichen Orten, durch das Weltmeer selbst bewacht, glauben sie wahrscheinlich vor dem begehrliehen Auge des Menschen sicher zu sein;

— begehrtlich, denn die Nester sind eine Lieblings Speise, zumal in China, so daß sie mit Gold aufgewogen werden. Aber die armen kleinen Vögel irren sich! Auch der Wuth der Brandung, auch der Gefahr des Zerschmettertwerdens weiß der Mensch zu trotzen, wenn er durch Gelddurst und Sinnenschwindel und Aberglauben getrieben wird.

Dreimal im Jahre werden die Nester in diesen Höhlen abgenommen. Wenn die See unruhig ist, wäre es nicht möglich; aber auch, wenn sie verhältnißmäßig still ist (und das war sie bei unserm Besuche der Höhle), bleibt es eine höchst gefährliche Unternehmung, die oft genug ihre Opfer heischt. Auf den Sprossen der schon erwähnten Leiter steigen die Javanen zweihundert Fuß tief lothrecht an der Felswand hinunter. Sind sie an der Höhle angelangt, in der sie ernten wollen, so warten sie, bis der Wogenschlag hinausgeht, und schwingen sich dann hinein. Drinnen sind Gerüste von Bambus, die mit Stricken an den Wänden der Höhle festgebunden sind. Darauf stehend, nehmen sie mit der Hand die Nester von den Mauern oder ziehen dieselben mit einem langen Haken herab. Indessen bringen unter ihnen die Wogen in die Höhle, und verlassen dieselben in steter Abwechslung. Wird aber die See während ihrer Arbeit unruhig, so daß die Arbeiter

die Höhle nicht schnell genug verlassen können, — stürzt sie ihre Wogen mit solcher Gewalt hinein, daß sie den ganzen Raum ausfüllen; dann werden die Unglücklichen verschlungen und finden hier ihr Grab. Aber auch andere Gefahren drohen ihnen. Manchmal giebt die Klippe nach, an welcher die Tane der Gerüste befestigt sind, wodurch sie hinabstürzen und in der Brandung verschwinden. Neulinge werden oft schon bei dem Herabsteigen auf der Rohrleiter schwindeln (ich habe es selbst erlebt, wie schnell dies geschieht), sie verlieren dann ihr Gleichgewicht und zerschmettern im Fallen an dem Felsen.

Die reichen Einkünfte dieser Vogelnesterklippen bilden eine große Einnahme für unsern Staatschatz. Wenn ich nicht irre, werfen sie jährlich eine Summe von drei Tonnen Goldes ab. Aber aus welcher Ursache wagen sich die Javanen, die doch so wenig Bedürfnisse haben, die so mäßig, so zufrieden mit ihrem Loose sind, an diese gefährliche Arbeit? Zwei Triebfedern werden dazu in Bewegung gesetzt: der Aberglaube und die Betäubung mit Opium. Wenn die Zeit der Nesterernte da ist, werden Feste gegeben und Opfer gebracht für die verschiedenen Berggeister, die diese Höhle bewohnen, Alles für Rechnung des Landes. Auf kleinen



Opferschalen bietet man ihren Blumen, Früchte, siri,<sup>1</sup> Pifang, Fleisch, Gemüse und dergl. dar; diese Schalen werden hie und da im Gebirge niedergesetzt. Eine Göttin, die in den Java'schen Legenden berühmte Königin der Südsee, Njai<sup>2</sup> Ratoe<sup>3</sup> Kidoel,<sup>4</sup> spielt dabei eine große Rolle. Am Eingang des Hauses, in dem die gesammelten Nester aufbewahrt werden, ist ihr zu Ehren ein Parabett aufgestellt. Während der Sammelzeit werder hier jeden Donnerstag Abend neue Opfer dargebracht, Lampen angezündet und Weihrauch gebrannt; mit einem Worte, man begeht hier alle die gewöhnlichen Thorheiten des Aberglaubens. Dieß ist die religiöse Vorbereitung für das gefährliche Unternehmen; — aber es giebt noch eine andere: die der Aufregung und Betäubung. Die Nacht vor dem Auszuge zu der Ernte ist das Fest. Musik, Tänzerinnen und allerlei Spiele vertreiben die Gedanken an die drohende Gefahr. Da sieht man sie tanzen, spielen und sich die Sinne mit dem verderblichen Mohnsaft betäuben — sie, die morgen vielleicht schon im Schooß der Wogen ruhen.

<sup>1</sup> Siri — Betel.

<sup>2</sup> Njai — Frau, Herrin.

<sup>3</sup> Ratoe — Königin.

<sup>4</sup> Kidoel — des Südens also: Frau Königin des Südens.

## VIII.

## Der Tiger auf Java.

**E**s giebt Eingeborene Java's, die bei ihrer Ankunft in Holland stets eine unwürdige Begegnung erfahren. Dort, auf jener herrlichen Insel, genießen sie eine unbegrenzte Freiheit und gehen auf den Bergen, durch die Wälder, in den Flächen ungehindert umher; hier werden sie im engen Kerker eingeschlossen, um als Gefangene zu leben, als Gefangene zu schmachten und zu sterben. Dort sind sie die Könige, nein, die Tyrannen des Waldes, die Dictatoren der Wildnisse, die Autokraten, die ohne Constitution nach Laune und Zufall regieren, die Selbstherrscher, vor denen Tausende zittern und beben; hier sind sie ein Gegenstand der Neugierde, dem sich Jeder zu nahen wagt, weil dasselbe hinter'm Gitter sitzt, das Jeder zu höhnen und zu reizen wagt, wenn der Aufseher es erlaubt; in dessen Nähe selbst Frauen und Kinder unbekümmert scherzen und

lachen. Dort ist die ganze Schöpfung ihm zinsbar, dort nehmen sie, was ihnen gefällt, dort befriedigen sie ihre Begierden und Leidenschaften nach Herzenslust; — hier wird ihnen die karge Nahrung wie ein Almosen zugeworfen, und sie müssen Kunststücke und Spielereien machen, ehe sie den hungrigen Magen stillen dürfen. Es ist von allen Holländern erst Einer gewesen, der den Handschuh für sie aufgenommen und ihre Rechte vertheidigt hat. Der herrliche Aufsatz von Hildebrand in der »Camera obscura,« den er „eine Menagerie“ genannt hat, ist hinlänglich bekannt. Er hat darin all' das Elend dieser entthronten Java'schen Tyrannen, die in Amsterdam im »Artis«<sup>1</sup> und in Rotterdam in dem Thiergarten abstumpfen und hinwegeln, oder auf Jahrmärkten von Land zu Land geführt werden, — tief gefühlt und vortrefflich beschrieben. — Was aber das Ärgste bei der Verkennung jener Java'schen Könige ist: die Vorstellung von ihnen wird eine wesentlich andere; man erniedrigt sie nicht allein, man entkleidet sie auch ihrer Glorie; man läßt uns einen Tiger sehen, der in einem Käfig sitzt, abgemagert, weil er keine Freiheit hat, — mit müden, verglasten Augen, ohne Feuer und Gluth, weil er das Grün der Wälder nicht mehr sieht;

<sup>1</sup> Artis — Name des zoologischen Gartens daselbst.

mit Mühe sich bewegend, weil er nicht mehr über Felsen und Klippen springen, nicht mehr am Rande unergründlicher Abgründe spielen und scherzen kann; solch' ein zahmes, sanftes, sklavisch unterworfenes Geschöpf läßt man sehen und sagt: das ist der Tiger von Java! — Aber man verlästert ihn, man begeht ein Majestätsverbrechen. Nein, Hildebrand hat Recht: „Wenn ihr in der Menagerie steht, wenn ihr eure Blicke auf diese erniedrigten Geschöpfe wendet, — denkt dann nicht, daß ihr Löwen und Tiger seht; die Kinder der Wildniß würden ihre Brüder, wenn sie sie hier sähen, verachten und verlängnen. Ihr habt keine wilden Thiere vor euch, es sind nur die verfallenen Überbleibsel derselben; sie sind an Seele und Körper gebeugt. Ihre Art ist nicht mehr ausgeprägt. Der Löwe starb in dem Löwen, der Tiger ist todt in dem Tiger.“

Leser, ich habe den Tiger auf Java gesehen; einmal in der Wildniß, mehr als einmal kurz nach seiner Gefangennahme, oft im blutigen Gefecht gegen Thiere und Menschen. Ich bin in seinem Reiche, dem schönsten der Welt, herumgeschärmt, ich habe seine Verwüstungen gesehen, ich habe selbst in seiner Nähe geschandert und gebebt. Ich will versuchen, ihn euch vorzustellen, wie er in der Natur lebt, wie er als König herrscht, wie er von den Menschen bekriegt wird.

Aber vorher noch eine Anmerkung! Denkt nicht, daß ich euch mit einer naturhistorischen Abhandlung ermüden will; diese Aufgabe würde über meine Kräfte gehen. Ich will nur einfach euch einige Eindrücke zurückzugeben versuchen, die ich auf Java empfangen habe; es sind lose Skizzen aus dem Tagebuche, das ich über meine Reisen auf dieser Insel zwölf Jahre lang gehalten habe. Es sind Gemälde, von denen der Tiger einen Theil der Staffage ausmachen soll, und die ich in drei Hauptgruppen vorführen will: Der Tiger und die Wälder — der Tiger und die Thiere — der Tiger und die Menschen.

Ich weiß, daß dieser Versuch vermessen ist, ich weiß, daß ich weit hinter der Natur zurückbleiben werde; — aber ich weiß auch, daß ich in erster Linie zu Holländern spreche, die Java lieben, und gern Etwas von diesem Paradies, ihrem Eigenthum, ihrem eigenen Lande, vernehmen wollen, und darum gern entschuldigen werden, was an meiner Arbeit Mangelhaftes ist.

## 1.

## Der Tiger und die Wälder.

Ein wüsteres und wilderes, und zugleich prächtigeres und majestätischeres Land, als der ganze südliche

Theil der Java'schen Provinz Bantam, kann sich die Einbildungskraft eines Dichters oder Malers nicht schaffen.

Mehrmals, einmal siebzehn Tage nach einander, habe ich in der Einsamkeit dieser endlosen, noch niemals durch menschliche Hand berührten Wälder ehrerbietig und bewundernd herumgeschwärmt. So gehörte ich auch den 20 Juni 1841 zu einer Anzahl von zwanzig Reisenden, (zwei Europäern, die übrigen Javanen), die am frühen Morgen das Dörfchen Sawarna an der Südküste der Insel, wo wir Nachtquartier genommen hatten, verließen und stundenlang in nördlicher Richtung durch die Wildniß zogen, in der die Natur ihre reichste Vegetation mit Freigebigkeit, mit Ueberfluß, mit Verschwendung ausgeheilt hatte. Die Sonne brannte am vollen Mittag; aber ihre Strahlen konnten uns nicht erreichen, denn sie wurden hoch über unsern Häuptern durch ein Kuppeldach von undurchdringlichem Laub und Zweigen aufgefangen. Als früh die Morgenröthe am Horizont erglühete, waren wir schon abgereist — nun war es halb zwölf. Und was hatten wir diese ganze Zeit über gesehen? Nichts als Bäume und Pflanzen, Blumen und Kräuter, in einer Mannigfaltigkeit, von der sich der Sohn des Nordens keinen Begriff machen kann. Hundert verschiedene Baumarten theilen hier freundschaftlich und in Frieden den gemeinschaftlichen Boden, der durch

die seit Jahrhunderten abgefallenen Blätter unbefreiblich fruchtbar und üppig geworden ist. Viele derselben erheben sich mit geraden Stämmen; sechzig, siebenzig Fuß hoch sind sie aufgeschossen, ehe sie ihre Zweige ausbreiten; dann sind sie mit einem dichten, zarten, ewig grünen Blätterbüschel geschmückt, der sich an die Kronen anderer Waldbriesen anschließt und Bogen und Gewölbe formt, als ob der gothische Baustyl sie hervorgebracht hätte. Betrachten wir einmal einen dieser Waldbriesen näher! Vielen hundert und tausend Pflanzen giebt er aus seinen eigenen Säften Leben und Nahrung. Der stattliche Stamm wird durch ein Netz von Epheu und Schlingpflanzen bekränzt, die in zierlichen Schlingungen ihn umgrünen. Die Lianen fallen wie dicke Schnüre in einem dichten Blätterwerk von seinen hohen Gewölben anmuthig herab und scheinen den Boden zu küssen. Ueberall, auf seiner Rinde, auf seinen Zweigen, in seinen Spalten gedeihen und schimmern tausend kleine Pflänzchen, vielfarbige Blumen, reichschattirte und phantastisch geformte Parasiten. Jeder dieser Waldbriesen trägt eine besondere, eigene Pflanzenwelt.

Aber das Alles prangt hoch über uns. Unter den hohen, grünen Dächern steigen wieder andere Bäume aus dem Grunde. Da lachen uns die frischen, oft zehn und zwölf Fuß hohen Farrenkräuter entgegen; dort

werden die breiten Blätter des wilden Pifangstrauchs durch ein schmeichelndes Lüftchen leicht bewegt; hier krümmen sich zierlich die gefiederten Kinder der Bambusgewächse. Und das Alles in buntem Gemische und endloser Verwirrung! Und alle wieder umschlungen von Schlingpflanzen und Kräutern und Blumen, die sich um ihre festen Stengel winden, und Wälle und Brustwehren aus einer kräftigen, undurchdringlichen Vegetation bilden. Seit Jahrhunderten sind diese Wälder, die sich Tagesreisen weit ausstrecken, Jahr ein, Jahr aus ununterbrochen mit demselben frischen, grünen, undurchdringlichen Kleide geschmückt. Wohl fallen die Blätter, wohl verwelken die Blumen, aber langsam, unbemerkt; nicht plötzlich, wie bei uns, wenn der kalte Athem von Herbst und Winter Alles vernichtet. Es giebt keine Jahreszeit für den Tod und eine andere für das Leben — sondern Leben und Tod wandeln Hand in Hand durch diese Schöpfung. Nur hier allein, nicht in unserer Natur, ist das Wort des Dichters wahr: Die Menschheit fällt als Blatt herab. Dort, an jenem Baume, hat eine Blume ausgeblüht, aber an demselben Stengel öffnet schon eine andere zum ersten Male ihre frischen Blätter; neben ihrer jungen Knospe hängt ein Blatt, vertrocknet und dürr, im Begriff abzufallen; an einem Zweige

lachen die Blüthen, die kaum angelegte Frucht, und die rothe reife Beere uns entgegen.

Zahllose Bäche und Ströme wälzen ihre Gewässer vorwärts; jetzt mit sanftem Murmeln, dann wieder in brausender Wuth und weißschäumenden Flocken, in tiefem Falle. Außerdem herrscht hier Stille, ich möchte sagen ehrerbietige Ruhe am hellen Mittage. Auch wir zogen schweigend weiter — es war, als ob diese prächtig geschmückten und zierlich drapirten dunklen Hallen des Königs der Wälder uns unwillkürlich zu Ernst und Schwermuth stimmten, uns vielleicht gar mit Schauer und Angst erfüllten. Denn in der That! hier wohnt der Tiger, dieß ist sein Palaß, hier herrscht er. Daß dem so sei, konnten wir fest behaupten, obgleich wir ihn nicht gesehen hatten, weder den königlichen Tiger mit seiner kräftigen Gestalt und seinem gestreiften Rücken, noch den Leoparden mit seiner gefleckten Haut und seinen blitzenden Augen, noch den schwarzen Tiger, den blutdürstigsten und verrätherischsten von allen. Ich werde später mittheilen, wie wir dessenungeachtet die Überzeugung hatten, daß sie gerade hier in großer Menge vorhanden waren.

Nachdem wir noch einige Zeit durch diesen jungfräulichen Wald gezogen waren, kamen wir an den östlichen Arm des Flusses Sawarna, der sich bei dem

Dorfe gleichen Namens in die Südsee ergießt. Wir verfolgten seinen Lauf stromaufwärts, und stießen auf einen Hügel von höchstens 700—800 Fuß Höhe, der den Namen Tangkil trägt. Welch' ein prächtiges und wunderbares Schauspiel entfaltete sich hier vor unsern Augen! Am Fuße des Hügels klaste eine runde Grotte von 35—40 Fuß Umfang. Sie war links und rechts und in der Höhe verziert mit frischer und kräftiger Vegetation, und aus ihr hervor trat murrend der helle, schnellfließende Fluß, bekränzt von Gebüsch und Schlingpflanzen und Kräutern und Blumen. Er war nur 3 Fuß tief, und in seinem kühlen Bette gingen wir weiter in das Innere des Berges, zu der dunkeln Grotte hinein, die sich nach und nach bis zu einem Umfange von nicht mehr als 10 Fuß verengte.

Kühl und schauererweckend war es hier im Herzen der Erde. Die Fackeln, die wir bei uns hatten, warfen nur ein mattes und gespenstisches Licht in diese Finsterniß. Als wir einen Weg von hundert Schritten zurückgelegt hatten, konnten wir nicht weiter, weil der Fluß auf einmal eine Tiefe von mehr als 12 Fuß annahm. Wir kehrten zurück, und setzten uns am Ufer des Stromes, am Eingang der Grotte, nieder, voll Verwunderung über diese ebenso überraschende als majestätische Naturerscheinung.

Plötzlich hörte ich, daß einer meiner Reisegefährten, ein Javane aus dem Gefolge des Distriktsoberrhauptes, der mit uns reiste, in dem Flusse den ganzen Weg durch den Berg zurückgelegt hatte.

Ich rief ihn und bat ihn, mir den Weg zu beschreiben. — „Es ist nicht viel daran zu beschreiben, Herr!“ war seine Antwort. „Der Fluß tritt an der Nordseite in den Berg und läuft auf die Weise, die Ihr gesehen habt, nach meiner Berechnung 2500 Fuß lang durch die Grotte bis zu seinem Ausgange auf der Südseite. Ich hatte dem Berggeiste ein Gelübde gethan, um, wenn mein Kind genas, seine Wohnung zu durchkreuzen, und in der Mitte derselben ihm ein Opfer zu bringen. Der Berggeist hat mein Opfer angenommen und hat mich sicher durch seinen Palast geleitet. Aber wahrscheinlich war er in Unfrieden mit dem Waldegeist, dessen Opfer ich wurde. Denn kaum hatte ich hier das Ufer erreicht, ich glaube auf demselben Plage, auf dem wir nun sitzen, als ich auf einmal aus dem Gesträuche zwei Augen auf mich gerichtet sah, zwei Augen wie brennende Kohlen, zwei glühende Augen, die mir bei der Erinnerung noch Schauer erwecken. Ein Zittern durchbebte alle meine Glieder. Ich wollte flüchten, aber es war, als ob ich an dem Boden festgenagelt wäre. Das Ungeheuer that einen einzigen Sprung — schneller

als ein Gedanke hatte mich ein Königstiger mit seinen eisernen Klauen erfaßt — seine mörderischen Nägel in meinen Körper geschlagen — mich über seinen Rücken geworfen — und eilte mit mir in den dicksten Wald zurück.“

Ich glaubte nicht daran, aber mein Zweifel nahm ab, als er mir an seiner rechten Brust, an Arm und Seite die gräßlichsten Narben und Verstümmelungen zeigte, und ich mußte ihm wohl Glauben schenken, als alle Umstehenden seine Erzählung als eine bekannte Tatsache bezugten.

— „Aber wie wurde Dir das Leben gerettet?“ war die natürliche Frage.

— „Der Berggeist ist mir zu Hülfe gekommen! Trotz der heftigen Schmerzen, welche die in's Fleisch eingedrückten Klauen des Tigers mir verursachten, die durch die schüttelnde Bewegung des springenden Tigers sich verdoppelten, ließ der Berggeist mich bei Bewußtsein bleiben. Ich versuchte mit der freien Hand meinen Kris<sup>1</sup> zu fassen; das glückte mir. Langsam brachte ich meinen Arm vorwärts, und langsam drückte ich mit aller mir übrig bleibender Kraft den scharfen Stahl in das Auge des Tigers. Mit einem Schrei, der mir durch Mark

<sup>1</sup> Kris — Dolch.

und Bein ging, ließ er mich los, und brüllend von den Schmerzen des kris, der noch immer in seinem Auge saß, verschwand er. So entkam ich dem Tode.“ —

Ich hörte nun viel von der schrecklichen Menge dieser Thiere; hier und im ganzen Süden Bantam's. Im Zeitraume von einem Jahre hatte man 50 getödtet. Man wußte, daß seit zwei Jahren 34 Menschen ihm zur Beute geworden waren. Wir kamen in ein einfames Dorf, dessen Bewohner im vorigen Jahre nicht zu ernten gewagt hatten, weil in den entlegenen, von der Wildniß eingeschlossenen Reisfeldern (gaga) bereits zwei von ihnen das Schlachtopfer gewesen waren. In einem anderen Dorfe wohnten acht Wittwen, deren Männer durch Tiger gemordet waren.

Aber nicht allein in diesem Theile Java's, überall ist dieser Schreck über Menschen und Thiere ausgebreitet; meistens da, wo der Grund noch wenig bebaut ist, und das ist er auf mehr als vier Fünftheilen dieser Insel, in den Flächen, auf den Bergen, überall hat er seine Verstecke und überall sucht er seine Beute. Manche Strecken sind wegen ihrer örtlichen Beschaffenheit besonders von ihm geliebt. Eine derselben haben wir soeben betrachtet. Besuchen wir noch eine von ganz anderem Charakter.

Wir befinden uns in den Preanger Regenttschaften,

in dem stolzen, wüsten vulkanischen Garoet. Wir sind von Wildnissen an dem südlichen Abhang des Telaga-Bodas eingeschlossen, dessen Gipfel einen ausgebreiteten, einweißen See in seinem Schooße trägt. Ein zerstückeltes Terrain, steile und tiefe Abgründe, scharfe Ränder und Kanten, Thäler, Klüfte und Spalten; das sind die Charakterzüge dieses Ortes. Ein schmaler Fußpfad, hier und da durch die Vegetation der Schlingpflanzen, der Fianen und des langen Grasses unkenntlich gemacht, führt uns hinauf zu Spitzen, die wir buchstäblich erklimmen und erklettern müssen; dann wieder an Abhängen dahin, die wir weit mehr hinabgleiten als hinablaufen. Schaudererweckend ist der Blick in die Untiefen, an dessen Boden die höchsten Bäume unseren Augen wie Buschwerk erscheinen. Überall, wo wir hinsehen, Felsen, Spalten, Berge und Abgründe — überall auf einander gehäufte Massen Basalt, mit Kränzen von ewigem Grün, mit Buschwerk und hohen Bäumen phantastisch ausgeschmückt, hier und da alten Ritterburgen gleichend, welche sich in der Wildniß verstecken. Kaum wird man glauben, daß solche steile Mauern, die aus nichts Anderem bestehen, als aus übereinander geworfenen Felsstücken von enormer Größe, mit Wäldern bedeckt sein können — und doch stehen sie dort in voller tropischer Pracht. Alles ist wild und bewachsen!

Beinahe nirgends eine offene Stelle! Baumstämme von riesigem Umfange sind mit ihren Wurzeln in die Spalten der Felsen eingebrungen. Jede Öffnung wird durch die Tausende ihrer Wurzelsfasern ausgefüllt — und so stehen die Waldbriesen fest und unerschütterlich, und trotz der Gewalt der Jahrhunderte und der Kraft der Erdbeben. Und dort wohnt der Tiger, der über die scharfen Kanten, die steilen Mauern entlang, durch die unübersehbaren Abgründe, zwischen Klüften und Spalten, in den Gebüschen und Wäldern sicher herumgeht. Hier herrscht er.

Mit Mühe und nur mit Anspannung aller unserer Kräfte zogen wir weiter.

Da änderte sich plötzlich die Scenerie — eine entsetzliche Graswüste beginnt. Alles, so weit man sieht, ist mit einer schilfartigen 12—15 Fuß hohen Grasorte bedeckt, die unter dem Namen „glaga“ bekannt ist, deren Stengel so dicht zusammenstehen, daß man sich nur mühsam mit Messern einen Weg hindurch bahnen kann. Vor Allem hier, in solcher Graswüste, ist der bevorzugte Aufenthalt des Tigers. Hier hat er am liebsten sein Lager, hier versorgt er seine Jungen. — Wir ziehen weiter — höher und höher. Das „glaga“ hat wieder dichtem Gebüsch Platz gemacht. Da stehen wir noch 700 Fuß unter der Spitze des Berges, am

Eingange eines kleinen Thales, das rundherum von Baumwerk umgeben ist. Wir stoßen auf einen kahlen Fleck von hellgrauer, gelblicher Farbe, er ist geformt wie eine ausgearbeitete solfatara aus verwitterten und auseinander gefallenen Massen — und ihr Boden ist mit einer Menge tochter Thiere bedeckt, mit wilden Hunden, Schlangen, Vögeln, Hirschen, und dort liegt auch der König dieser Berge, dort ist auch das Grab des Tigers. Die Haut mit allen Haaren hat sich gut erhalten, aber alle Gebeine sind vergangen und verzehrt. Die Javanen haben diesem Flecke den Namen »Padjagallang,« d. h. Schlachtplatz gegeben. Aber welche Kraft verursacht dieß Gemetzel? Es ist eine jener geheimnißvollen, aber fürchterlichen Naturwirkungen, die der vulkanische Boden Java's in so zahllosen Erscheinungen darbietet und deren sichtbaren Mysterien, deren Auflösung die Wissenschaft bis jetzt noch nicht ergründet hat. Es ist zwar zu beweisen, daß sich hier aus der Erde eine für das Athmen schädliche Gasart entwickelt — aber warum kommen so viele Thiere gerade auf diesem kleinen, kahlen Flecke zusammen, auf dem sie weder Nahrung, noch Trinkwasser finden? Warum bleiben die weichen Theile ihrer Körper, das Fell und die Muskeln, erhalten, während die Knochen verzehrt sind? Warum konnten wir, als wir das Leichenfeld besuchten,



ungestört darauf umhergehen, während selbst Tiger den Tod dort fanden? Räthsel, nichts als Räthsel! Geheimnisse und Wunder der Vulkane und Wälder und Ströme und Quellen Java's! Aber eine Seligkeit ist es, inmitten dieser Wunder herumzuschweifen zu dürfen, obgleich wir dieselben nicht begreifen. Es ist eine Seligkeit, die Kräfte der Natur und ihre entsetzenerregenden Wirkungen in ihrem tiefsten Verstecke zu belauschen, wenn sie uns auch zuweilen einen kalten Schauer durch den Körper jagen. Es ist eine Seligkeit, den Eindruck dieser Bäche und Wasserfälle zu empfinden, wenn auch Spukgestalten uns zu umgeben scheinen. Wenn ich an den Genuß denke, den ich einst in vollen Zügen in Java geschlürft habe, dann begreife ich den Dichter, wenn er sagt:

O Berge, die ihr mir manch' stillen Wunsch entlockt,  
Auf deren kahler Höh', in Träumen süß versunken,  
Mein Geist sich selbst verlor, vom Anschau'n seligtrunken,  
Vor deren Schönheitsglanz ich jedes Glück verließ;  
Erschein' noch einmal mir, du Erdenparadies!  
Hört' ich nur einmal noch der Wasser tobend Rauschen,  
Könnst' ich nur einmal noch der Bäche Murmeln lauschen,  
Säh', wie im wilden Sturz der Berge Wasserfall  
Sich tosend stürzt in's Thal am rauhen Felsenwall.  
Wer leitet jemals wohl mich wieder jene Wege  
Und dunkeln Waldespfade?

## 2.

## Der Tiger und die Thiere.

Ich habe meinen Lesern die erste Gruppe meiner Skizzen vorgeführt. Sind Sie noch nicht müde, dann lade ich Sie zur Besichtigung der zweiten ein, die den Titel führt:

„Der Tiger und die Thiere.“

Außer dem Tiger bevölkern noch viele andere Arten wilder Thiere die Wälder Java's. Das Rhinoceros, der Büffel, das wilde Schwein, viele Arten großer und kleiner Schlangen und zahllose andere richten zuweilen entsetzliche Verwüstungen an. Unter allen wüthet ein ewiger Kampf, aber über alle herrscht der Tiger. Er ist der Schrecken der Wälder, — er ist immer der Angreifende — und trägt den Sieg über jeden Feind davon. Ist es Muth, der ihn dessen so sicher macht? So unrecht es wäre, seinen Muth zu bezweifeln, so glaube ich doch, daß noch etwas Anderes in jenen funkelnden Augen blizt, als bloßer Muth.

Beinahe niemals begegnet man auf Java einem Tiger in der Wildniß. Ich kenne Menschen, die Jahre lang im Gebirge gewohnt haben, und denen doch sehr selten ein solches Begegnen zu Theil wurde. Ich selbst habe in den wüfsten, unbewölktesten, abgelegenen Wildnissen herumgeschweift, aber nur einmal habe ich,

trotz meiner fortwährenden Nachforschungen, einen gesehen. Das hat einen natürlichen Grund. Wir ziehen aus, wenn die Sonne bereits am Himmel steht — aber dann liegt der Tiger gewöhnlich in seinem Versteck, dann verbirgt er sich vor den Sonnenstrahlen, dann schläft er. Wohl bin ich mehrmals mit meinen Reisegefährten in seiner unmittelbaren Nähe gewesen. Unsere Pferde zeigten es uns an; denn sowie sie das blutdürstige Thier durch ihr Geruchsorgan entdeckten, so spitzten sie vor Angst und Verzweiflung ihre Ohren, dann schnaubten sie aus den weit geöffneten Nüstern, dann fühlten wir sie buchstäblich unter uns beben und zittern. Aber doch zeigte sich der Tiger nicht, sondern hielt sich im Walde verborgen.

Nur ausnahmsweise treibt ihn der Hunger während des Tages aus seiner Höhle. In der Nacht wacht, lebt, raubt und mordet er. Belauschen wir ihn auf seinen nächtlichen Wanderungen!

Im December des Jahres 1839 unternahm ich eine sehr ermüdende Excursion nach der solfatara des Salat in der Provinz Buitenzorg. Wir brachten die Nacht in einer kleinen Hütte auf einer Höhe von beinahe 2000 Fuß zu, mitten in den Wäldern von Tjampea, welche die Abhänge dieses Vulkanes bedecken. Es war eine schöne und helle Nacht. Millionen Sterne funkelten an

dem unbewölkten Himmel, und der Vollmond verbreitete ein sanftes, aber glänzendes Licht, wie man es nur unter den Wendekreisen findet. Aber nur selten brach er sich den Weg durch die dunkeln Wipfel der Bäume, deren weißlichgraue, kerzengrade Stämme gleich ebenso viel Säulen die grünen Bogen zu tragen schienen. Alles still rund um uns — aber es ist die Stille einer indischen Nacht. Dort ist der volle Mittag das Bild des Todes — die Nacht ist voll ruhiger Bewegung und bewegter Ruhe. Auf einmal hört man das Geräusch zahlloser Nachtinsekten — dann singen wieder unzählige Grillen, die rund herum, in den Büschen verstreut, haufen, mit lautem Tone ihr Abendlied — da drüben übernehmen Hunderte von Kröten und Fröschen die Basspartie dazu, dazwischen durch klingt das eintönige Geschrei der Eidechsen, die im Schilfdache unserer Hütte wohnen. Horch — plötzlich über tönt ein klagendes Geheul, schneller und schärfer, immer schneidender und härter sich wiederholend, das ganze Orchester. Wir flogen aus der Hütte, um zu sehen, was es war. Der Lärm hielt an, aber wir entdeckten, daß es in ziemlich weiter Entfernung, tief in dem Walde, seinen Ursprung hatte. Die uns begleitenden Javanen erklärten uns den Grund. Es war das Angstgeschrei der Affen, die in diesen Wäldern wohnten.

Wenn sich eine zahlreiche Menge derselben in den oft hundert Fuß hohen Wipfeln der Bäume ruhig dem Schlafe überlassen hat, dann naht oft einer der gestreiften Tiger, und streckt sich am Fuße der Bäume aus. Kaum hat einer aus der Bevölkerung oben das Ungeheuer entdeckt, als ihm der Schreck auch schon ein klagendes Geheul auspreßt. Alle erwachen — alle sehen da unten den König des Schreckens — alle schreien — und die bloße Gegenwart des entsetzlichen Thieres jagt ihnen eine solche Todesangst ein, daß sie ganz bestürzt auf- und durcheinander von Ast zu Ast springen, und sich unter Heulen und Zammern einander immerfort wieder selbst verdrängen. Indessen bleibt der Tiger still und ruhig liegen — aber unbeweglich funkeln seine Augen die armen Affen an — bis er endlich einen, der in der Bestürzung und dem Lärmen herunterfällt, ergreift und verschlingt.

Der wilde Stier ist eines der schönsten Thiere in Java's Wildnissen. Auch ihm stellt der Tiger nach; aber er tritt ihm nicht im offenen, ritterlichen Kampfe entgegen; er kundschaftet seine Spur aus, lauert ihm in einem Hinterhalte auf, und fällt ihn verrätherisch an. Ruhig liegt der Mörder in dichtem Gebüsch auf der Lauer; er weiß, daß ihm seine Beute bald zu Gesicht kommen wird, denn schon manche Nacht hinter einander

hat das zarte Gras ringsum den Stier hierher gelockt. Da naht endlich das stolze, schöne, ausgezeichnete, mit zierlichen Hörnern geschmückte Thier. Ruhig, keine Gefahr ahnend, keine Gefahr fürchtend, weil es die Kraft seiner Muskeln, seines Kopfes und seiner Hörner kennt, verzehrt es die duftigen, durch den Nachtthau befeuchteten Kräuter. Der Tiger liegt unbeweglich, er rührt sich nicht, er hält selbst den Athem zurück, er wartet — der Stier kommt grasend näher zu ihm heran — noch eine kleine Wendung, — schon ersieht er die Gelegenheit — und — nur ein einziger Sprung — und der Tiger sitzt seiner Beute auf dem Rücken — er hat ihm seine Klauen in die breite Brust geschlagen — er hat ihm die Fangzähne in den kurzen, faltigen Nacken gesetzt — ein entsetzliches Gebrüll erklingt durch die Nacht und tönt aus den Bergen zurück. — Der Stier eilt, wüthend vor Schmerz, in den dichtesten Wald, aber der Tiger bleibt in derselben Lage; der Stier schlägt rasend die Hörner gegen die Stämme der Bäume, der Tiger rührt sich nicht — die Schmerzen treiben das gefolterte Thier schneller und schneller vorwärts, der Tiger schlägt seine Klauen und Zähne tiefer und tiefer in das Fleisch; der Stier wirft sich nieder, wälzt sich verzweiflungsvoll am Boden, der Tiger läßt los, thut einen einzigen Sprung, setzt seine Zähne in

die Gurgel seines Schlachtopfers — und dieses bläht röchelnd seinen letzten Athem aus.

Es giebt noch einen Riesenfechter auf Java, mit dem sich der Tiger nicht leicht in einen Streit einläßt, es sei denn, daß er ihn auf dieselbe verrätherische Weise überfallen kann. Das ist der Büffel, ein ebenso häßliches, als gutmüthiges, ein ebenso plumpe, als starkes Thier. Beide vermeiden einander. Aber die menschliche Grausamkeit weiß sie künstlich auf einander zu hegen, um sie zu einem Kampf auf Leben und Tod zu bewegen. Ich befand mich 1843 zu Djokjokarta. In dieser fürstlichen Residenz wohnte ich unter Andern auch solch' einem blutigen Volksvergnügen bei. Im Gefolge des Sultans begaben wir uns nach den Plätzen der Zuschauer, die ungefähr zehn Schritte von einem Käfig entfernt waren; derselbe hatte eine runde Form, 300 Fuß im Durchmesser, und zwölf Fuß Höhe.

Er war aus schweren Pfählen zusammengesetzt, durch die wir bequem in das Innere desselben sehen konnten. Drin steht ein großer breitschultriger Büffel mit regelmäßig gebogenen Hörnern, die man vorher geschärft hatte. Auf den Wink des Sultans wurde der Riegel eines kleinen Behälters geöffnet, und mit einem Male schoß ein riesiger, königlicher Tiger auf den Kampfplatz. Kaum hatte er den Büffel entdeckt,

so sprang er mit einem Sage auf seinen Feind. Aber das plumpe Thier schien wie mit einem Zauberschlage Art und Naturell verändert zu haben. Mit schneller Wendung hielt er dem Angreifer seiner Hörner hin. Der Tiger lauert mit dem Kopfe auf dem Boden, zwischen den ausgestreckten Vorderpfoten — und schneller als der Blitz hat er unter einem Nerven und Ohren erschütternden Gebrüll Klauen und Zähne zwischen die Augen und Nasenlöcher des Büffels geschlagen. Mit unglaublicher Kraft schleudert ihn der verwundete Riese gegen die Umzäunung des Käfigs, daß seine Knochen krachen — zweimal widersteht der Tiger diesem Schleudern, erst das dritte Mal läßt er los.

Der Büffel hatte entseztlich gelitten, gerade über die Nase klappte eine tiefe Wunde, der das Blut reichlich entströmte. Er schien ermüdet. Sein Athem war schwer und beengt, und er hatte keine Lust mehr, das Gesecht wieder anzunehmen. In einer Ecke des Käfigs lag der Tiger, abgemattet, nach Luft schnappend, mit aufgesperrtem Rachen und geschlossenen Augen. Der Büffel hatte sich zuerst erholt, das Blut hörte auf zu fließen, und unverwandt richtete er den Blick auf seinen, wie es schien, erschöpften Feind. Aber siehe — da wird der Riegel eines anderen Käfigs geöffnet, und ein zweiter Tiger noch größer als der vorige, springt auf den

Kampfplatz. Mit einem Blicke hat er das Feld übersehen. Kaum ist er da, und schon wagt er den Anfall. Aber die Bewegung des Büffels ist noch gewandter und schneller als die seine, er ist jetzt glücklicher, als mit seinem ersten Feinde, und fängt den Tiger mit seinen Hörnern auf, schlägt ihn gegen die Pfähle und zertritt ihn mit den Füßen.

Da lagen die beiden Kämpfer, mit dem Tode ringend, und der Büffel als Sieger zwischen ihnen. Die Kampflust war nun von beiden Seiten gewichen — denn sie kannten nun beide ihre Kräfte, und der Kampf wäre beendet gewesen, wenn die größere Grausamkeit der Menschen die der Thiere nicht aufgeweckt und angepörrt hätte. Auf den Bambuslatten, womit der Käfig bedeckt war, saßen einige Javanen. Fortwährend reizten sie mit einer stacheligen Pflanze, von Zeit zu Zeit sogar mit einer Abkochung von spanischem Pfeffer, die empfindliche Haut des gutartigen Büffels, um ihn zur Wuth zu bringen. Die keuchenden Tiger bedeckten sie mit Stroh, das sie in Brand steckten. So zwang man die Thiere, das Gefecht zu erneuern. Aber das nun folgende Schauspiel war so abscheulich, daß ich es meinen Lesern ersparen will. Es erweckte um so mehr unsern Ekel und Abscheu, weil wir es nicht mehr mit dem Blutdurst und dem Instincte, der Selbst-

erhaltung, der Wuth des Angreifers und Vertheidigers zu thun hatten, — sondern weil wir nur einen unnatürlichen Streit von Kräften sahen, die, ohne die künstliche Aufreizung, sich selbst geschont und ungestört gelassen hätten. Nein! so grausam sind die Thiere nicht, sie sind selbst so dumm nicht. Sie vermeiden eines das andere, wenn nicht ein Uebergewicht von List oder Verrath, oder Stärke dem Angreifer den Sieg zusichert. Ja es kann Augenblicke geben, in denen das schüchterne Reh unverfehrt neben dem Tiger steht, und Friede zwischen den Starken und Schwachen, zwischen den Königen des Waldes und ihrer Beute ist. Ich kenne ein schönes Bild von dem Java'schen Maler Radha Daleh, welches einen der Paläste des Königs zielt, und mit dem er einen Meistergriff in die Thierwelt Java's gethan hat. Eine Wildniß, wie ich sie oben beschrieben habe, eine Graswüste, die, wie es so oft vorkommt, in Flammen steht; und hier ein steiler, senkrecht, unergründlich tiefer Abgrund. Da naht die Alles verzehrende Feuer säule. Zwei Tiger, ein wilder Stier, Hirsche und Rehe sind vor ihr bis zu dem Rande jenes Abgrundes geflohen. Einer der Tiger schwebt schon darüber und hält sich nur noch krampfhaft fest. Kein Blutdurst ist mehr in seinen Augen, nur Angst und Verzweiflung; keine Wuth liegt mehr in den Blicken

des Stiers, nur Schreck und Entsetzen; keine Furcht vor dem Tiger erfasst mehr die Hirsche und Rehe; die Angst vor dem nahenden Brande, die gemeinsame Gefahr hat die Thiere zusammengeführt und ihren endlosen Krieg vergessen lassen.

## 3.

## Der Tiger und die Menschen.

Ich bin zur letzten Gruppe meiner Bilder gekommen, die ich „der Tiger und die Menschen“ genannt habe. Man wird vielleicht erwarten, daß die Savaanen dem Tiger einen unverföhnlichen Haß zutragen; aber man irrt sich. Sie hassen nicht das ganze Geschlecht, sondern nur einige Individuen; sie hassen nur, wenn sie mißhandelt, betrogen und beleidigt werden. Wenn ein Tiger des Nachts in ein Dorf gekommen ist und Hühner, Ziegen und Pferde getödtet, wenn er im Gebüsch einen der Dorfbewohner angefallen hat, — erst dann erklären sie ihm den Krieg. Sonst sind sie ohne Haß, gleichgiltig, ja es befeelt sie sogar eine gewisse Ehrerbietung vor ihm. Unter die unzähligen Formen des Aberglaubens, welcher das Volk unglücklich macht, gehört auch die Meinung, daß die Seelen mancher Menschen in Thiere übergehen. So glauben sie sich haupt-

sächlich mit dem Tiger und dem Krokodil in dieser Hinsicht nahe verwandt. Aber wenn ein Unglück im Dorfe geschehen ist, dann beschützt diese Verwandtschaft den Mörder nicht mehr. Es giebt aber noch zwei Beweggründe, welche die Lebensgefahr des Tigers vergrößern. Der eine ist der, welcher auf Java und in der ganzen Welt so viel in Bewegung bringt, die *auri sacra famas*. Das Gouvernement hat eine ansehnliche Prämie auf das Tödten dieser Thiere ausgesetzt. Der zweite ist der Befehl von Fürsten und Oberhäuptern, sie lebend zu fangen, um sie zu ähnlichen Volksbelustigungen zu verwenden, wie ich eben eine beschrieb. Der Wille der Obrigkeit besiegt auf Java selbst die Kraft des Aberglaubens.

Die Intelligenz und Behendigkeit, mit der die auf genannte Weise zur Tigerjagd angespornten Savaanen zu Werke gehen, ist sehr groß. Sie thun es auf verschiedene Arten, die sich aber alle durch die größte Einfachheit auszeichnen. Entweder sie machen einen langen, engen Stall von Pfählen und Baumstämmen, mit einer Fallthür auf der einen, und einer Ziege als Lockspeise auf der andern Seite. Hat sich der Tiger dahin locken lassen, dann wird er mit Lanzen zwischen den Balken hindurch getödtet. Eine andere Art ist das Graben eines tiefen viereckigen Loches mit senkrechten

Wänden in den Boden. Das Loch wird mit Rasen und sehr dünnen und zerbrechlichen Zweigen bedeckt, so daß jedes Schwere, was darauf kommt, durchfallen muß. Einmal geschah es, daß ein Javane Abends nach seiner Wohnung zurückkehrte; er wußte nicht, daß man eine solche Ueberraschung für den Tiger bereitet hatte, lief selbst darüber, fiel hinein, und da er nicht mehr heraus konnte, so setzte er sich in eine Ecke nieder, um geduldig den Morgen abzuwarten. Aber kaum hatte er eine halbe Stunde zugebracht, als ein Tiger seinem Beispiele folgte und mit einem schweren Schläge in die Grube fiel. Wer beschreibt die Angst des armen Javanen? Klopfenden Herzens zieht er sich, so weit er kann, in seine Ecke zurück, bewegt sich nicht und sieht zitternd dem Augenblicke entgegen, in dem er die Beute seines Mitgefangenen wird. Aber dieser ist durch das Bergesfallene auch decontenancirt, sieht den Javanen gar nicht an, trachtet fruchtlos die senkrechten Wände in die Höhe zu klimmen, und legt sich endlich in eine entgegengesetzte Ecke nieder. Als die Sonne ihre ersten Strahlen ausgoß, kamen ein paar Dorbewohner zu dem Loche und sahen dieß Schauspiel. Der erste Eindruck ist Entsetzen! Ein Tiger und ihr Freund in derselben Falle! Aber wie kann er gerettet werden? Machen sie viel Lärm und Bewegung, kommen sie mit

Stricken und Laternen; dann wird der Tiger aufgeschreckt, und sein armer Mitgefangener wird mit mathematischer Gewißheit sein Schlachtopfer. Sie denken nach, sie überlegen, sie holen Bambusstöcke, stecken sie langsam und unbemerkt zwischen den Tiger und den Javanen, sondern auf diese Weise beide von einander ab, holen ihren Landsmann heraus und entrücken ihn so der entsetzlichen Gefahr.

Die Tigerjagd ist ein fürstliches Vergnügen. Einmal wohnte ich in der Umgegend von Ngami in der Residenzschast Madiven einer solchen bei. Bei dieser Gelegenheit sah ich auch einen Tiger im wilden Zustande. Es wäre wohl der Mühe werth, diese Jagdpartie ausführlich zu beschreiben. Doch genüge hier die Erzählung, daß 5—600 Menschen, mit Piken und klewangs oder kurzen Schlachtschwertern bewaffnet, ein ausgebreitetes Terrain in der Wildniß besetzten, welches man als Aufenthaltsort des Tigers kannte. Darauf lief man langsam, und so regelmäßig als möglich, nach dem Mittelpunkte zu, trieb so das Thier in einen sich mehr und mehr verengenden Kreis, und forderte ihn auf diese Weise zu einem Gefecht auf Leben und Tod heraus. — Es ist ein fürstliches Vergnügen, aber so gefährlich, daß man meistens Unglücksfalle dabei zu be-

klagen hat, und ich an dieser einzigen Jagdpartie genug hatte.

Weniger ermüdend, sicherer und weit bequemer kann man den Kampf zwischen Menschen und Tigern an den Höfen der Java'schen Fürsten sehen. Sehr gern theile ich hier auch meine Erlebnisse in Soera-karta<sup>1</sup> mit. Wir sitzen mit dem Kaiser auf einer Art Thron oder Amphitheater. Vor uns breitet sich in einem Vorhofe des Palastes ein Platz aus, auf dem wohl 10000 Javanen in dreifacher Reihe und im Viereck aufgestellt sind. Sie sind alle mit langen Piken bewaffnet. Inmitten dieses Vierecks stehen fünf große Käfige, mit Stroh und andern brennbaren Stoffen bedeckt. Auf einen Wink des Kaisers begeben sich zwei Javanen langsam und gemessen und mit vielen Beugungen und Verdrehungen aller Körperteile (tandak) nach einem der Käfige. Nachdem sie dem Fürsten ihre Ehrfurcht bezeigt haben, kinnmt Einer derselben auf den Käfig und zieht den Schieber auf. Man sieht den Tiger mit dem Rücken der Öffnung zugewendet, aber in voller Freiheit, sein Gefängniß zu verlassen. Der

<sup>1</sup> Ausführlicher und genauer habe ich dies Tigergefecht in einem Artikel beschrieben, der seinen Platz in der Zeitschrift für Niederländisch Indien 3. Jahrgang 1. Theil Seite 298 flag fand.

Mann auf dem Käfig läßt den Schieber zweimal niederfallen, öffnet ihn dann zum dritten Male, steigt langsam von seinem Plage herunter und setzt sich neben den Käfig nieder. Mittlerweile hat sein Kamerad das Stroh in Brand gesteckt, und hat sich darauf neben seinen Kameraden niedergelassen. So warten sie, den Tiger zwischen sich, geduldig das Zeichen des Kaisers ab, das ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr in den Kreis giebt. Als sie es endlich erhalten, bezeigen sie auf's Neue ihre Ehrfurcht und entfernen sich ebenso langsam und feierlich und auf dieselbe Weise, wie sie gekommen sind.

Inzwischen sind die Blicke von tausend und tausend Zuschauern auf die Öffnung des bereits in Flammen stehenden Käfigs gerichtet. Plötzlich springt das Unthier heraus, bleibt aber sogleich stehen und blickt in stummer Verwunderung rund um sich her. Es ist ein Königstiger, einer von der größten Art. Stolz auf sein prächtiges gelbes Kleid mit bräunlich gelben Parallelstreifen, steht er da und blickt unerschrocken auf die Spitzen der Lanzen, die ihm von allen vier Seiten in dreifacher Reihe entgegenblinken. Er fühlt sich los von Banden und Gefangenschaft — er fühlt sich wieder frei. Ist es der Ausdruck der Freude, daß er so wild mit seinem Schweife schlägt, daß seinen Augen glän-



zende Funken entziefen, daß sein heulendes Gebrüll ertönt?

Ist es die Freude, die ihm sich niederzulegen gebietet mit dem fürchterlichen Kopf auf die Erde zwischen die Vorderpfoten? Langsam steht er auf, langsam tritt er an die Glieder des Quarré heran und läßt ruhig seine Augen darüber hingleiten. Ein prächtiges Schauspiel! Er ist frei — soll er nun Menschen und Waffen fürchten? — Da er an der einen Seite des Vierecks keinen Ausweg sieht, begibt er sich eilig nach der andern. Aber auch da findet er Alles geschlossen. Sein Gang wird schnell und schneller. Er läßt ein kurzes und heiferes Gebrüll hören und läuft im Galopp quer durch das Quarré nach der gegenüberliegenden Seite. Aber überall strecken sich ihm die Lanzen wie eine eiserne Hecke entgegen, überall sieht er den blinkenden Stahl auf sich gerichtet.

Sein Galopp wird noch schneller und gejagter — immer den Reihen entlang mit funkelnden Augen — plötzlich fällt er aus Wuth und Verzweiflung die Speerträger an. Aber es ist sein letzter Sprung. Auf den Lanzen aufgefangen, taumelt er rückwärts, wälzt sich einige Male kopfüber in den Sand, springt wieder auf die Füße, taumelt einige Schritte vorwärts, wirft sich noch einmal, obschon nur matt und wankend, auf seine

Feinde — bis er, mit neuen Wunden bedeckt, sich umdreht und den Boden mit seinem Blute färbt, um als ungebeugter Held nur der Übermacht zu erliegen.

Einer der fünf Tiger, die auf diese Weise zur Belustigung des Volks ihr Leben verlieren mußten, brachte indeß kurz vor seinem Tode manch' Herz zu ängstlichem Schlagen. Bei dem ersten Anfälle, den er auf das Quarré machte, that er einen glücklichen, staunenerregenden Sprung, flog über die entgegen gehaltenen Waffen hinweg, und flüchtete in einen der inneren Höfe des Palastes. Der Schrecken der meisten europäischen Zuschauer war groß, aber die Javanen, zumal der Kaiser, blieben ruhig und gelassen, gesetzt und marmorkalt, wie sie während des ganzen Gefechtes gewesen waren. Die altherkömmliche Gewohnheit (adat) bringt es mit sich, daß bei einem Tigergefechte Alle ein ehrerbietiges Stillschweigen beobachten, und erst am Schlusse von ihren Plätzen aufstehn; sie blieben auch jetzt dieser Gewohnheit treu, als wir uns über das Entkommen des Tigers beunruhigten. Kurz darauf vernahmen wir jedoch, daß er zwischen zwei Mauern gefunden und getödtet war, und daß dabei glücklicherweise kein anderes Unglück zu beklagen gewesen, als das Verwunden eines Javanen, der ihm im Weg gestanden hatte.

Ich habe meine Leser in den verschiedensten Gegen-

den Java's herumgeführt, und einzelne Bilder jener Insel vorgezeigt. Die wenigen Menschen, die ich dabei vorführte, kennzeichneten sich durch Unwissenheit, Aberglauben, selbst durch Grausamkeit; die Natur, die wir betrachteten, war rauh, wüsth und wild. Aber man thut den Savaanen Unrecht, wenn man ihnen, trotz ihres Mangels an Bildung, nicht sehr viele gute und vortreffliche Eigenschaften zuschreibt, und verkennet die Natur Java's in ihrer eigensten Art, wenn man vergißt, daß sie daneben zahllose sanfte, liebliche und angenehme Bilder vorzuweisen hat. Wenn man durch den bebauten, ungefähr fünften Theil der Insel zieht, verschwindet der Tiger. Die Wildniß macht fruchtbaren Auen Platz. Freundsliche Thäler lachen uns entgegen, deren Bewohner im Landbaue ihren Reichthum suchen; unser Auge schwebt über unermessliche Flächen, die von der reichsten Cultur bedeckt sind; man sieht zahlreiche Heerden, die friedsam auf saftigen Weiden grasen, anmuthige Dörfer laden uns ein, in den kühlen Schatten der Fruchtbäume, in die Häuser und Hütten der Bewohner zu treten. Man genießt die Wohlthaten der Bildung, die sich über Java auszubreiten anfängt. Aber es bleibt noch viel zu thun übrig. Die anderen vier Fünftel des Landes warten größtentheils nur noch auf die Hand des Menschen,

um die Tiger zu vertreiben und sie in einen Lustgarten zu verwandeln.

Die zehn Millionen Savaanen sind auch von der Vorsehung zu einer höheren Entwicklung bestimmt, sind den edlen und vortrefflichen Eigenschaften christlicher Bildung zugänglich. Diese Aufgabe zu erfüllen, ist die Sache Hollands. Gott gebe, daß unter seinem Scepter einmal die Pflugschaar da durch den Boden gezogen wird, wo jetzt noch der Tiger raubt und mordet, und daß der Geist des Christenthums einst die Herzen erfülle, die jetzt noch ängstlich vor den Sputzgestalten des Aberglaubens klopfen!

## IX.

## Die Verdächtigen in Indien.

Wenn man die Handlungsweise und die Haltung Derjenigen betrachtet, welche in ihrer Unzufriedenheit mit dem Siege des constitutionellen Prinzips seit dem Jahre 1848 alle Mittel, erlaubte und unerlaubte, zu Hilfe nehmen, um das verlorne Terrain wieder zu erobern, — dann fallen uns oft unwillkürlich die Maßregeln ein, die während der französischen Revolution zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Jakobiner sich erlaubten. Denn die sprechendste Ähnlichkeit mit jenen leidenschaftlichen Demagogen haben jene Männer, die das alte Kolonialsystem in Schutz gegen alle Neuerer nehmen; gegen alle Diejenigen, die nach und nach Reformation und Entwicklung rationaler Regierungsgrundsätze auch in die Kolonien einführen wollen. Was war z. B. das Hauptmittel, wodurch die Jakobiner den übrigen Theil der französischen Bevölke-

rung zu beherrschen versuchten? Es war das System der Verdächtigung und des Mißtrauens! Es war das Verfolgen und Verurtheilen Derjenigen, die nicht gerade so dachten und nicht gerade Dasselbe wollten, als jene, welche die Macht in Händen hatten. Und nicht allein Diejenigen, die für ihre Meinung einstanden und sich als Königlichgesinnte oder Contrerevolutionaire oder Gemäßigte zeigten, — auch Die, von denen man nur argwöhnte, daß sie mit der feindlichen Partei übereinstimmten, zählte man zu den „Verdächtigen“ und betrachtete sie als Feinde des Landes.

Aber was gehörte damals unter die Verdächtigen? In einem Gesetze vom 17. September 1793 stellte der Nationalconvent fest, daß unter Andern als „Verdächtige“ betrachtet werden mußten: „Sie, die mit *ci-devant* Edelleuten Umgang haben, Priester, Contrerevolutionaire, Aristokraten und Gemäßigte; oder auch Die, welche ihnen irgend ein Interesse bewiesen; Sie, die nicht mit Ehrerbietung von den bestehenden Einrichtungen, Autoritäten und Beamten sprechen; Sie, die Petitionen unterzeichnet haben, welche nicht im Geiste des Revolutionsbegriffes, oder Mitglieder sind von contrerevolutionairen Vereinigungen oder Clubs.“ Wenn man nun an Stelle von *ci-devant* Edelleuten, Priestern, Contrerevolutionairen, Aristokraten und Gemäßigten, einfach „Liberale

und Constitutionelle“ setzt, dann ist die Uebereinstimmung schlagend. Die Vorschriften der Jakobiner bringt man jedenfalls mit Eifer in Ausführung, sowohl in Niederländisch-Indien, als in Holland selbst; in Bezug nämlich auf Diejenigen, die andern Systemen wegen der Regierung unserer Kolonien huldigen, als jene, welche der Sklaverei, der Zwangskultur, den Frohndiensten, den Gunstbeweisen und dem Nepotismus das Wort sprechen. Auch Die, welche öffentlich für das System der Verbesserungen kämpfen, werden verurtheilt, — nicht allein als Unfähige für den Dienst des Landes, sondern auch als Unwürdige, die mit jenen vortrefflichen Männern des Stillstandes, den einzig wahren Freunden des Vaterlandes und seiner Kolonien nicht Hand in Hand gehen können, wenn es sich um Einrichtungen für den allgemeinen Nutzen oder das allgemeine Interesse, oder das öffentliche Vergnügen handelt. Sie werden als Unwürdige ausgeschlossen, die man wohl nicht, wie früher die Jakobiner mit den Aristokraten verfahren, unter die Guillotine schickt, aber die man doch für die Gesellschaft unschädlich zu machen sucht, indem man sie aus derselben verbannt. Um sie zu brandmarken, ist kein Name zu verächtlich, kein Scheltwort zu widerlich. Und die Größe der Verachtung, mit der man ihnen begegnet, steigt nach der Größe ihres Muthes, mit dem sie für

ihre Meinungen einstehen, nach dem Maaße ihres mehr oder weniger glänzenden Talents, mit dem sie diese Meinung vertheidigen.

Aber die Koryphäen der alten Politik verurtheilen und verwerfen nicht allein die öffentlichen Vorkämpfer der Neuerungen in Indien; — sie haben ebenso gut ihre „Verdächtigen,“ als die französischen Jakobiner. Gehört man zu diesen Beargwöhnten, dann hat man keine Aussicht zur Beförderung; dann steht man in beständiger Gefahr, seine Stellung zu verlieren; denn es werden tausend Fallen gestellt, denen man nur mit genauer Noth entkommen kann; — dann hat man nichts für seine Landbau- oder Industrieunternehmung zu hoffen, nichts als Schwierigkeiten und Gegenwirkungen; dann macht man es so unangenehm und schwer, daß man zuletzt muthlos Indien verläßt, um in Holland derselben Begegnung von Seiten Derer gewärtig zu sein, die sich dort in den Strahlen der ministeriellen Sonne erwärmen.

Und es gehört gar nicht viel dazu, um zu diesen Verdächtigen gerechnet zu werden. Obschon noch kein Jakobinergesetz aufgestellt worden ist, in welchem man die Aufzählung Derer findet, die zu dieser Kategorie gehören, — so scheint man doch denselben, oder wenigstens ähnlichen Grundsätzen zu folgen. Auch in Indien und Holland rechnen die Anhänger des alten Kolonialsystems

zu den Verdächtigen: „Sie, die mit Liberalen der Kolonialpolitik, mit Gegnern des Ministers der Kolonien und mit der Opposition halten, oder die denselben irgend ein Interesse zeigen.“ In Indien und Holland ist man auch ein Verdächtiger, wenn man nicht mit tiefer Ehrfurcht von der Regierung und ihren Freunden und dem „System von Einrichtungen“ spricht, mit denen die weisen Männer des alten régime unsere Kolonien begnadigt haben. Man ist ein Verdächtiger, wenn man nicht die Nase rümpft und in Verwünschungen ausbricht, sobald der Name des Herrn A. oder des Herrn B. (bekannte koloniale Liberale) genannt wird. Und findet man unsern Namen unter den Mitgliedern von Vereinigungen und Genossenschaften, die nicht als „gutgesinnte“ gestempelt sind; dann können wir sicher sein, daß wir schon auf der Liste der „Verdächtigen“ stehen, vielleicht gar mit einem Kreuzchen hinter unserm Namen.

Man begrüßt einen Freund, mit dem man Jahre lang in ungestörter Eintracht gelebt hat, der uns viel zu danken hat, gleichwie wir ihm, den wir seit einiger Zeit nicht gesehen haben, aber für den wir noch immer dieselben herzlichen Gefühle hegen. Wir treffen ihn in der Oper zu Batavia, wo er in ein eifriges Gespräch mit Einigen seiner Bekannten, — lauter großen Herren, indischen Räten, Directoren, Präsidenten u. s. w. —

verwickelt ist. Mit offenen Händen fliegen wir auf ihn zu:

„Bon jour, lieber Freund! Wie geht es? Ich habe Sie ja seit einer Ewigkeit nicht gesehen!“

Der Freund sieht uns verwirrt an, berührt kaum die Spitzen unserer Finger, und sagt leise mit gleichgültigem Gesichte:

— „Ergebener Diener, mein Herr!“

Und in demselben Augenblick bemerkt man, daß wir ganz allein mit ihm stehen, und daß alle die „großen Herren“ sich davongemacht haben.

— „Aber, zum Teufel, was bedeutend das?“ rufen wir aus. „Was haben Sie denn? Was ist vorgefallen?“

— „Ach nichts!“

— „Und warum dieser kühle Ton gegen mich, Ihren alten Freund?“

— „Und sehen Sie nicht, welchen Eindruck Sie auf Andere hervorbringen? Man hat uns Beide allein stehen lassen.“

— „Aber was ist an mir? Ich bemerke es jetzt erst. Denkt man, daß ich eine ansteckende Krankheit habe?“

— „Wie können Sie nur fragen? Es ist doch ganz natürlich, daß man Sie vermeidet.“

— „Mich vermeidet! Aber warum? Ich frage

Sie, warum? Ich beschwöre Sie bei unserer alten Freundschaft, daß Sie mir sagen, warum!"

— „So denken Sie nur nach, was Sie gethan haben! So unvorsichtig sich Denen zugefessen, die dem Gouvernement Schwierigkeiten machen; sich mit solchen Lärmern als A. und B. auf Einen Fuß zu stellen!! — Wie ist es möglich?“ —

— „Aber zum —, erklären Sie sich, was habe ich gethan?“

— „Mit der letzten Briefpost ist hier der Bericht angekommen, daß Sie Mitglied der — — Gesellschaft im Haag geworden sind!“

— „Und ist dieß ein solches Verbrechen? Thut diese Gesellschaft etwas Unschickliches? Kommt in ihren Schriften etwas Tadelnswerthes vor?“

— „Das weiß ich nicht! Ich lese niemals, was von dieser Seite kommt. Aber A. und B. und C. sind in der Direction. Das sind Mitglieder der Oppositionspartei, und das muß für alle Gutdenkenden genug sein, um mit dieser Gesellschaft nicht zu verkehren.“

— Das ist ein Gespräch aus dem wirklichen Leben. Ist es nicht gerade, als ob die Vorschrift des Nationalconvents in Niederländisch-Indien bestände: „Zu den Verdächtigen gehören die Mitglieder von (liberalen)

Vereinigungen und Clubs?“ Auch die andere Hälfte der Vorschrift: „Sie, die Petitionen unterzeichnet haben, welche nicht im Geiste der (alten kolonialen) Begriffe sind,“ ist in Giltigkeit, obschon nicht so absolut, wie bei den Jakobinern in Frankreich. Wohl würden Die „angemertt“ werden, welche es jetzt wagten, Adressen an den König oder die Generalstaaten zu unterzeichnen, in denen Klagen gegen das herrschende System oder über Mißbräuche und Irrthümer enthalten wären, welche zwar Jeder in Indien sehen muß, wenn er nur sehen will. Wohl würden alle „Gutgesinnten“ Den als ein sehr gefährliches Individuum vermeiden, der seinen Namen unter eine Petition zu setzen wagte, deren Inhalt kein absolutes Lob, keinen ausschließlichen Ruhm für die gegenwärtig Indien allein beherrschenden Männer enthielte — aber mit dem Unterzeichnen einer Bittschrift wird doch eine Ausnahme gemacht. Selbst wenn man zu den Männern vom 22. Mai 1848 gehörte, selbst wenn unser Name unter den Dreihundertern stände, die sich mit einem kräftigen Protest gegen einen der Lieblingsbegriffe der alten, kolonialen Schule an den König wandten; selbst wenn man uns unter die Leiter und Anführer dieser Bewegung zählte: — auch dann noch wäre unser Glück gemacht, und der Weg zu den höchsten Ämtern für uns offen; — aber nur unter einer Bedingung:

Wir müssen diesen 22. Mai verwerfen; ihn als einen Tag der Thorheit und Aufregung an den Pranger stellen, müssen sichtbare Reue über unsern Irrthum und tiefe Unterwerfung zeigen; — dann werden wir deutlich erkennen, wie vergebungreich und gnädig die Männer des alten Systems sind. —

Es ist noch nicht gar zu lange her, da wohnte Jemand in Batavia, welcher eine hohe Stellung bekleidete und durch seine liebenswürdigen Eigenschaften die allgemeine Achtung genoß. Er hatte Gelegenheit gehabt, während des Vierteljahrhunderts, welches er in Indien zubrachte, Manchem Gefälligkeiten erweisen zu können, und sich ihn dadurch zu verpflichten. Er verkehrte in den verschiedensten Kreisen, zumal in den höchsten, und überall wurde er mit offenen Armen empfangen. Viele hatten ihn wegen seines Charakters und seiner Tugenden lieb, und fühlten sich dadurch zu ihm hingezogen; Andere schlossen sich an ihn an, weil er der gefeierte Mann der Mode war, noch Andere, weil es in Indien herkömmlich ist, die aufgehende Sonne anzubeten und sich Den zum Freunde zu machen, der auf gutem Fuße mit dem Gouvernement steht.

Man wird von Einem, der fünf und zwanzig Jahre in Indien zugebracht hat, voraussetzen, daß er ein

»Oudgast«<sup>1</sup> geworden und ganz von den alten, indischen Begriffen durchdrungen sei; daß er wenigstens gelernt habe, wie alle weltgiltigen Grundwahrheiten für Indien nicht in Anwendung gebracht werden können, weil „Indien in einem Ausnahmezustande verkefirt.“ Aber man irrt sich. Ob es seiner geistigen Entwicklung, seinem Charakter, seinen Anlagen oder seinen fortgesetzten Studien, durch welche er mit der außerindischen Welt in fortwährenden und engen Beziehungen blieb, zuzuschreiben sei, ist mir unbekannt; — aber sicher weiß ich, daß er Alles, was in Indien geschah, den Zustand der Bevölkerung, die Wirkung des „Einrichtungssystems,“ die Handlungen des Gouvernements, — nicht mit den Augen eines „Oudgastes“ betrachtete. Er sprach nur mit wenigen vertrauten Freunden darüber, er behielt sein Urtheil für sich, und genoß darum fortgesetzt den Ruf eines „Gutgesinnten.“ Dieß bedrückte nach und nach bleischwer sein Herz. Er wußte, welches die verderblichen Folgen eines Systemes sind, das nur Selbstsucht und Eigennutz beschönigen kann, — und er durfte nicht sprechen; er war in der Lage, die Lebensfrage Java's mehr als Andere zu durchschauen; er hatte die

<sup>1</sup> Oudgast — eigentlich Jemand, der lange in Indien gelebt hat, und nun sein Geld im Vaterlande verzehrt. Hier so viel als: Jemand, der dort ganz eingebürgert ist. D. Überf.

Überzeugung, daß der verfolgte Weg schnurstracks zu einem Abgrunde führe — und konnte doch nicht warnen! — Länger konnte er sein Gewissen nicht beschwichtigen; er ging an's Werk. Er sprach nicht, aber er schrieb; er schrieb ein Werk, das vernichtende Wahrheiten an den Tag brachte; Wahrheiten, heller als die Sonne am vollen Mittage, aber tödtlich für das alte koloniale System. Er schickte sein Werk nach Holland, und ein halbes Jahr später wurden auch Exemplare desselben in Indien verbreitet.

Aber nun war es aus mit dem Wohlwollen und der Achtung und der Freundschaft. Für Alles haben die „Qudgasten“ Vergebung. Man hat Beispiele von Menschen, die sich der vollständigsten Pflichtvernachlässigung, ja noch ärgerer Vergehen schuldig gemacht haben; auf denen selbst der Tadel ruht, sich unehrlicher Handgriffe bedient zu haben, — und die doch zu den höchsten Ehrenstellen gelangten, — weil sie geschmeidig und unterwürfig waren, weil sie die Ruthe küßten, mit der man sie schlug, und „die Regierung nicht belästigten.“ — Aber für Die, welche der Zwangskultur, dem Opiumpacht, den Frohndiensten, der Landrente, und wie dergleichen bevorzugte Regierungseinrichtungen noch mehr heißen mögen, — unehrerbietig zu begegnen, oder sie gar öffentlich anzufallen und zu bestreiten wagen — für

die ist keine Gnade! — Unser „Qudgast,“ der Schriftsteller geworden war, Schreiber eines Buches, welches das „Einrichtungssystem“ an der Herzensader packte, — unser armer „Qudgast“ bemerkte augenblicklich die Folgen seines kühnen Unternehmens.

Wollt ihr wissen, wie es ihm ging? Folgt ihm dann auf einen Empfangsabend bei dem Generalgouverneur. Wegen seines Amtes, das er noch fortwährend bekleidete, mußte er dort eingeladen werden. In den prächtig erleuchteten Galerien und Sälen des Hôtels zu Keijwijk befand sich eine zahlreiche Menge Eingeladene: die Damen reich und geschmackvoll gekleidet, die Herren in ihren von Gold und Orden glänzenden Anzügen und Uniformen prunkend. Sie bildeten einen weiten Kreis, in dessen Mitte die Mitglieder des hohen Rathes und noch andere hohe Beamte standen. Alle warteten auf die Ankunft des Generalgouverneurs. Plötzlich erscheint diese „Sonne Indiens“ in all' ihrer Pracht. Er geht rings durch die Reihen, während sich Alle ehrerbietig vor ihm verneigen. Für Diesen hat er ein freundliches Lächeln, für Jenen ein verbindliches Kopfsneigen, für einen Dritten (o Gipfelpunkt der Seligkeit!) einen Händedruck, für Alle ein angenehmes und wohlwollendes Wort. Er nähert sich auch der Stelle, wo unser „Schriftsteller“ sich befindet. Der Mann hatte immer zu Denen gehört,



auf welche die unzweideutigsten Blicke von Gewogenheit und Gnade gefallen waren. Aber nun? Der Generalgouverneur bemerkt ihn schon von ferne. Er spricht den Nachbar „unseres Schriftstellers,“ einen unbedeutenden jungen Menschen, auf außergewöhnlich freundliche Weise an; — dem „Schreiber“ geht er, ohne ein Wort zu sprechen, mit kühler, steifer Vorbeugung vorbei — um mit dessen anderem Nachbar, einem Secondelieutenant, der noch niemals dieser Ehre theilhaftig gewesen war, wieder ein gnädiges Gespräch zu führen.

»Regis ad exemplar totus componitur orbis.«

Mit einem gewissen Schauer sieht man den Mann an, der so viele Jahre lang eine Hauptperson bei solchen officiellen Festen gewesen war. Man weicht ihm aus. Man sieht sich scheu um, ob es auch kein Anderer sieht, wenn man von dem in Ungnade Gefallenen angesprochen wird, und sucht sich so schnell als möglich von ihm loszumachen. Menschen, die früher seine Hülfe angerufen haben, die er vom gewissen Untergang gerettet hat, denen er ein Wohlthäter und Beschirmer, die Ursache ihres Glückes war — o, solcher Menschen waren Viele auf dem Feste; aber sie wichen ihm Alle aus. Wenn sie ihn von ferne kommen sahen, machten sie sich aus dem Wege; ja, sie gehörten sogar zu Denen, die einander zuflüsteren:

— „Was ist das eine ärgerliche Geschichte mit diesem A!“

— „Ja, er hat seinen verdienten Lohn. Sahen Sie wohl, daß ihn der Generalgouverneur links liegen ließ?“

— „Sein Betragen ist aber auch unverantwortlich.“

— „Haben Sie das Nachwerk gelesen, das er in die Welt geschickt hat?“

— „Man hat es mir aus Holland zugesandt, und ich habe es einmal durchblättert. Er ist eine schändliche Schmähschrift.“

— „Wie ist es nur möglich, daß Jemand so tief sinken kann!“ Diese letzteren Worte sprach ein Subalternbeamte, der unter unserm „Schriftsteller“ diente, und der vor einigen Jahren, als ihn sein Chef über der Veruntreuung von Landesgeldern ertappte, die großmüthige Hülfe desselben Chefs erfahren hatte, indem dieser aus seinem eignen Privatvermögen die fehlenden Gelder ersetzte, um den Untergebenen die Stelle zu erhalten. Es ist freilich sehr lästig, gegen Jemanden Verpflichtungen zu haben; es wird zuletzt unerträglich — nun brauchte man doch den in Ungnade Gefallenen nicht mehr zu fürchten; er hatte seinen Einfluß bei dem Generalgouverneur verloren, und konnte sich unmöglich noch lange in seiner Stellung behaupten.

Dem Allem stellt man sich in Indien bloß, wenn

man den Muth hat, auf die bescheidenste Weise seine Meinung öffentlich auszusprechen, wenn nämlich diese Meinung nicht mit dem angenommenen Regierungssystem übereinstimmt. Niemand dürfte sich verwundern, wenn in Indien kein Mensch mehr sich zum Vorkämpfer der Verbesserungen aufwürfe. Und doch giebt es deren noch genug. Noch giebt es Männer, die genug Unabhängigkeit und Selbstständigkeit besitzen, um dieser ganzen officiellen Erniedrigung zu trotzen, und sich unter die Bekämpfer des alten Systems zu schaaren. Doch giebt es Viele, deren persönliche Verhältnisse kein öffentliches Auftreten gestatten, die aber im Geheimen den Neuerungsfreunden zugethan sind, und sie nach Kräften unterstützen. Die Mehrzahl stimmt mit Denen überein, die Willkür und Despotismus durch Gerechtigkeit und Unparteilichkeit ersetzt haben wollen; die bessere Bürgerschaft für den Schutz von Menschen und Eigenthum verlangen, als er bis jetzt gewährt worden ist. Aber wohl versucht man, ebenso wie in Frankreich während der Schreckensjahre, durch Einschüchterungen Andere von öffentlicher Darlegung ihre Gefühle zurückzuhalten; darum macht man Denen das Leben so sauer, die demungeachtet laut zu sprechen wagen; darum werden selbst Die zu den „Verdächtigen“ gerechnet, welche mit Solchem Umgang haben.

Auch in Holland versuchen die Anhänger der gegenwärtigen Kolonialpolitik ihre in Indien angefangene Taktik fortzusetzen. Auch hier schließt man Alle aus, die nicht gerade so denken, wie die Regierung. Jährlich wird z. B. eine Kommission zur Abhaltung des Examens der Böglinge von der Universität zu Delft ernannt; dazu wählt man vorzugsweise alte Beamte, denen es an aller wissenschaftlichen Bildung gebricht, aber die den Ehrennamen „Gutgesinnte“ tragen; diese zieht man den Männern des gründlichsten Studiums und der ernstesten Wissenschaft vor, die aber nicht zu den unbedingten Lobrednern des Alten gezählt werden können. Ebenso wenig findet man den Namen von Andersdenkenden unter Denen, die mit Ehrenstellen und Gunstbezeugungen und Belohnungen überladen werden.

Kommt man aus Indien nach Holland, so warnt man freundlich und väterlich, doch den Umgang mit dem liberalen A., oder dem zu der kolonialen Opposition gehörenden B. zu vermeiden, und es müssen sehr muthige indische Beamte sein, die vor den Augen der Welt die Wohnung solcher „Gezeichneten“ zu betreten wagen. Auch im Mutterlande wird die Ausführung des Gesetzes auf die „Verdächtigen“ fortgesetzt.

Aber das ist Alles umsonst. Täglich gewinnt die Umgestaltung des Kolonialsystems mehr Anhänger, so-

wohl hier, als in Indien; täglich verlieren die alten Begriffe an Kraft; täglich fällt stückweise das Gebäude mehr zusammen, das wohl künstlich ineinander gefügt war, aber keinen Keim von Leben und Entwicklung in sich trug. Es ist eine Zeitfrage geworden. Wie lange der Sieg der Opposition noch ausbleiben wird, ist unsicher; aber sie muß siegen, trotz Anwendung der Sakobinergesetze auf die Verdächtigen, und trotz der holländischen Verordnungen in Bezug auf die indische Presse.

1858.

## X.

## Ein Dorf und ein Berg.

**A**m 3. Mai 1840 breitete sich am frühen Morgen eine prächtige Landschaft vor mir aus. Ich befand mich im Mittelpunkte Java's, schweifte durch die stolzen Gebirge der Landschaft Ledok nach der Residenzstadt Bagelen, deren reiche Fluren in all' ihrer Herrlichkeit vor mir ausgebreitet lagen. Eine unübersehbare Fläche dehnte sich vor mir aus, und darauf, so weit das Auge reichte, war nichts Anderes sichtbar, als das reizende Goldgelb der reifen Reisfelder und die dunkelgrünen Teppiche der frischen Indigoplantagen, durchschnitten von zahllosen, sich schlängelnden silbernen Strömen. Kein einziges wüstes oder leeres Plätzchen auf dieser ganzen fruchtbaren Ebene, überall die Produkte des Landbaus in verschwenderischer Fülle, überall die Spuren des menschlichen Arbeitsfleißes. Aber wo wohnen diese Menschen? fragt man unwillkürlich. Wir

sehen wohl Stunden weit im Umjang die Früchte ihres Wirkens, aber nirgends ruht unser Auge auf irgend einer Wohnung, nirgends auf einem Meierhof, nicht einmal auf einer armfeligen Hütte. Wie weit unsere Blicke rundum reichen mögen, nirgends zeigt sich das Dach eines Gebäudes, nirgends erhebt sich die Spitze eines Kirchturmes; nirgends ein Beweis, daß in diesen üppigen Fluren Leben und Bewegung ist.

Und doch ist dieser Landstrich reich bevölkert, doch trägt er eine Einwohnerschaft von einigen tausend Familien; doch sind unzählige Dörfer auf dieser freundlichen und lachenden Fläche ausgebreitet; doch arbeiten und wüthen hier Leidenschaften und Begierden, wie überall, wo Menschen wohnen. Dort unter den mit dichtem Laubgewölbe bekrönten Baumgruppen, in den anmuthigen Wäldchen, die wie ebenso viele Inseln, in einem unermesslichen Meer ausgebreiteter grüner Teppiche und wogender Reisfelder sich erheben, dort im Schatten dieser entzückenden Gebüsch sind die Häuser der Bewohner dieses Paradieses.

Wir verließen die große Straße, die uns nach Poerworedjo, der Hauptstadt der Residenzschast Bagelen, bringt. In der brennendsten Hitze verfolgten wir den Weg durch die Felder; die glänzenden Sonnenstrahlen, die von einem vollständig wolkenlosen Himmel auf die

gelben Ähren der beinahe reifen Reishalme niederglänzten, thaten den Augen fast wehe. Die kleinen, aber schnellen und muthigen Pferde, die wir beritten, drohten jeden Augenblick auf dem harten, unebenen Lehmboden zu stürzen. So ritten wir einige Stunden weit. Aber nur guten Muth, bald ist unser Ziel erreicht!

In jenes Gehölz, das größer als viele andere, die wir rechts und links liegen lassen, sich inmitten dieses Kornmeeres erhebt, führt unser Weg.

Welche reiche Verschiedenheit an Formen und Farben bieten uns die Bäume jenes Wäldchens dar, jemehr wir uns ihm nähern; und über dem vereinigten Blätterdach dieser Baumgruppen erheben sich die glänzenden, gelbgrünen Fächer der Palmen, die durch ein beinahe unfühlbare Lüftchen sanft bewegt, uns den Willkommen zuzurufen scheinen. Je näher man einem Java'schen Dorf kommt, desto mehr zeigen sich die Merkmale von Leben und Bewegung. Hier und da sieht man einen Landmann mit Feldarbeit beschäftigt, und hört das unaufhörliche Krähen unzähliger Hähne; man vernimmt das eintönige Schlagen der Webstühle von Frauen und Mädchen, die, unter den Gallerieen ihrer Wohnungen sitzend, durch ihren Fleiß der Verleumdung widersprechen, daß die Java'sche Bevölkerung faul sei; man unterscheidet zwischen all' diesen Tönen das Geräusch

der schnellen Reiskampfer in den hohlen Reismulden. Noch einige Schritte näher, und wir sehen unter dem grünen Gewölbe zwischen den Stämmen der Bäume die Java'schen Häuser. Wir stehen am Eingange des Dorfes Krandogan. In reizender Unordnung stehen die Bäume desselben. Einen Alles übertreffenden Reichthum an Verschiedenheit liefern diese Gruppen der üppigsten Vegetation; es sind nicht nur hohe Riesen, die stolz und majestätisch ihre Gipfel erheben, es sind auch zierliche Buschgewächse, biegsame Epheus und niedliche Schlingpflanzen. Es ist nicht allein eine Auswahl von Fruchtbäumen, deren herrliches Blättergrün uns in den verschiedensten Formen entgegenlacht; es ist auch eine bunte Menge von Blumenbäumen, deren kräftige Blüthen uns entgegenzittern, und deren wohlriechender Duft uns erquickt. Es ist nicht nur ein Blätterdach über uns, mit unzähligen Schattirungen in seinem Grün, in den Formen seines Laubes, in der Vertheilung seiner Zweige; — es ist auch ein Boden, auf dem die Ananas üppig wächst, die Kräuter einander verdrängen und die Blumen wie ausgestreut liegen. Und das Alles ohne Kunst, ohne Überlegung, ohne den leitenden Geschmack des Gärtners, nur ganz dem Zufalle, der wilden, zügellosen Kraft der Natur überlassen. Inmitten dieser reizenden Unregelmäßigkeit stehen die

Häuser der Javanen in ebenso großer Verwirrung. Wenn wir uns nach Etwas umsehen, das einer Straße oder einem Weg gleiche, so würden wir vergebens suchen. Weder in der Anordnung noch in der Aufstellung ist auch nur eine annähernde Ordnung zu merken. Nur in der Form der Häuser und dem Material, aus dem sie erbaut sind, entdekt man die vollste Übereinstimmung. Die Mauern und Wände bestehen aus Bambus. Eine Art Galerie, die sich nach vorn öffnet, ungefähr eine Elle hoch über der Erde, mit einem Fußboden von gespaltenem Bambus, bildet den Eingang in die eigentliche Wohnung; und das Ganze ist mit einem Dache von Palmblättern oder dem Stroh von einer langen Grasart gedeckt. Neben oder hinter dem Hause steht ein kleines, an allen Seiten geschlossenes Gebäude, das ist die Vorrathsscheuer (lombong), in welcher der padi (Reis in den Hülsen) aufbewahrt wird, und die den hauptsächlichsten Reichthum des Eigenthümers in sich schließt.

Als ich das Dorf Krandogan erreicht hatte, begab ich mich nach der Wohnung des Dorfvorstehers, um seine Gastfreiheit anzurufen; denn Herbergen, Gasthäuser, Hôtels, oder was diesem nur ähnlich sieht, bieten die Java'schen Dörfer nicht an. Im Augenblick lag eine Matte auf dem Fußboden, die zugleich zur

Ruhebank dient, unter dem Vordach des Hauses ausgebreitet; in einem Augenblicke hatte ein Savane einen der Kokosbäume mit der Schnelligkeit eines Akrobaten erklimmt, und ein paar junge Kokosnüsse gepflückt; in einem Augenblicke standen die geöffneten Früchte mit ihrem erfrischenden Saft, etwas Pisang, Gebäck und andere Erfrischungen bereit.

Man begreift wohl, wie erquickend die Ruhe im kühlen Schatten eines Java'schen Dorfes, nach einem langen und ermattenden Wege unter dem sengenden Himmel der Wendekreise ist. Es giebt wenig Aufseherung, jenes „selige Nichtsthun“ zu brechen, denn überall bemerkt man dieselben Erscheinungen und Merkwürdigkeiten. Nur auf einem kleinen Spaziergang gegen Abend bemerkten wir ein kleines Gebäude, das von den übrigen verschieden war. Es ist die missighit (Moschee), die in jedem auch noch so kleinen Dorfe angetroffen wird, aber die nur an sehr wenigen Tagen des Jahres, und da nur noch von sehr Wenigen benutzt wird. Noch eine Besonderheit zieht unsere Aufmerksamkeit nach sich. Es ist ein offenes Feld, auf dem die reiche Vegetation, die überall herrscht, aufgehört hat. Zahlreiche Erdhaufen, von denen einige deutlich die Spuren der Neuheit tragen, erheben sich über dem Rasen, mit dem der Boden bedeckt ist, und einzelne,

hölzerne Denksteine, zuweilen mit arabischen Aufschriften, sind darauf gestellt. Wir betreten hier den einfachen, stillen, eindruckerverweckenden Ruheort der Todten. Es ist hier nur eine einzige Art von Verzierung angebracht, und auch diese hat wieder die Natur geliefert. Hier und da haben nämlich die Kinder oder Eltern oder Freunde auf den Gräbern ihrer theuren Todten kleine Bäume gepflanzt, deren weit ausgebreitete und gebogene Zweige sich über die Erdhaufen ausstrecken. Nirgends anders findet man diese Bäume auf Java, als auf Gräbern. Sie sind ganz blätterlos; die Zweige sind verdorrt, aber große weiße Blumen wachsen daran in reichem Überfluß. Sie sind auch schon in Menge abgefallen, liegen als schneeweisse Flocken auf den Grabhügeln verstreut, und erfüllen mit duftendem Wohlgeruch diesen Ort der Verwesung.

Ich brachte ein paar vergnügte Stunden in der Wohnung meines Wirthes zu. Ich erwähnte schon, daß er das Oberhaupt des Dorfes war. Nach den uralten Java'schen Einrichtungen haben die Eingeseffenen jeder Gemeinde das Recht, ihr eigenes Oberhaupt zu wählen. Er war auf diese Weise von seinen Dorfgenossen erwählt worden, und es schien auch, daß er die Auszeichnung in jeder Hinsicht verdiente. Es war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren mit einem freund-

lichen Gesichte und nichts weniger als unverständigen Äußern. Gleich den meisten Java'schen Landbewohnern hatte er nur eine Frau, obwohl sein Gottesdienst und die gesellschaftlichen Zustände ihm mehr als Eine erlaubten. Vorzüglich schien er glücklich im Besitz eines einzigen Kindes, eines blühenden, bildschönen Mädchens von sechzehn Jahren.

Am Abende verwickelten wir uns unmerklich in ein vertrauliches und für mich sehr lehrreiches Gespräch, das mir um so angenehmer war, weil er etwas Malayisch verstand, ein Beweis, daß er schon mehrere Male mit Europäern in Berührung gekommen war.

— „Wie steht es mit Eurer Reisernte?“ fragte ich im Verlaufe unseres Gesprächs. „Ich meine, soweit ich eben darüber urtheilen kann, die Felder, an denen ich vorbeiritt, sahen sehr gut aus.“

— „Da habt Ihr recht gesehen, Herr!“ war seine Antwort. „Alles steht ausgezeichnet, morgen beginnt die Ernte, und ich glaube, sie wird reichlich sein.“ Das hörte ich mit Freude. Solch' ein Tag, an dem der padi eingeerntet wird, ist für den Javanen der glücklichste im ganzen Jahre, und nicht allein für den Eigenthümer des Aekers, sondern für das ganze Dorf. Ich gab meinen Wunsch zu erkennen, dem Feste, wenn auch

nur für einige Augenblicke, beizuwohnen, und mit der größten Bereitwilligkeit wurde mein Wunsch erfüllt.

Am andern Tage, früh am Morgen, ehe die Sonne noch aufgegangen war, verließ ich das Dorf mit meinen Wirthe, aber schon sahen wir Alt und Jung, Männer und Frauen, Jungen und Mädchen, hinter und vor uns denselben Weg nach dem Felde zu verfolgen, das diesen Tag abgeerntet werden sollte. Alle hatten ein kleines rundes Messer, an einem kurzen, hölzernen Stiel befestigt, bei sich. Die Frauen trugen es bisweilen in dem aufgebundenen Haare, die Männer meistens im Gürtel. Das Werkzeug vertritt die Stelle der Sichel unserer Bauern, denn nicht wie auf unsern Feldern, schlägt hier die kräftige Hand des Mähers die scharfe Sense in das reife Korn. In Indien wird, Halm für Halm, die Ähre von dem Stengel geschnitten. Der größte Theil des Strohes bleibt auf dem Acker stehen, und wenn die Ernte abgelaufen ist, wird das Vieh auf die Felder getrieben, um sich an dem stehengebliebenen Stroh gütlich zu thun. Alle Einwohner ohne Ausnahme nehmen an der Ernte Theil. Niemand, als sehr junge Kinder und einige wenige Kranke und Steinalte, bleiben zu Hause. Das ganze Dorf ist leer. Alle sind auf dem Felde, und Alle erhalten ihren Antheil von den Früchten, die sie

einsammeln. Jeder empfängt den fünften Theil von Dem, was er am Tage geschnitten hat, als Lohn für seine Arbeit, und mit diesem Fünfstel kehrt er Abends nach seiner Hütte zurück, während der Eigentümer die andern vier Fünfstel in seiner Scheuer bewahrt. So wird durch diese gemeinschaftliche Arbeit das Werk erleichtert, aber dadurch sind auch die Armen und Diejenigen, die kein Grundeigenthum besitzen, in der Lage, sich für eine Zeit lang mit ihrer Hauptnahrung zu versehen.

Diesem Erntefeste hatte ich es auch zu danken, daß ich Camisa, die schöne Tochter meines Wirthes, zu sehen bekam. Es ist bekannt, daß im Osten der Zustand der Frauen ein ganz anderer ist, als in den christlichen Ländern. Auch in Java wird das junge Mädchen dem Blicke der Menschen entzogen und in der elterlichen Wohnung verborgen gehalten. Erst nach der Ehe erscheint sie öffentlich. Nur bei einer Gelegenheit wird eine Ausnahme von dieser Regel gemacht. Wenn die Zeit der Ernte kommt, nimmt auch sie Theil an der allgemeinen Freude. So begleitete auch Camisa ihre Eltern nach dem Felde.

Wir sind an dem unübersehbaren Acker angelangt, dessen Reishalme an diesem Tag geschnitten werden mußten. Noch immer strömen die Eingeborenen dort-

hin. Man sieht sie ohne Ausnahme in langen Reihen hintereinander gehen. Die Mädchen und Frauen voran, während der Hausherr die Reihe beschließt. Und schon hat sich eine große Menge auf dem Acker zerstreut; sie haben ihr Tagewerk begonnen; mit gewandter Hand und mit Hülfe des scharfen Messers schneiden sie die reifen Ähren von dem Stengel. Es ist ein Festtag für sie, und doch hört man keinen lärmenden Gesang, kein Schreien oder Toben. Selbst in ihrer Freude legen die Javanen den Ernst, die Ruhe und die Würde ihres Charakters nicht ab. Ein freundschaftliches Plaudern, ein herzliches Gelächter, das der witzige Einfall eines Spatzvogels seinen Nachbarn erpreßt, — übrigens stille Freude. Auch die Jugend beobachtet die strengsten Gesetze der Wohlstandigkeit. Und doch ist es der einzige Tag im Jahre, an dem der eine Theil derselben dem andern begegnet. Kann man es ihnen wohl übel nehmen, daß sie diese Gelegenheit erfassen, um zarte Bande anzuknüpfen? Aber man thut es so bescheiden, so verschämt. Dort arbeitet die Tochter meines Wirths; ich meine, Niemand könne sie sehen, ohne einzugestehen, daß es auch Java'sche „Schöne“ giebt, entspricht auch ihre Farbe nicht ganz den Anforderungen, die wir in Europa an Schönheit stellen. Sie hatte eine schlante Gestalt, und obwohl in keinem Schnürleib eingepreßt



und obwohl nur ein loses, beinahe formloses Gewand sie umgab, kamen doch die Schönheit des Wuchses, die Herrlichkeit der Formen, die Anmuth der wohlgebildeten Glieder vollständig zur Geltung. Die dunklen Augen glänzten, so oft sie sich auf Jemand richteten, obschon sie meistens fittig zu Boden geschlagen sind. Das Gesicht hat einen unbeschreiblichen Ausdruck von Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, gemischt mit einer Schüchternheit und Verlegenheit, die reizend zu nennen ist. Die reichen, schwarzen, langen Haare sind nicht ohne Kometerie am Hinterkopfe aufgebunden. So oft sich die feinen Lippen zu einem Lächeln öffnen, kommen zwei Reihen herrlicher Zähne zum Vorschein, die wie ebenso viel kleine, durchsichtig weiße, elfenbeinerne Perlen uns entgegenschimmern, und die uns immer wieder auf's Neue den abscheulichen Gebrauch verwünschen lassen, der am Hochzeitstage die Braut zwingt, dieses prächtige Geschenk der Natur mit einer Feile zu verstümmeln, und mit dem Saft des Granatapfels oder einer anderen ätzenden Flüssigkeit in ebenso viel schwarze Trümmer und ekelhafte Überbleibsel umzuformen. Wir waren kaum auf dem Acker angekommen, als die schöne Camisa schon ihr Werk anfang — aber leider war sie in einer großen Entfernung von uns mitten auf dem Felde. Unbemerkt hatte sie den Zwischenraum, immer Ähren

abschneidend, zurückgelegt. Mitten in diesem Ährenmeere wurde sie beinahe in halber Höhe von den aufrechtstehenden Halmen bedeckt, und doch hatte sie in diesem Meere, ohne daß es Jemand bemerkte, ihren Weg nach einem bestimmten Punkte zu lenken gewußt. Und ebenso unbemerkt, ebenso zufällig ging ein Javane von stolzer und kräftiger Gestalt, mit angenehmem Äußern, und nur ein paar Jahre älter als sie, — obgleich er von einer ganz andern Seite anfang, in der Richtung nach derselben Stelle zu, auf der sie sich jetzt befindet, — immer padi schneidend. Beide hören keinen Augenblick auf, zu arbeiten; den fleißigen Händen wurde nicht die geringste Raft gegönnt, sie übergingen keine einzige Ähre — und doch konnte man sehen, daß Beider Herzen sich so eng genahet waren, daß sie einander verstanden, wenn auch die Schicklichkeit ihnen verbot, zu sprechen. — „Wer ist der junge Mann?“ fragte ich den Dorfrichter, während ich auf den Nachbar Camisa's zeigte. — „Das ist Drono, der Sohn eines meiner Freunde, einer der reichsten Einwohner dieses Dorfes,“ war die Antwort.

Es schwebte mir auf den Lippen zu erwidern, daß der junge Mann wohl noch einmal in nähere Beziehung zu ihm kommen würde; aber ich dachte schnell genug daran, daß ich zu einem Javanen spräche, der wahr-

scheinlich eine solche Anspielung nicht sehr passend finden würde. Noch einige Augenblicke wohnte ich diesem stillen, ländlichen Feste bei. Der Dorfrichter blieb an meiner Seite, und leistete mir am Saume des padi-Feldes, an dem ich mich niedergesetzt hatte, treulich Gesellschaft.

— „Ich muß Euch nun verlassen,“ rief ich ihm endlich zu, „obwohl ich es ungern thue; denn dieß Schauspiel hier behagt mir außerordentlich, und Eure Gastfreiheit hat mich erquickt.“ Mit diesen Worten erhob ich mich, um den Rückweg anzutreten. Zur Antwort setzte sich der Richter vor mir auf den Erdboden nieder, legte seine Hände erst an meine Kniee, und dann zusammengeschlagen gegen sein Gesicht. Das war der soembah (ehrerbietige Gruß), mit dem er mir Lebewohl sagte.

So verließ ich ihn und die Seinen und setzte meine Reise durch Java fort.

Fünf Jahre später befand ich mich in einem ganz andern Theile dieser Insel. Nur wenige Stunden von Batavia entfernt, erheben sich zwei hohe Kegelberge. Das dunkle Blau, in das diese mit jahrhundertalten Wäldern bedeckten Säulen gehüllt sind, bestimmte unsere

ersten Seefahrer, ihnen den Namen „blaue Berge“ zu geben.

Täglich, hauptsächlich am frühen Morgen, lachte mir dieß herrliche Blau freundlich zu, und schien mich nach den Naturwundern, die es in seinem Schooße verbirgt, mit beinahe unwiderstehlicher Zauberkrast hinzuziehen. So hell, so durchsichtig möchte ich fast sagen, war zumal in der Westmoeson zuweilen die Atmosphäre, daß ich die tiefen Klüfte und Abgründe, mit denen ihr Rücken durchsurcht ist, deutlich unterscheiden und die Rauchwolken sehen konnte, die aus dem klaffenden Krater eines dieser Riesen unaufhörlich aufstiegen.

Im Monat November des Jahres 1845 hatte ich das Glück, einen dieser Zwillinge, der den Namen Salak trägt, zu besteigen, und die prächtigen Naturerscheinungen, die sein westlicher Abhang darbietet, zu bewundern.

Wir hatten in einem schnell aufgeschlagenen Zelte am Fuße des Berges, aber doch schon in einer Höhe von 1700 Fuß über See, die Nacht zugebracht. Durch Regengüsse, so heftig, wie sie nur zwischen den Wendekreisen fallen, war die Natur erquickt und erfrischt, obschon sie das Terrain für unsern Weg nicht sehr geeignet gemacht hatten. Die Sonne hatte jedoch mit ihren goldenen Strahlen die Wolken verjagt, und in

der lieblich kühlen Morgenstunde bestiegen wir mutbig unsere Pferde, um einen Weg zu erklimmen, dessen Beschwerlichkeiten wir uns nicht verhehlten. Im Anfange war die Steigung beinahe unmerklich; unser Weg wand sich durch Kaffeepflanzungen, und die Bäume, die hier gepflanzt sind, um den Kaffeesträuchern Schatten zu geben, boten auch uns erquickende Kühle. Aber nicht lange währte dieser Spazierritt. Bald stieg das Terrain sichtbar, wir mußten steile Höhen erklimmen, jede Kultur, jede Spur menschlicher Arbeit hörte auf, und die Wildniß, in der die Natur despotisch regiert, nahm uns in ihrem Schooße auf. Diese Wildniß hatte im Anfang einen eigenartigen Charakter. Wir traten in einen dunklen Bambuswald, der noch in seiner ursprünglichen Gestalt, wie er hier seit Jahrhunderten prangt, in seiner vollen Kraft und Schönheit steht. Aus den dicken Wurzeln schießen die kräftigsten Halmbüschel bis zu einer Höhe von 60 Fuß empor. Mit ihren zierlich gebogenen Spitzen, und langen, schmalen Blättern bilden sie stille Laubgänge, durch die kein einziger Sonnenstrahl, und nur zuweilen ein wenig Licht durchdringen konnte. Niemals habe ich in der Natur eine größere Ähnlichkeit mit unsern alten gothischen Kirchen gesehen. Und wenn dieser Baustyl einen indischen Ursprung hätte, würde ich fast

annehmen, daß diese grünen Gewölbe des Salak dazu begeistert hätten. Der Berg, den wir bestiegen, ist in einer Höhe von 2400 bis 3000 Fuß mit einem Gürtel solcher uralten, ursprünglichen Bambuswälder bedeckt. Der Weg durch diese dunkeln, geheimnißvollen und schauererweckenden Gänge wurde so steinig, so steil und auf einigen Stellen durch die Blätter, des Jahr aus, Jahr ein unaufhörlich darauf niederfallen, so schlüpfrig und morastig, daß der Reisende hier das Pferd verlassen muß. Wir fanden Alles dazu vorbereitet, um die Thiere hier zurückzulassen. Der Eigentümer eines Landgutes, das einen großen Theil des Abhanges von dem Salak einnimmt, und der uns in jeder Beziehung zur Anschaffung alles Nöthigen für unsere Reise hilfreich gewesen war, hatte auch gesorgt, daß sich hier einige Eingeborene oder Koelis befanden, um uns bei dem Besteigen des Berges behülflich zu sein. Sie saßen am Wege, hinter und zwischen Bambusstämmen, um uns zu erwarten. Einige sorgten für die Pferde, die Andern begleiteten uns. Unbemerkt hatten wir schon den Bambuswald verlassen, und waren in einen dichtbewachsenen, beinahe undurchdringlichen Urwald eingetreten. Riesenhafte Bäume erhoben sich überall in zahlloser Menge mit Stämmen von staunenerregendem Umfang, mit einem so dichten und vollen Blätterenschmucke,

daß sich ein verschlungenes Gewölbe über unsern Häuptern zu bilden schien. Man kann sich nur dann einen Begriff von diesen Waldriesen machen, wenn man sich vorstellt, daß, zum Beispiel, der Kasamala, der König dieses Waldes, seinen Stamm lothrecht bis zu einer Höhe von 90—100 Fuß hoch erhebt, und sich dann erst in Ästen ausbreitet. In dieser Höhe von 90—100 Fuß geht er in eine kegelförmige Laubkrone über, deren oberste Spitze wieder 50—60 Fuß höher als der Punkt ist, von dem aus die Äste beginnen. Die Höhe des ganzen Baumes beträgt also 140—180 Fuß, und der Gipfel von unsern größten Eichen und Buchen, zwischen diese indische Waldriesen versetzt, würde noch tief unter dem Punkte bleiben, wo deren Zweige erst anfangen. Das Blätterdach des Kasamala erhebt sich wohl noch 50—60 Fuß hoch über dieselben. Man kann sich dann wohl einen Begriff von der majestätischen Größe dieser prächtigen indischen Bäume machen.

Es ist überall Wachstum und Blüthe und Leben in diesem Walde. Ueber unsern Köpfen prangt eine neue, fremde, phantastische Welt von Pflanzen und Blumen, so ganz verschieden an Gestalt, Farben und Formen mit Allem, was man je in Lust- und Blumen-gärten gesehen hat. An Ästen und Stämmen, zuweilen

bis 100 Fuß hoch über dem Boden, hat sich eine neue Blumenwelt gebildet; aus diesen Ästen und Stämmen zieht sie ihre Nahrung; die prächtigsten und schimmerndsten Farben, die reizendsten und zierlichsten Formen, die reichste Verschiedenheit herrschen in dieser fremden Blumenwelt um und über uns.<sup>1</sup>

Aber diese Fürsten der Wildniß mit ihrem reichen Blumenschmuck herrschen hier nicht allein. Zwischen ihren Laubkronen und dem Boden wachsen und blühen wieder Millionen und Millionen anderer Blumen und Sträucher, Gebüsch, Pflanzen und Kräuter. Sie bilden einen undurchdringlichen Unterwald von Zweigen und Blättern. Es giebt keinen leeren Platz; jeden Fleck hat die Natur benützt, jede noch so kleine Öffnung wird sogleich ausgefüllt. Früher war hier ein Weg durch die beinahe steil in die Höhe laufende grüne Brustwehr angelegt, aber in sehr kurzer Zeit ist der Pfad wieder zugewachsen. Dabei hatte der Regen jetzt den Boden erweicht und schlüpfrig gemacht. Darum kostete es eine so große Anstrengung, um dieß Labyrinth zu durch-

<sup>1</sup> Den Leser, der einige besonders schöne Exemplare von diesen Bäumen und Blumen (Orchideen) zu sehen wünscht, verweise ich auf das Werk, betitelt: »Illustrations d'Orchidées des Indes Orientales.« Es ist eines der schönsten Werke, welche die holländische Kunst hervorgebracht hat. Es erschien bei C. W. Meeling in s'Gravenhage.

bringen und zu ersteigen. Einer der Javanen, die uns begleiteten, blieb stets bei mir. Er schlug mit seinem Messer Äste und Sträucher ab, um mir einen Weg zu bahnen; er zeigte mir die schönsten Stellen; er unterstützte mich selbst an besonders mühsamen Wegen, mit einer Aufmerksamkeit und Sorgfalt, als ob er für meine wohlbehaltene Ankunft verantwortlich sei. Als ich während beinahe einer Stunde den Kampf gegen die Vegetationskraft, gegen die Steile des Berges und gegen den glatten Boden fortgesetzt hatte, setzte ich mich erschöpft und keuchend vor Ermüdung auf dem Boden nieder.

— „Wir wollen hier einen Augenblick ausruhen!“ sagte ich zu meinem Führer.

— „Wie Ihr befehlt, Herr!“ war seine Antwort. Diese Stimme kam mir bekannt vor. Ich richtete einen aufmerksameren Blick auf den Koeli. Diese Züge riefen ein schwaches Erinnern in mir wach. Aber man sieht auf Java so viele Javanen, wer kann sie alle merken? Mehr mechanisch, als aus Interesse, sagte ich:

— „Mich dünkt, Mann, ich habe Euch mehr gesehen!“

— „Wohl möglich, Herr!“ erwiderte der Javane in gebückter Stellung und mit zur Erde gebeugtem Kopfe.

Nun wußte ich noch nicht mehr. Aber was kümmerte mich dieser dumme Koeli? — „Komme,“ rief ich

ihm zu, „wir müssen wieder vorwärts.“ Und auf's Neue begann der Zug durch die Wildnis. Bald wurde diese durch ein Thal unterbrochen, in welchem die Kraft der Vegetation bedeutend geringer war.

Steinmassen und Blöcke von verwittertem und vermodertem Trachit bedeckten hie und da den Boden. Die Schwefelluft und das graufarbige, dürre Aussehen der ganzen Strecke trug die deutlichsten Kennzeichen, daß hier einmal vulkanische Ausbrüche statt gefunden hatten. Verschiedene alte, kahle Baumstämme standen theilweise noch aufrecht; andere waren durch die Trümmer eingestürzter Felsmassen halb begraben; andere lagen gesengt und verbrannt am Boden. Auf einem der letzteren ließ ich mich nieder, um diese Stelle genauer in Augenschein zu nehmen, und mein treuer Begleiter setzte sich nicht fern von mir auf die Erde. Wieder fiel mein Blick unwillkürlich auf ihn, da plötzlich wurde meine Erinnerung klar. — „Wohl kenne ich Euch,“ rief ich dem Koeli zu: „Ihr seid der Dorfrichter von Krandogan.“

— „Nein, Herr!“ antwortete eine hohle Stimme, die, obschon gedämpft, aus einem bewegten Gemüthe hervorzugehen schien.

— „Euer Längnen hilft nichts. Auch als armen Koeli, auch gealtert und abgemagert — doch erkenne ich Euch. Wie kommt Ihr, das Haupt eines ansehn-

lichen Dorfes im Herzen Java's, wie kommt Ihr in diesem Zustand hier in die Berge?"

— „Unglücksfälle, entsetzliche Unglücksfälle haben mich getroffen!“

— „Und eure Frau?“

— „Todt, Herr!“

— „Und eure Tochter?“

— „Todt, Alle todt! Alles fort und verloren! und ich schweife allein durch die Welt!“

— „Welch' entsetzliches Geschick!“ sagte ich, erschreckt durch den stillen Wahnsinn, der aus seiner Haltung und seinen Worten sprach. — „Kommt, erzählt mir eure Unglücksfälle, während wir unsern Weg verfolgen.“

Als wir bei den Überresten einer früheren vulkanischen Wirkung vorbei waren, umgab uns wieder die Wildniß ebenso voll und dicht, als früher. Aber es kostete weniger Anstrengung, durchzubringen, weil sich unser Weg nun mehr um den Berg herumzuziehen schien, und also weniger steil in die Höhe ging. Diese günstige Gelegenheit benutzte ich, um meinen armen Führer zu bewegen, mir das Eine und das Andere von seinem Unsterne zu erzählen.

— „Ach Herr, verschont mich,“ sagte er, „es ist besser, daß ich darüber schweige!“

— „Aber ich verlange es von Euch. Ich will wissen, wie Ihr hierher kommt!“

— „Gut, Herr!“

— „Ihr waret so glücklich, als ich bei Euch war, ich verließ Euch so reich gesegnet.“

— „Dasselbe Erntefest, dem Ihr bewohntet, wurde mein Unglück. Wenige Stunden, nachdem Ihr uns verlassen hattet, kam ein Javane von hoher Abkunft zufällig durch unser Dorf. Er sah Camisa, meine Tochter, als wir nach Hause zurückkehrten — und in diesem Augenblicke fing mein Elend und mein Untergang an. Aber noch einmal, Herr, ich flehe Euch an, laßt mich darüber schweigen. Nirgends bin ich sicher vor diesem fürchterlichen Manne. Seine Rache würde mich auch hier verfolgen.“

Er schwieg. Ich sah die Angst auf seinem Gesichte und glaubte wegen einer näheren Erklärung nicht länger in ihn dringen zu dürfen.

Zimmer weiter zogen wir durch den dichten Wald. Überall Bäume und Sträucher und Blumen, überall das ewige Grün und das frische Leben, überall die ehrfurchtsvolle Stille unter der hohen Blätterwölbung, nur dann und wann von dem Rauschen eines Baches oder dem Zwitschern eines Vogels unterbrochen. Aber sieh, da sind plötzlich wie durch einen Zauberschlag all' die

Bäume und Sträucher und Blumen verschwunden, und wir stehen vor einer Stelle, die uns ein entsetzliches Bild der Vernichtung und Verwüstung darbietet, und uns drohend mit aller Wuth angrinst, welche die heftigste Kraft der Natur nur zeigen kann. Wir stehen vor einem Thale von beinahe einer Meile im Umfange; in diesem Thale erheben sich Trachitfäulen und hohe Felsenmassen und riesige Steinblöcke. Sie sind durch breite Klüfte und tiefe Spalten zerrissen. Hier und da wird der Zwischenraum durch einen verkohlten Baum, einen verbrannten Stamm oder einen einzigen Tannenstrauch ausgefüllt, dessen halbverfengtes und trauriges Grün von dieser allgemeinen Verwüstung absticht. Und aus all' den Sprüngen und Löchern und Klüften und Spalten, und an all' den Säulen und Felsenblöcken und Steinmassen dringen zischend und kochend und brausend zahllose dichte und dunkle Rauchsäulen hervor. Mit donnernder Gewalt bahnt das Gas, durch das unterirdische Feuer gebildet, sich einen Weg nach außen. Mit betäubendem Geräusch, wie von hundert Dampfkesseln, brechen die elastischen, flüssigen Stoffe, Wasser und Schlamm und Dampf, durch jede Öffnung, und bilden durch ihre Alles vernichtende Kraft neue Risse und Spalten, und halten dieses fürchterliche Thal in einem ewigen Zustand der Verwüstung und Zerstörung. Ei-

nige dieser Fumerollen erscheinen für einige Secunden erschöpft und ruhig; es ist eine entsetzliche Ruhe, denn mit doppelter Wuth speien sie zischend und pfeifend die kochende Masse wieder empor. Die Dämpfe sind im Augenblick, in dem sie ausgestoßen werden, unsichtbar, aber an der kalten Atmosphäre verdicken sie sich plötzlich zu schwarzen Wolken. Da quellen und schäumen Pfützen von einem milchigen Wasser durch die vereinte Kraft der Hitze und Gasentwicklung hervor; dort stürzt ein Steinhaufe plötzlich ein und erhebt sich eine neue Rauchsäule aus neuen Klüften und Abgründen.

„Und es waltet und siedet und brauset und zischt,  
Wie wenn Wasser mit Feuer sich menget,  
Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gischt  
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende kränget.“

Aber wenn der Wind die kleinen Rauchsäulen, die diesem schreckensvollen Thale entsteigen, für einen Augenblick auseinander jagt, dann sieht man gegenüber den stolzen Berg, der sich noch 3000 Fuß höher, still, unbeweglich, majestätisch erhebt. Unmittelbar am Rande dieser nackten, schauererregenden Fläche beginnt wieder das frische, ewig junge Grün der Wälder, das mit Blüthe und Leben alle Abhänge, Rämme und Seiten bedeckt, so weit die Augen reichen. Mit ruhiger Würde scheint der Riese auf diesen Ort der Verwüstung nieder-

zusehen. Wie auch die Gluth seine Eingeweide erschüttern und verzehren möge, unbeweglich steht er da, und stolz erhebt er den bekrönten Gipfel gen Himmel.

Es ist die Solfatara von dem Sola, auf den wir einen Blick geworfen haben, ein vulkanischer Ausbruch an der westlichen Seite des Berges, in einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meere. Wahrscheinlich ist er im Jahre 1699 entstanden, denn zu dieser Zeit, in der Nacht vom 4. auf den 5. Januar, hatte hier ein Niederschlag statt, begleitet von Schwankungen und Erdbeben, von Donner und Blitz, der den ganzen Landstrich mit Angst und Zittern erfüllte, und der selbst in Batavia, in einer Entfernung von mehr als vierzehn Stunden, beinahe alle Mauern zerriß und viele Unglückliche unter den Trümmern eingestürzter Wohnungen begrub. —

Von Ehrfurcht, Anbetung und Bewunderung erfüllt, verließen wir dieses unvergeßliche Thal, und traten den Heimweg an. Er war viel bequemer, als vorher das Besteigen des Berges, und wurde mir auch überdies durch meinen alten Freund, den Dorfrichter von Krandogan, abgekürzt, der sich schnell und unbemerkt in meine Nähe gedrängt hatte. Brauche ich zu sagen, daß ich ihn nun mit mehr Aufmerksamkeit beobachtete, als vorher, ehe ich wußte, wer dieser arme Koeli sei? Hatte er auch einen Widerwillen vor dem Erzählen

seiner Leiden, schien auch eine erneute Erinnerung seiner Unfälle ihn schmerzlich zu berühren, so sah ich doch, daß er vielleicht gegen seinen Willen zu mir hingezogen wurde, und daß ihm das Gefühl des Vertrauens und die Sympathie eines Freundes zur Nothwendigkeit wurde. Er wollte nicht, aber er mußte sprechen, er mußte sein Herz erleichtern. Darum wiederholte ich noch einmal meine Bitte, als wir Beide, von meinen anderen Reisegefährten entfernt, uns in der Einsamkeit der Wildniß befanden. Und nun kostete es mir nicht viel Mühe, ihn dazu zu bewegen. Er gab mir eine Erzählung seiner Schicksale, seiner Unglücksfälle und seiner Leiden, so wahr und rührend, daß es mir nie wieder aus dem Gedächtnisse entschwunden ist. Ich will sie hier mittheilen; vielleicht werden Manche, die von keiner Unterdrückung der eingeborenen Bevölkerung Indiens Etwas wissen wollen, meinen Leser weis zu machen suchen, daß ich kein treuer Referent bin, daß ich übertreibe, daß ich falsche Vorstellungen von Zuständen gebe, die nicht möglich sind. Das ist die gewöhnliche Taktik der oft nicht ganz erfolglos angewandten Verdächtigung gegen mich. Es würde mir leid thun, wenn solche Einwendungen Gehör fänden, nicht so sehr wegen meiner selbst, denn ich bin mir bewußt, daß alle meine Schilderungen wahr sind, sondern weil ich so gern die Über-



zeugung befestigen möchte, daß es der Beruf und die Pflicht der holländischen Nation ist, eine schirmende Hand über das gute Volk auszustrecken, das für sie pflanzt und erntet, arbeitet und leucht, und das noch überdieß der barbarischen Willkür so Vieler preisgegeben ist. —

Der angesehene Savane, der am Erntefeste Krandozan vorbeizog, gehörte zu den mächtigen eingefessenen Familien Java's, denen es, auch unter unserer Regierung, noch immer möglich bleibt, die arme Bevölkerung zu knechten, auszufaugen und zu plündern. Sie betrachten die arbeitende Klasse als das Mittel, durch welches sie leben und genießen. Sie nehmen von dem Landmanne, was ihnen guttrünkt, und dieser unterwirft sich gewöhnlich, aus Furcht vor dem Schlimmeren. Sie sind die Parasiten, welche die besten Säfte aus dem Baume saugen.

Es war gegen Abend; die glücklichen Dorfbewohner zogen heimwärts, alle mit Bündeln padi's beladen, die als fünfter Theil der Ernte, als Lohn ihrer Arbeit, ihnen zu Theil geworden waren. Alle waren in der vergnügtesten Stimmung und plauderten und scherzten, während sie in langen Reihen vorwärts zogen. Auch die schöne Camisa und ihre Eltern machten einen Theil des Zuges aus. Aber kaum sahen sie den großen Herrn

mit seinem Gefolge, Alle zu Pferde, sich nahen, und mit einem Male herrschte überall eine Todtenstille. Im Augenblick war der breite Fußpfad leer, denn Alle verließen ihn, drängten sich in die Sträucher am Wege, kauerten nieder, beugten den Kopf oder wendeten ihn ab, und blieben unbeweglich in dieser Stellung, bis die Cavalcade vorbeigezogen war. Dieser Empfang wird allemal den Großen und Oberhäuptern in Java zu Theil, wenn sie Leuten aus dem Volke auf dem Wege begegnen. Ist Angst oder Ehrerbietung die Triebfeder dieses Demuthsbeweises? Der stolze Savane und sein Gefolge zog an den auf dem Boden liegenden Dorfbewohnern vorbei, ohne Notiz von ihnen zu nehmen. Aber als er der Stelle nahte, auf der der Dorfrichter und seine Familie niederkauerten, als sein Auge zufällig auf die schöne Camisa fiel, hielt er sein Pferd einen Augenblick an, warf glühende Blicke auf das erbebende Mädchen, sprach einige Worte zu dem Menschen, der unmittelbar hinter ihm ritt, und setzte dann seinen Weg fort.

Ich hatte recht gesehen, als ich zwischen Drono, dem Jünglinge, der in der Nähe Camisa's die Halmen schnitt, und ihr ein zärtliches Verhältniß ahnte. Wenige Tage später empfing das Dorfoberhaupt einen Besuch von seinem Freunde, dem Vater Drono's, und der

Letztere begleitete ihn. Kaum hatten sie sich niedergesetzt, als Camisa auf Befehl ihres Vaters den geliebten Betel mit Allem, was dazu gehört, den Gästen brachte, ohne ein Wort zu sprechen vor ihnen niedersetzte, und sich ebenso schweigend, als sie gekommen war, wieder entfernte. Nach einem kurzen Gespräch über gleichgiltige Dinge nahmen die beiden Besucher Abschied und gingen fort.

Aber dieser Besuch hatte für Drono und Camisa eine tiefe Bedeutung. Nach allerhand Wendungen hatte der Jüngling seinen Vater mit seiner Liebe für die Tochter des Dorfrichters bekannt gemacht. Einer der Freunde des Hauses hatte sich auf ihr Verlangen nach der Wohnung desselben begeben, um auf ebenso verblüimte Weise zu fragen, ob er geneigt sei, sein Kind dem Drono zu geben. Und auf die günstig ausfallende Antwort folgte nun dieser Besuch. Dergleichen Formalitäten werden immer beobachtet. Handelt der Vater auch, wie hier, unter dem Einflusse des Sohnes, so muß es doch den Schein haben, als ob die Wahl der Braut von ihm allein abhinge. Und der nun abgelegte Besuch hat den Zweck, den Jüngling mit dem Mädchen von seines Vaters Wahl bekannt zu machen. Wißte der Vater auch, ebenso gut wie wir es wissen, daß Drono die schöne Camisa schon früher gekannt hat, als er selbst,

doch wurde diese Form beobachtet, doch mußte dem Jüngling Gelegenheit gegeben werden, das Mädchen zum ersten Male zu sehen. Und wußte der Vater, ebenso gut, als wir es wissen, was die Antwort war, doch mußte er, von diesem Besuche nach Hause zurückgekehrt, mit dem größten Java'schen Stolz und Ernst an Drono den Zweck dieses Besuches bekannt machen, und ihn fragen, wie er über das eben gesehene Mädchen dächte.

Aber wo käme ich hin, wenn ich alle die Höflichkeitsbezeigungen und Ceremonieen ausführlich beschreiben wollte, die, den Vorschriften der Java'schen Etiquette zu Folge, bei einer Verlobung beobachtet werden? Ich beschränke mich einfach auf den Bericht, daß Drono und Camisa die glücklichsten Menschen der Welt waren, weil sie die Voraussicht baldiger Vereinigung hatten.

Beinahe gleichzeitig mit dem Besuche von Drono's Vater hatte das Dorfoberhaupt noch einen Besuch. Einer der Vertrauten des angesehenen Javanen, der seine Tochter am Erntefest gesehen hatte, ließ sich bei ihm melden, und brachte ihm im Namen seines Herrn die erfreuliche Nachricht, daß dieser der schönen Camisa die große Ehre erweisen wollte, ihr einen Platz in seinem Harem zu gönnen.

Wie ein Donnerschlag fielen diese Worte auf den

Dorfrichter, aber er schwieg, das Haupt zur Erde gebeugt. Als er nicht sogleich seine Freude über die Auszeichnung bezeugte, die ihm und seinem Hause zu Theil wurde, als die deutliche, ehrerbietige Zustimmung ausblieb, war der Botschafter entrüstet über diesen Beweis der Geringschätzung seines Herrn. Er verlangte mit gebietendem Tone, daß der Vater seine Tochter abtreten sollte.

Was sollte der Vater thun? Das Glück seines Kindes vernichten? Sein einzig Kind, das er wie seinen Augapfel liebte, den Launen und der Gnade eines unbarmherzigen Wollüstlings preisgeben? Er wußte, welchen Gefahren er sich bloßstellte, aber es war ihm unmöglich, diesem Befehle Gehorsam zu leisten. Er versuchte, Zeit zu gewinnen, er unterwarf sich demüthig, er küßte „den Staub von den Füßen des großen Herrn.“

Seine Wünsche waren Befehl für ihn — aber er ersuchte um einige Tage Aufschub. Er bezeugte seine Unterthänigkeit, seine Ehrfurcht, seinen Gehorsam, und er gelobte, daß, wenn gewisse Pflichten, durch das Herkommen oder den Aberglauben gefordert, erfüllt sein würden, Camisa zu dem Savanen, der ihr diese Ehre bewies, gebracht werden sollte. Und als der Vertraute sich mit dieser Antwort entfernt hatte, ließ der Dorfrichter den Vater des Drono wissen, daß er binnen

acht Tagen die Ehe ihrer Kinder vollzogen zu sehen verlangen. Er gab Vorwände als Gründe dieser Eile; die wahren Gründe verbarg er tief in seinem Herzen. Mit diesem nagenden Wurm in seiner Brust wohnte er allen Feierlichkeiten der Festfreude bei, welche die Vollziehung einer Java'schen Ehe kennzeichnen. Und als endlich die Vereinigung der jungen Leute mit den Worten des Sacramentes eingeseznet wurde: „O Gott, vereinige den Mann mit der Frau, wie du Wasser und Thau Eins machst!“ — da war es, als müßte ihm sein Herz brechen, oder als ob ihn eine schwere Last bedrückte, und als ob das Glück seines Lebens nun für immer verloren sei.

Fürchterlich war die Wuth des Java'schen Edelmannes, als er hörte, wie er getäuscht worden war. An der Befriedigung seiner Leidenschaft gehindert, in seinem Stolge beleidigt, schwur er, sich blutig zu rächen.

Das Dorfoberhaupt hatte immer einen musterhaften Eifer in Erfüllung seiner Pflichten an den Tag gelegt. Streng rechtlich war er in Vertheilung der Steuern unter seinen Dorfbewohnern, und niemals blieb er zurück, wenn es die Ausführung der zuertheilten Befehle galt. Niemals mangelte etwas an dem Betrage der Landrente, die seine Gemeinde aufbringen mußte, und niemals eignete er sich widerrechtlich Etwas von dem

Besitzthum der Eingeborenen zu. Aber nun wurden allerlei falsche Beschuldigungen gegen ihn aufgebracht, nicht durch seine Dorfbewohner, sondern durch ein Gewebe von Fälschungen und Intriguen, deren Urheber er nur allzugut kannte. Es kostete der mächtigen Hand, die ihn verfolgte, nicht viel Mühe, die europäischen Beamten zu täuschen, und sein Schlachtopfer, den Dorfrichter, zu stürzen. Er wurde aus seiner Stellung entlassen. —

Wohl tröstete er sich bald über diese Verkennung und Erniedrigung. Auch im ärmtlicheren Stande, lebte er mit seiner Frau und Tochter und seinem Schwiegersohn glücklich in der einfachen Wohnung; darum forderte die Rachsucht andere Opfer, blutige Genugthunung.

In einer Nacht wurde das Haus des armen Verfolgten durch fünf verummunte Böfewichte überfallen. Als er durch den Lärm aus seinem Schlaf erweckt wurde, warfen zwei derselben sich über ihn her und brachten ihm schwere Wunden am Kopfe bei, so daß er betäubt zurückfiel. In diesem Zustande blieb er lange Zeit liegen. — o wäre er niemals erwacht! — Endlich kehrte sein Bewußtsein zurück. Der Tag war schon angebrochen, er sah, daß er in seinem Blute schwamm, aber er dachte nicht an sich selber, er dachte nur an die Seinen. Eine unbeschreibliche Angst bemächtigte

sich seiner. Mit Mühe richtete er sich auf; was sahen seine Augen? Entsetzliches Schauspiel! Alle todt, Alle auf die grausamste Weise umgebracht.

Noch war dem Böfewicht nicht genug geschehen, und tausenderlei Mittel stehen den Java'schen Häuptern und Großen zu Gebote, um ihren Muthwillen an dem wehrlosen Volke zu kühlen. Wohl war der Dorfrichter erniedrigt, wohl war ein Blutbad in seiner Wohnung angerichtet, wohl war er von Allem, was ihm theuer war, beraubt; aber er selbst, er lebte noch unverfehrt und in Freiheit: das mußte ein Ende nehmen. So lange er lebte, mußte er unter der Hand des Mannes bluten und zittern, dem er seine Tochter zu verweigern gewagt hatte.

Kaum von seinen Wunden hergestellt, wurde das abgesetzte Dorfoberrhaupt der Theilnahme an Opiumschmuggelerei beschuldigt, eins der schwersten Verbrechen Java's. Das Gouvernemet verpachtet jährlich das Recht, diesen Mohnsaft zu verkaufen; wer nun eine bestimmte Menge davon in seiner Wohnung hat, ist straffällig. Nichts ist leichter, als zu behaupten, daß man bei Dem, den man vernichten will, diese Menge findet.

Sie wurde auch bei dem Dorfrichter gefunden. Er wurde gefangen genommen, und wie unschuldig er auch sein mochte, er würde einer Verurtheilung zu einigen

Zahren Kettenstrafe nicht entgangen sein, wäre es ihm nicht geglückt, zu entfliehen. Nach dieser Zeit schweifte er als ein Elender und Vagabund überall herum. Jetzt war er seit einigen Wochen, wohl hundert und fünfzig Stunden von seinem geliebten Brandogan entfernt, auf einem Landgute an dem Fuß des Berges, den wir erkommen hatten, als Tagelöhner oder Koeli thätig.

— „Aber das ist schändlich!“ rief ich entrüstet aus, als der arme Mann seine Erzählung beendigt hatte. „Das ruft um Rache! Folgt mir nach Batavia, ich werde Euch Recht verschaffen!“

— „Und könnt Ihr mir meine Tochter, mein theures einziges Kind, könnt Ihr mir meine Frau, könnt Ihr mir auch mein verloren Glück zurückgeben?“ fragte er, Verzweiflung und Schwermuth in seiner Stimme und auf seinem Antlitze.

— „Doch kann ich Euch vielleicht wieder Ruhe und Seelenfrieden geben. Doch kann ich vielleicht bewirken, daß Ihr in eurem Geburtsort leben könnt!“

— „Nein, Herr!“ war seine Antwort, während er ängstlich um sich sah. „Ich bitte Euch, sagt Niemand, was ich Euch anvertraut habe. Ihr könnt mir nicht helfen; Niemand kann es, das ist mein Geschick; dazu bin ich geboren; für mich ist kein Trost, keine Hoffnung, keine Aussicht in Ewigkeit!“ —

Ich habe meine Leser in ein Dorf und auf einen Berg Java's geführt. Ich habe einige weiche und liebliche und einige stolze und erhabene Naturbilder der herrlichen Insel gezeichnet. Ich habe sie einen einzigen flüchtigen Blick auf das Glück und auf die Geißel der Java'schen Bevölkerung werfen lassen.

Habe ich kein Recht, darauf zu dringen, daß diese guten Menschen durch uns vor ihren eigenen Oberhäuptern beschützt werden? Habe ich kein Recht, mich zu beklagen, daß unter einer holländischen Regierung noch solche Quälereien und Grausamkeiten geschehen können?

XI.

Garebek Moeloed.

1.

Der Kraton.

**G**ott sei Dank, daß wir da sind!" rief ich meinem Reisegefährten zu, als wir spät am Abend in einer fast greifbaren Finsterniß wohlbehalten in Djokjakarta angekommen waren. Und man wird begreifen, daß dieser dankbare Ausruf ganz und gar nicht unpassend war, wenn der Leser erst erfahren hat, von welchen Gefahren unsere Reise von Magelan bis hierher begleitet war. Ja, lacht nur nicht, ich wiederhole es — Gefahren! Ich weiß es wohl, daß ein Abstecher von Magelan nach Djokjakarta in der Regel ebenso sicher ist, als von Haarlem nach Amsterdam; aber der Weg, den wir jetzt zurückgelegt haben, wäre in der That beinahe halbsbrechend für uns geworden; wir waren wirklich — ich wiederhole es — großen Gefahren entgangen. Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Es war schon spät am Tage, als wir uns bereit machten, Magelan zu verlassen.

— „Der Wagen steht vor der Thür," benachrichtigte mich mein Bedienter.

— „Hast Du nichts vergessen, Sidin?"

— „Nichts, Herr!"

— „Und die Trinkgelder für den Kutscher und die Käufer?"

— „Alles in Ordnung, Herr, Alles abgezählt und berechnet."

— „Nun voran!" rief ich darauf meinem Reisegefährten zu; und wir gingen hinaus, um die Reise nach Djokjakarta anzutreten.

Eben wollte ich in den Wagen steigen, als mein Auge zufällig auf die Person des Kutschers fiel, wozu ich schnell meinen Fuß, den ich schon auf dem Wagentritte hatte, wieder zurückzog. Eine solche Erscheinung war mir noch niemals vorgekommen. Es war eine Person mit einer großen Brille auf der Nase, ein Kutscher, der wie ein Savane gekleidet war, mit dem gewöhnlichen Kopftuche, aber außer diesem Kopftuche noch einen europäischen Kutscherhut, und vor den Augen große grüne Brillengläser. Uebrigens war es ein kleines, schwächliches Männchen, das die Zügel von vier

muthigen Zavaschen Pferden in seinen mageren Händen hielt.

— „Wollt Ihr uns fahren?“ Ich konnte diese Frage unmöglich unterdrücken,

— „Ja wohl, Herr!“ erklang eine feine, pfeifende Stimme vom Bock herunter.

— „Nun, dann nur vorsichtig!“ seufzte ich, während ich in den Wagen stieg.

Es ging über alle Erwartung gut.

Wir hatten schon zwei, drei Stationen ohne irgend einen Unfall passirt, und die Pferde blieben immer in regelmäßigem Galopp. Wir dachten gar nicht mehr daran, daß die Augen unseres Kutschers einer Brille bedurften. Die Sonne war schon untergegangen, und die Erde lag bereits im Dämmerlichte, welches aber für gesunde Augen hell genug war, um die Gegenstände rund herum unterscheiden zu können. Wir befanden uns in dem betäubten Zustande zwischen Wachen und Träumen, in welchem man sich beim Fahren oft befindet. Da fühlten wir plötzlich einen Stoß, der uns vorn über die Bank schleuderte. Knick! Knack! sagte der Wagen, und stand plötzlich so unbeweglich wie ein Pfeiler still. Der Übergang von Vorwärtsbewegung, so schnell als galoppirende Pferde sie nur hervorbringen können, bis zu bewegungslosem Stillstehen geschah in

einem Augenblick, in einer Sekunde. Es wird sich wohl Niemand verwundern, daß wir vornüber taumelten; auch nicht, daß wir schnell aus dem Wagen sprangen, sobald wir zur Besinnung gekommen waren. Was wir aber dann erblickten, darüber wird man vielleicht erstaunt sein.

Große schwere, viereckige und runde Trachitmassen lagen mitten im Wege. Einige davon hatten drei bis vier Fuß Durchmesser: und an ein solches Steinungehüm war unser Wagen angerannt, und dadurch zum plötzlichen Stillstand gekommen. Ich war eben im Begriff, den bebrillten Kutscher tüchtig auszuschelten, als meine Augen auf das Terrain fielen, das sich nur drei oder vier Schritte entfernt von den Vorderfüßen unsers Biergespanns befand. Die Worte blieben mir im Munde stecken; ich erbleichte, faßte meinen Reisegefährten unwillkürlich am Arme und deutete nach jener Seite hin. Und was sahen wir? Drei oder vier Schritte vor uns gähnte ein Abgrund! Wir standen an dem hohen Ufer eines tiefen Flußbettes, dessen Wasser wohl dreißig, vierzig Fuß unter uns strömte. Wären die galoppirenden Pferde noch einige Schritte vorwärts gelaufen, dann wären wir mit unserm Biergespann, mit Wagen und dem bebrillten Kutscher in den Abgrund gestürzt. Die Steine am Wege hatten uns

das Leben gerettet. Die Brücke, welche eine Seite des Flusses mit der andern verband, war in dem Westmoeson durch eine bandjir<sup>1</sup> hinweggerissen worden, und wurde jetzt eben reparirt. Darum hatte man einstweilen einen Weg gemacht, der an einem mäßigen Abhang entlang sich bis an das Flussbett hinzog; dort konnte der Wagen durch den nur wenige Fuß tiefen Strom gehen. Aber unser bebrillter Kutscher, welcher dieß nicht gesehen hatte, war an diesem Seitenwege vorbeigefahren und auf die fehlende Brücke zu gejagt. — Ich schaudere noch, wenn ich daran denke!

Daß wir nicht mehr so ruhig im Wagen saßen, als wir unser Leben auf's Neue dem Männchen mit der Brille anvertrauen mußten, daß wir uns gar nicht „plaisirlich“ fühlten, als die Dunkelheit immer mehr hereinbrach — das brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Und nun wird man den Ausruf „Gott sei Dank, daß wir da sind!“ auch sicher nicht mehr unnatürlich finden.

Wie schade wäre es doch gewesen, wenn uns die großen Steine am Weg nicht vor dem Abgrunde beschützt hätten; denn dann hätte ich diese Welt verlassen, ohne die Residenz Seiner Hoheit, Hamangkoe Boeono V.,

<sup>1</sup> Bandjir — Überflutung.

Sultans von Djokjofarta, gesehen zu haben. Glänzt diese nun auch nicht durch europäische Pracht und europäischen Glanz; erheben auch keine Paläste oder stolzen Gebäude ihre Zinnen gen Himmel, — so ist sie doch einzig in ihrer Art und verdient als eine Curiosität, als ein Erbstück früherer Zeiten, als ein »poesaka,«<sup>1</sup> wie die Javanen sagen, anerkannt und in Ehren gehalten zu werden. Auch hat sie in der ganzen Welt nicht ihres Gleichen, ausgenommen ihre Nachbarin, die Residenz Seiner Hoheit Pakoe Boeono VII., soesoehoenan<sup>2</sup> von Soerakarta, deren Zwillingsschwester sie ist.

Es sind jetzt zweihundert Jahre her, daß diese zwei Schwestern das Licht der Welt erblickten. Sie waren Beide Töchter des großen uralten Java'schen Reiches, das damals noch unter dem Namen des Reiches von Mataram in der Mitte Java's lag, und über welches Pakoe Boeono II. mit dem Titel »soesoehoenan« herrschte. Aber der Fürst hatte einen Bruder, Pangeuan Mangkoe Boemi, der im Jahre 1746 sich gegen ihn erhob und ihm tüchtig zu schaffen machte. Hätten die beiden Brüder den Familienstreit unter einander abmachen können, so hätten sie sich wohl eine Zeit lang

<sup>1</sup> Poesaka — Erbstück.

<sup>2</sup> Soesoehoenan — Kaiser.



in den Haaren gelegen, und das Ende davon wäre wohl gewesen, daß der Stärkste und Listigste siegte und den Thron des großen Reiches Mataram bestieg und behielt. Aber es befand sich damals noch eine dritte Partei auf Java, wohl die mächtigste und arglistigste. Die Holländisch-Ostindische Compagnie hatte seit beinahe anderthalb Jahrhunderten ihre Herrschaft auf der Insel befestigt und immer mehr ausgebreitet. Lange schon hatte sie sich einen großen Theil des Grundgebietes Mataram's zu unterwerfen gewußt. Es gab keinen Krieg, keinen Familienzwiß, aus dem sie nicht ihren Vortheil gezogen hätte. Auch jetzt beobachtete sie aufmerksam den Krieg zwischen den beiden Brüdern; aber obgleich sie für die Verbreitung der erleuchteteren Religion und ihrer Kirche zu wirken vorgab, so war ihre Theilnahme doch nicht christlich; sie suchte nicht den Bruderzwiß zu beendigen oder Brudermord zu verhüten, — es war die Theilnahme des Raubvogels, der seine Beute erspäht. Mit lauerndem Auge, mit flammendem Blick beobachtete sie die Begebenheiten, die sich im Herzen Java's entwickelten.

Die Compagnie nahm die Partie des soesoehoenan Pakoe Boeono II. gegen seinen aufständischen Bruder. Sie verlieh ihm kräftige Hülfe, und dieser hatte es der Fürst zu danken, daß er von den Rebellen nicht vom Throne gestossen wurde.

Aber sie ließ sich für diese Hülfe einen unerhörten Preis bezahlen. Um nur Etwas zu erwähnen: der soesoehoenan entsagte am 2. Dezember 1749 seiner Souveränität über die ganze Insel Java zu Gunsten der Holländischen Compagnie! Das heißt doch sicher Dankbarkeit von der Seite des Fürsten — und immer sagt man, daß der Javane diese Tugend nicht kennt.

Aber wir müssen billig genug sein, um zu erkennen, daß es für ihn noch eine zweite Triebfeder gab: das Bedürfniß fortwährender Hülfe. Wohl war ihm das Schicksal günstig, aber nur durch Unterstützung der Compagnie; zog sich diese zurück, so stand ihm das Messer wieder an der Kehle. Sie hatte damit nicht gedroht, im Gegentheil, sie bezeugte sich immer wohlwollend und zuvorkommend; aber sie hatte sich mit ungemainer Geschicklichkeit in den Streit gewagt — hatte ihr Verlangen nach dem Abstände der Souveränität so deutlich zu erkennen gegeben, hatte so klar dargelegt, daß sie nur dadurch im Stande wäre, auf die Dauer zu helfen, daß der soesoehoenan den wichtigen Schritt zuletzt für nöthig hielt.

Kurz nach der Übergabe der Souveränität an die Compagnie starb Pakoe Boeono II. Nun war die Herrschaft über ganz Java, also auch über das Reich, das der Fürst hinterließ, ihr Eigenthum. Sie konnten

nach Gefallen über den leeren Thron beschließen, und darum trat sie das Reich Mataram dem ältesten Sohne des verstorbenen Fürsten als Lehen ab, der nun unter dem Namen Pakoe Boeono III. den Thron bestieg. Der Krieg wüthete noch fort, und es ließ sich voraussehen, daß mit einigem Kraftaufwande des Lehns Herrn und Helfers der Rebell bald zur Ruhe gebracht würde. Aber was dann? War es anzunehmen, daß der Sohn, der eben erst das Lehensgut seines Vaters geerbt hatte, auf die Dauer damit zufrieden sei? War es nicht viel wahrscheinlicher, daß der soesoehoenan, wenn er sich nur erst von dem Elende des Krieges etwas erholt hatte, das Abstandsrecht zunichte machen würde? Und welche Mühseligkeiten und Gefahren mußten der Compagnie nicht daraus erwachsen! Man mußte ein Mittel suchen, um im Falle des Friedens dieses drohende Unwetter abzuwenden. Man fand sehr leicht ein solches.

Der Krieg dauerte fort. Jahr aus, Jahr ein wurde das Reich Mataram durch alle Schrecken des Bürgerkrieges gezeißelt; die Compagnie war immer zu Hülfe bereit und half auch wirklich — aber war es ihre Schuld, daß ihr guter Wille so schlechten Erfolg hatte? Der Zustand des soesoehoenan wurde immer gefährlicher; schon lange wußte er keinen Rath mehr, und es

schien, als wüßte auch die Compagnie kein Mittel, um den Streit zu Ende zu führen.

Endlich fand sie doch noch eins heraus, von dem sie sich viel Vortheil versprach; sie schlug es im Jahre 1755 dem Pakoe Boeono vor. Sie gab ihm zu denken, daß auf irgend eine Weise dem Kriege ein Ende gemacht werden müßte, — aber indessen hatte sie im Geheimen Alles für den Ausgleich vorbereitet, den sie verlangte. Konnte man den Rebellen nicht demüthigen, so wollte man versuchen, ihn zufrieden zu stellen. Er würde sich wohl fügen, meinte man. Und er fügte sich wirklich! Er wollte mit der Hälfte des Reiches Matanam zufrieden sein! Die Compagnie sah keine Schwierigkeit, dem soesoehoenan diesen Ausweg vorzuschlagen und zu empfehlen. Welchen Eindruck es auf ihn machte, kann man leicht errathen; aber zuletzt — mußte er leider wohl zugeben! Und so wurde im Jahre 1755 das uralte Reich Matanam in zwei Theile getheilt. Über den einen, der den Namen Soenakarta empfing, blieb Pakoe Boeono III. Herrscher, mit dem Titel »soesoehoenan,« das wir mit »Kaiser« übersetzen. Und den andern Theil, welches Reich von Djokjofarta genannt wurde, erhielt sein Bruder, der Rebell Mangkoe Boemi, als Lehen von der Compagnie, und regierte es unter dem Titel »sulthan Hamangkoe Boeono I.«

Die Compagnie hatte ihren Zweck erreicht. Sie brauchte nun den soesoehoenan von Soerakarta nicht mehr zu fürchten; denn er hatte in dem Sultan von Djokjokarta einen Nebenbuhler, der ihn im Zaume hielt. Die Lehre »divide et impera« wurde von ihr in Anwendung gebracht, und nun konnte sie in Ruhe vor der Zukunft ihre Lehnsrechte handhaben. Denn sie stand zwei Fürsten gegenüber, die sich an Macht gleich, aber feindlich und mißtrauisch gegen einander waren.

So ist das Reich Djokjokarta entstanden, in dessen Hauptstadt wir uns eben befinden. Vor hundert Jahren war diese Hauptstadt nur ein kleines dessa.<sup>1</sup> Aber der Sultan Hamangkoe Boeono I. erwählte sie zu seiner Hauptstadt; dadurch nahm sie an Ansehen und Umfang zu, und so ist sie nun nach und nach geworden, was sie jetzt ist.

Und was ist sie jetzt? Sie ist ein Zusammenfluß von europäischen, chinesischen und inländischen Gebäuden, von Wohnungen (kratons) der eingebornen Fürsten, die mit breiten Wegen umgeben sind, welche an beiden Seiten von prächtigen Waringin-Bäumen beschattet werden, die ihre schattenreichen Kronen in die Luft erheben. Eine Stadt in der europäischen Bedeutung des

<sup>1</sup> Dessa — Städtchen.

Wortes kann man sie nicht nennen; damit hat sie keine Ähnlichkeit. Die Europäer wohnen in dem vornehmsten Stadtviertel in zierlichen, auf indische Weise erbauten Häusern. Die größte dieser Wohnungen ist natürlich das Residenzschloß oder das Hôtel, worin die erste holländische Autorität wohnt. Die Chinesen haben auch ihre besonderen Viertel, oder wie man es in Indien nennt „Chinesische Campagnen.“ Die Savaanen wohnen in Kampoeng's,<sup>1</sup> von denen jede ihren eigenen Namen hat, und die Java'schen Fürsten wohnen in Kratons.

In der Mitte aller dieser europäischen, chinesischen und inländischen Wohnungen erhebt sich das holländische Fort „Rustenburg“ genannt. Es scheint nicht viel Besonderes zu sein, und ich habe auch von Kriegskundigen behaupten hören, daß es einem europäischen Feinde nicht viel Mühe und Aufenthalt machen würde. Aber es hält die ganze Hauptstadt des Sultans von Djokjokarta im Zaume. Es ist mit europäischer Garnison besetzt: einem halben Bataillon Infanterie, einer halben mobilen Bergbatterie, und einem Detachement Artillerie, zusammen ungefähr 500 Mann. Wie stark auch der Kraton des Sultans, natürlich auf Java'sche Weise, besetzt sei, wie zahlreich auch seine Truppen sein mögen, so ist doch

<sup>1</sup> Kampoeng's — Häuserreiben.

diese kleine europäische Kriegsmacht hinreichend, um die holländische Autorität, die jetzt eigentlich in Djokjokarta die einzige Autorität ist, zu handhaben.

Ich war auf nichts neugieriger bei meinem Besuche in Djokjokarta, als auf den Kraton des Sultans, den fürstlichen Wohnplatz des großen Herrn, der „die Welt auf seinen Knien trägt;“ denn das ist die Übersetzung seines Namens „Samangkoe Boeono.“ Als ich darum den Morgen nach meiner Ankunft erwachte und in's Freie ging, war mein erster Weg nach dem Palaste.

Es war noch früh am Morgen, vor Sonnenaufgang. Still und einsam waren die Straßen und Wege der fürstlichen Hauptstadt.

— „Wollt Ihr mir den Weg zeigen?“ fragte ich einen inländischen Diener des Residenten, der unter der Vorveranda wartete, bis sein Herr aus dem Hause kam.

— „Gern, Herr; wohin verlangt Ihr zu gehen?“

— „Nach dem Kraton.“

— „Dann diesen Weg entlang!“ und er wies mich nach der linken Seite und folgte mir.

Bald fiel mir eine breite Mauer in die Augen. Das war der Kraton, oder vielmehr, da hinten war er verborgen; denn die Mauer, die noch mit einem Graben umgeben ist, umschließt das ganze fürstliche

Gebiet in der Ausdehnung einer Quadratmeile. An den äußersten Enden ist sie durch kleine Bastionen aus der Zeit der alten Fortifikationskunst verstärkt. An der Nordseite erhebt sich das Hauptthor, und überdieß befindet sich an beiden Seiten noch ein Eingang. Innerhalb der Ringmauer bemerkt man eine Zusammenstellung von Gebäuden, Plätzen und Gängen, die ein Labyrinth formen, von hundert Straßen und Wegen durchkreuzt, in denen man sich ohne Begleiter nicht zurecht finden kann.

Es ist natürlich, daß der Zugang zu den Gebäuden, worin der Sultan und die Prinzen wohnen, verboten ist, obschon der Eingang in die Wege und Straßen gewöhnlich offen steht. Bei festlichen Gelegenheiten, oder wenn man das Glück hat, dem Sultan einen Besuch zu bringen, öffnet sich jedoch auch der Palast desselben. Ich sah deßhalb auf diesem ersten Spaziergange nur das Äußere des Kraton, aber ich muß sagen, daß, wenn das Innere diesem Äußeren entspricht, dieser königlichen Wohnung dann jede Pracht oder jeder Schimmer mangelt. Die Gebäude sind nichts weniger als zierlich und geschmackvoll; meist von Holz oder Bambus, und zum Theil sogar jämmerlich verfallen. Weder Regelmäßigkeit noch Ordnung herrscht in der Zusammenstellung, und man kann sich leicht einen Begriff machen, wie

wie dicht sie bei einander stehen, wenn man bedenkt, daß in diesen Kratonmauern wenigstens 15000 Menschen wohnen.

Wenn man zu dem Hauptthore, das den Namen »Korigladak« führt, hineintritt, sieht man eine Fläche oder einen Platz vor sich, in dessen Mitte sich zwei Waringin-Bäume erheben, Zeichen der fürstlichen Würde. Wenn man um diesen Platz herumgegangen ist, so stößt man auf ein zweites Thor, »Kori-pamoe-rakan« genannt. Dieses Thor führt auf einen zweiten viel größeren Platz, »haloon-haloon,« und hinter diesem Platze erhebt sich die eigentliche Wohnung des großen Herrn.

Da wohnt, um euch mit all' seinen Namen und Titeln bekannt zu machen: »Sulthan Hamangkoe Boeono Senopoti Ing Ngalogo Ngabdoe Raehman Saïdin Panotogomo Ralifut-Ullah.« Man kann das ungefähr so in's Deutsche übersetzen: „Der König, der die Erdkugel auf seinen Knien trägt; der Oberbefehlshaber des Schlachtfeldes; der Diener des Barmherzigen; der Schirmherr der Religion; der Stellvertreter Gottes.“ Die Umgebung, in der dieser durchlauchtige „Weltträger“ wohnt, besteht aus seinem eigenen Hause und einer großen Zahl Wohnungen, in denen sich seine Frauen befinden. Weiter findet man links und rechts und überall eine große Menge pendoppo's ver-

streut; ferner eine Goldschmiede, eine Bortenwirkerlei, eine Fabrik für Figuren zu den wajang (oder inländischen Schauspielvorstellungen), einen Malersaal, Bureaux u. Das sind meistens Liebhabereien von dem Sultan. Endlich gehört ein großer Marstall und eine Wagenremise dazu, in der dreißig Wagen stehen, deren einige wohl ein halbes Jahrhundert alt sind.

— „Nun, was sagen Sie davon?“ fragte mich mein Wirth, als ich von meinem ersten Spaziergange nach Hause kam; „wie finden Sie den Kraton?“

— „Es ist eine sonderbare Wohnung. Aber bitte, erzählen Sie mir erst: wie wissen Sie denn, daß ich in dem Kraton gewesen bin?“

— „Denken Sie denn, daß hier Etwas vorfällt, was ich nicht weiß? Glauben Sie, daß Jemand, zumal ein Europäer, einen Fuß in die Wohnung des Fürsten setzen kann, ohne daß es mir berichtet wird?“

— „Daß Sie also eine Art Spion sind?“

— „Meine erste Pflicht ist, für die Sicherheit Seiner Hoheit, des Sultans, zu sorgen, und Das kann ich nicht, wenn ich nicht Alles weiß, was hier vorfällt. — Hat Ihnen der Kraton also gefallen?“

— „Was soll ich sagen? Ich sah ihn nur oberflächlich — aber“ . . . .

— „Ich verstehe, was Sie meinen. Sie möchten

nicht gerne selbst darin wohnen. Nun dazu ist er auch nicht bestimmt. Indessen ist er für Den sehr interessant, der die echten Java'schen Sitten und adat<sup>1</sup> kennen lernen will. Auch die Zwillingeschwester Djokjokarta's, das Reich Soenakarta, besitzt eine ähnliche fürstliche Residenz für den Kaiser. Das Innere beider ist über dieselben Leisten geschlagen, und nur durch den Geschmak der verschiedenen Fürsten etwas variiert. Der Kraton von Djokjokarta ist schöner und anziehender, aber am Soenakarta'schen Hofe herrscht mehr Pracht und Glanz; man sieht nach unsern Begriffen mehr Bildung und Befolgung der europäischen Sitten. Hier ist Alles umher ächt javaisch nach altem Style, obschon darin seit den Streitigkeiten von 1825 bis 1830 auch einige Veränderungen eingetreten ist.

Ich konnte natürlich über das Treffende dieses Ausspruchs nicht urtheilen. Aber der Kraton von Djokjokarta besitzt eine Seltenheit, die Soenakarta nicht hat; eine Curiosität, die als solche allen Fremdlingen gezeigt wird. Ich besichtigte sie auf meiner zweiten Wanderung. An der Südseite befindet sich das sogenannte Wassererschloß.

— „Das müssen Sie hauptsächlich besuchen,“ hatte

<sup>1</sup> Adat — Gewohnheiten.

man mir gesagt, als ich nach Djokjokarta gehen wollte. Man sieht daraus, daß es eine große Berühmtheit hat, und meine Erwartung war darum nicht wenig gespannt! Aber wie enttäuscht wurde ich! Ich fand nur noch die Ruinen eines Gebäudes, das wohl früher mit seiner Umgebung ein angenehmer Vergnügungsort gewesen sein konnte, aber das jetzt verfallen ist und sich in einem jämmerlichen Zustande befindet.

Wie der Name es andeutet, liegt es in der Mitte von hellströmendem Wasser. Unter dem Bette dieses Wassers ist von beiden Seiten eine Art, Gewölbe angebracht, das als Zugang dient. Man tritt also durch eine Art Tunnel in das Gebäude. Das „Wasserschloß“ selbst besteht, zufolge der Java'schen Gewohnheit, aus einer zahllosen Menge großer und kleiner Gemächer, die unregelmäßig durch einander liegen, und von denen man viele nur auf verschiedenen Treppen besteigen kann. Das höchste Zimmer bietet eine schöne Fernsicht über den ganzen Landstrich. Hier ist jetzt sicher der angenehmste Platz; ich blieb geraume Zeit dort, durch das reizende Panorama gefesselt. Schöne Bäder, Lustgärten, Blumenvasen und andere Zierrathen umgeben das Gebäude und sind noch jetzt die Beweise, daß das „Wasserschloß“ einmal ein sehr angenehmer Aufenthaltsort gewesen ist.

Dem zweiten Sultan Djokakarta's kommt die Ehre zu, dieses Lustschloß gebaut zu haben. Als Hamangloe Boeono sich in Djokakarta niedergelassen hatte, regierte er sein Reich mit Weisheit, und es erreichte durch ihn eine hohe Stufe der Blüthe und Wohlfahrt. Bald konnte seine Hauptstadt mit der des soesoehoeman von Soenakarta wetteifern. Sieben und dreißig Jahre regierte er sein Land, und er starb im Jahre 1792, zwei und achtzig Jahre alt. Nach seinem Tode gab die Compagnie das Reich seinem ältesten Sohne zum Lehen; dieser war schon früher zum Kronprinz erhoben worden, und bestieg nun unter dem Titel „Hamangloe Boeono II.“ den Thron. Meistens wird er „Sultan Sepoeh“ genannt. Ich werde später den Umstand, welchem er diesen Namen zu verdanken hat, erzählen.

So vortrefflich sich sein Vater als Fürst gezeigt hatte, so verderblich war die Regierung des Sohnes für das Reich. Er zeichnete sich durch Grausamkeit, Willkür, Hochmuth und Habsucht aus. Eine Eigenschaft besonders wurde bei ihm zur Manie: die Sucht, zu bauen. Überall wurden Häuser durch ihn erbaut und Lustgärten angelegt, deren Ruinen man jetzt noch sieht. Ich müßte eine ganze Nomenclatur von Lusthöfen mit prächtigen Gebäuden geben, die er anlegen ließ, deren Namen an Zierlichkeit und Bombast wetteifern. Auch

das „Wasserschloß“ gehört zu seinen Grillen. Und so findet man noch nah und fern Überbleibsel als Gedenzzeichen seiner Thorheit. Kaum war das eine Gebäude vollendet, und schon wurde in einer Entfernung von kaum einer halben Stunde ein neues Lusthaus erbaut. Was das Schlimmste dabei war, die armen Unterthanen mußten Alles bezahlen, die sowohl Arbeit als Materialien ohne Vergütung zu liefern hatten. Der Schatz des Fürsten gab nichts dazu her; die Regenten mußten von nahe und fern mit ihren Unterthanen herbeikommen, um die unwiderstehliche Baukunst des launischen Zwingherrn zu befriedigen.

Wenn der gegenwärtige Sultan die Ruinen dieses Wasserschlosses, die durchaus seinem Kraton nicht zur Zierde dienen, als ein Gedenzzeichen, als eine Warnung behalten hat, um dem Beispiele seines Urgroßvaters nicht zu folgen, dann ist es in der That lobenswerth. Wir zweifeln nur, daß die Beweggründe sind; ob es nicht eher einer Gewohnheit zugeschrieben werden muß, die sowohl in diesem Kraton als in dem von Soenakarta überall in's Auge fällt: der Gewohnheit, das Alte zu lassen, wie es ist, und an dem Bestehenden nichts zu ändern. Die beiden Fürsten sind in dieser Beziehung, und vielleicht im Allgemeinen, im höchsten Grade conservativ. Alles, was

im Kraton alt ist, steht in hoher Achtung, und nur die gar nicht conservative Zeit bringt mit ihrem eisernen Zahn einige Änderungen in die Zustände.

## 2.

## Die Vorbereitung.

Ich habe nun erzählt, was ich bei meinem ersten Besuche des Kraton sah. Es war genug, um mir einen allgemeinen Begriff davon zu geben, aber lange nicht genug, um meine Neugierde zu befriedigen.

— „Sie treffen es wirklich sehr glücklich!“ sagte mein freundlicher Wirth, als ich ihm das Ergebnis meines Ausfluges erzählte. „Wenn Sie von dem Kraton und den Eigenthümlichkeiten Djokjarta's etwas mehr zu sehen wünschen, bietet sich Ihnen in den nächsten Tagen die Gelegenheit dazu dar.“

— „Die Wahrheit zu gestehen,“ war meine Antwort, „so ist das eben der Hauptzweck meines Hierseins.“

— „Nun, übermorgen wird das größte Fest des ganzen Jahres, »garebek moeloed« genannt, gefeiert.“

— „Und kann ich beiwohnen?“

Der Resident, mein Wirth, lachte. Er war eine der vornehmsten mitwirkenden Personen bei der Feier-

lichkeit; sollte er einem Freunde und Gaste keinen Zutritt gestatten können?

— Später, als ich selbst sah, welche wichtige Rolle er bei dieser Gelegenheit spielte, sah ich erst recht die Lächerlichkeit meiner dummen Frage ein. Es war mir wohl zu verzeihen; ich war noch nicht lange genug in Indien, um schon alle Zustände selbst zu kennen.

Das Fest wird zum Andenken an die Geburt Muhamed's gefeiert. „Garebek“ ist der allgemeine Name für die drei verschiedenen Feste des Jahres; »moeloed« bedeutet „Geburt;“ also „Geburtsfest.“ Die Feierlichkeit mußte, wie schon der Name andeutet, einen religiösen Charakter haben. Dieß bitte ich wohl im Auge zu behalten. Eigentlich hatte die Vorbereitung zu dem Feste schon begonnen. — Der Sultan hat allein das Recht, eine Anzahl Java'scher Musikinstrumente, viel größer als die gewöhnlichen »gamelan,« zu besitzen und spielen zu lassen. Schon acht Tage vor dem Feste wurden diese »sekaten« unter vielen Feierlichkeiten und Ceremonieen nach den Vorhöfen der großen missighit oder Mosche gebracht, die sich an der Westseite des haloon-haloon innerhalb des Kraton erhebt.

Dort wurden sie Tag und Nacht gespielt; Tag und Nacht erklangen die wohlklingenden, aber einförmigen und melancholischen Töne für die Gläubigen von nah und



fern; Tag und Nacht strömte das Volk nach diesem Tempel. Was trieb diese Tausende dahin? War es ein religiöses Gefühl, das Bedürfniß des Gebetes, die Sehnsucht nach Gott? Auf jenem Abendbesuche des Tempels vor dem eigentlichen Festtage, den ich in Gesellschaft das Residenten machte, wurde mir Gelgenheit, diese Frage zu beantworten.

Schon auf dem haloon-haloon, ehe wir der Umzäunung nahten, welche den Tempel von diesem Plage scheidet, sahen wir eine unzählbare Menge Männer, Frauen und Kinder, die wie auf einem Kirmesabende im Vaterlande, sich mit Flaniren, Schwagen und Lachen belustigten. Viele derselben thaten sich an den Näschereien zu Gute, die in großer Menge in der Nähe des Heiligthumes zum Verkauf ausgestellt waren. Andere kauften Blumen, um sich selber, oder einen geliebten Gegenstand damit zu schmücken. Ein angenehmer Hauch von Vergnügen und Freude lag über dieser bunten Menge; aber man vernahm kein Toben und Schreien und Wüthen, welches bei uns jede Volksbelustigung entstellt.

Wir bahnten uns einen Weg durch diesen „brausenden Strom,“ der ehrerbietig vor dem Residenten und seinem Gefolge, also auch vor mir, zur Seite wich, und erreichten den Eingang der Umhegung, welche das

Gebäude der Moschee abschließt. Dort stand eine Wache von des Sultans Leibgarde, und zwischen dem Tempel und der Mauer war ebenfalls hie und da eine Schilderwache postirt. In diesem Zwischenraume befand sich eine noch größere Menge Volk; auch Männer, Frauen und Kinder, die sich ebenfalls mit Lachen und Plaudern vergnügten, und auch den Tönen der »sekaten« lauschten. Sie blieben an der Außenseite eines ungefähr acht Fuß breiten und anderthalb Fuß tiefen, gemauerten Weihers mit hellem Wasser, der das ganze Tempelgebäude umgab.

Jeder muß vor seinem Eintritte in die Moschee erst die Füße darin waschen, es besteht kein anderer Weg, als durch dieß Wasser, um in das Haus des Propheten zu kommen. Man muß gereinigt sein, ehe man das Heiligthum betritt; oder besser gesagt, die Füße müssen gereinigt sein. Denn daß diese Reinigung das Symbol einer allgemeinen Reinlichkeit sei, habe ich bis jetzt noch nicht entdecken können.

— „Wie soll das gehen?“ dachte ich, als wir vor dem Wasser standen, und ich keinen anderen Ausweg sah, in die Moschee zu kommen, als durch dasselbe hindurch zu waden. „Müssen wir unsre Schuhe und Strümpfe daran riskiren? Oder sollen wir sie lieber ausziehen?“ Ich war noch zu keinem Resultate dieser

Betrachtungen gekommen, als Einer der Aufseher (Polizeibedienten) des Residenten sich vor seinem Herrn, und ein Anderer vor mir niederbückte. Ich wußte nicht, was das zu bedeuten hatte, und sah mich ganz verblüfft um, bis ich bemerkte, daß sich der Resident dieses neuen Transportmittels bediente, um durch das Wasser zu kommen; er schlug seine Arme um den Hals des Javanen, und hing sich über seinen Rücken. Ich folgte sogleich seinem Beispiele und befand mich bald trockenen Fußes in dem Portale oder Vorhof des muhamedanischen Tempels; einer Art überdeckten, großen, an drei Seiten offenen, viereckigen Veranda vor dem Hauptgebäude.

Hier fiel unser Auge zuerst auf eine Versammlung von mehr als fünfhundert Priestern. Gerade an diesem Abende (es war eigentlich nicht der Abend vor, sondern der Abend des Festes, denn bei den Javanen beginnt der Tag mit dem Untergang der Sonne) sind die Priester des ganzen Reiches Djokjarta verpflichtet, sich in dem großen Tempel des Sultans zu versammeln, um dort durch eine öffentliche Festlichkeit, »dikir moeloed« genannt, das Geburtsfest Muhamed's zu verherrlichen. Alle diese ehrwürdigen Herren waren in weiße Talare gekleidet, hatten das Haupt mit gleichfarbigen Turbans verziert, und saßen nach indischer

Sitte mit gekreuzten Beinen auf Matten neben einander. Die demüthige Haltung, welche diese Diener der Religion angenommen hatten, die große Zahl, in der sie versammelt waren, die unbeweglichen Züge, mit denen sie vor sich niederschauten — das schien doch Alles einen religiösen Charakter und eine der Feier entsprechende Stimmung anzudeuten. Hier, dachte ich, an dieser Seite des reinigenden Stromes, hier werden sicher die äußern Cerimonieen des religiösen Festes beobachtet; aber diese Illusion dauerte nicht lange.

Ich ließ meine Blicke über die fünfhundert Priester hinweg schweifen, und bemerkte eine zahllose Schaar, auch wieder Männer, Frauen und Kinder durcheinander, die hinter diesen heiligen Männern saßen. Bei ihnen war keine Spur von Ernst zu finden. Ihr Äußeres kennzeichnete Neugierde, Langeweile oder Vergnügen, und sie hatten sichtbar etwas Anderes zu thun, als sich mit religiösen Betrachtungen zu beschäftigen. Es war auch nicht nöthig; die Priester thaten es für sie. Und was geht hier vor? Hier werden u. A. Intriguen und Liebesgeschichten angeknüpft, und nicht selten auch zu Ende gebracht. Hier kommt der junge Mann, um eine Frau zu suchen, und das Mädchen, um sich finden zu lassen. Man macht einen um so häufigern Gebrauch von dieser Gelegenheit, weil sie im Allgemei-

nen in der Java'schen Gesellschaft sich nur sehr selten darbietet. Ja, was noch ärger ist, hier streifen auch die roning's<sup>1</sup> herum, um mit ihren verführerischen Blicken und verlockenden Wendungen und Bewegungen ihre Beute zu suchen. So sieht es im Vorhofe des Haupttempels im Reich Djokjarta, am größten Festtage des Jahres aus.

Als wir, von unsern Dienern getragen, trockenen Fußes in dem Vorhofe des Tempels angelangt waren, wurden wir durch den Hohenpriester oder Haupt-penghoeloe feierlich empfangen und bewillkommenet. Es war ein Mann mit einem langen, weißen Barte und gutmüthigen Außern. Er ist das Oberhaupt der vereinten Geistlichkeit von Djokjarta. Sein Titel lautet: »Kandjing kiai penghoeloe kamaloedin ningrat,« das heißt: „Erhabenes, ältestes Oberhaupt der Geistlichkeit des Landes.“ Der Resident stellte mich ihm als »pandita besar« oder Hohenpriester zu Batavia vor. Ich konnte meine Verwunderung über diesen sonderbaren Titel nicht ganz unterdrücken. Aber der Resident sprach ihn mit dem größten Ernste aus, und es schreckte auch den Haupt-penghoeloe durchaus nicht ab, daß er in mir nicht nur einen Ungläubigen, einen »Kafir,« sondern

<sup>1</sup> Ronging — öffentliche Tänzerin.

sogar einen „Priester der Ungläubigen“ sah. Im Gegentheil, ob es nun einer gewissen Anziehungskraft der Idee zuzuschreiben sei, daß er einen Kollegen in mir begrüßte, kann ich natürlich nicht entscheiden; er bot mir aber mit besonderer Freundlichkeit und Höflichkeit die Hand, und beantwortete meine Fragen auf das Zuverlässigste.

— „Sind dieß nur Geistliche aus der Hauptstadt?“

— „Nein, Herr; es sind »kaoem's« dabei, die in den »dessa's« den Dienst verrichten.“

— „Welches ist die höchste geistliche Würde nach der Ihren?“

— „Die bekleidet mein Stellvertreter, der »chetibanom,« der hier voransitzt.“

— „Und wer folgt dann?“

— „Die »palok's negoro«; deren giebt es vier, und Jeder hat seine geistliche Gerichtsbarkeit im Reiche Djokjarta. Weiter sehen Sie unter diesen Geistlichen vor Ihnen »ngoloemo's« oder Gottesgelehrte, die bei wichtigen Fragen zu Rathe gezogen werden. Auch giebt es »modin's« darunter, die mit der Reinigung des Tempels beauftragt sind, und zu gewissen Zeiten den »bedook« (die Trommel, mit der die Gläubigen nach der Moschee gerufen werden) schlagen.“

— „Das ist ganz anders, als bei uns Christen.“

— „Ja, Herr, und das ist ein Beweis der Größe Gottes. Er besitzt so viele Arten der Verehrung, so viele Arten der Religion. Welch' ein Reichthum!“

Ich muß bekennen, daß mir diese Anschauungsweise neu war; doch stelle ich sie nur auf Rechnung des Hohenpriesters.

Nun wurde uns Thee angeboten: der officiële Trank bei allen Java'schen Feierlichkeiten zu allen Stunden des Tages; aber nicht der einzige, wie sich später zeigen wird. Als wir die Schaar Priester und die Menge hinter ihnen genugsam betrachtet hatten, begaben wir uns aus dem Vorhofe in das Innere des Heiligthumes. Der Hohenpriester ging uns voraus, und von einigen Geistlichen begleitet, die in Range unmittelbar auf ihn folgten, betraten wir das Allerheiligste. Es ist ein dunkles, viereckiges Gebäude, das wenigstens zweitausend Menschen fassen kann, aber das übrigens, bis auf zwei vergoldete Betstühle, ganz leer war. Der eine, der schönste, war für den Hohenpriester, der andere für den Sultan. An der westlichen Seite des Gebäudes ist eine viereckige Nische, in die außer dem Haupt- penghoeloe Niemand treten darf, die aber ganz offen und leer ist. An der Nordseite befindet sich eine abgeforderte Galerie, wo die Frauen, die dem Gottes-

dienste beizuwohnen wünschen, ihre Plätze haben; in die missighit selbst werden sie nicht zugelassen.

## 3.

## Das Fest in dem Kraton.

Der Eindruck des am Abend im Tempel Gesehenen verließ mich nicht so schnell. Es war für mich eine eigenthümliche Idee, daß ich einer religiösen Feierlichkeit beigewohnt hatte. Ich wurde dadurch in meiner Meinung befestigt, daß der Muhamedismus auf Java nur ein über die Bevölkerung ausgebreitetes Kleid ist, aber keine lebendige, menschenbeseelende Kraft, eine Form, aber kein Wesen. Dieß bemerkte ich noch deutlicher am folgenden Tage.

Früh am Morgen, ehe sich die Sonne am Horizonte erhob, wurde ich durch den ohrbetäubenden Lärm verschiedener Java'scher Musikinstrumente (gamelan) geweckt. Im feierlichen Aufzuge schickten die Reichsverwalter, die toemonggong's und klimon's, lauter Beamte des Sultans, ihre gamelan's nach dem Kraton des Sultans, auf den haloon-haloon, wo sie geordnet wurden. Ihre pajang's (Sonnenschirme, von den Farben ihrer Würde) wurden vorangetragen, und eine Anzahl Javanen mit Piken und Fahnen folgte.

Dieser Lärm dauerte ziemlich lange und gab dem anbrechenden Tage ein fröhliches und festliches Ansehen.

Von allen Seiten zogen die Truppen des Sultans aus ihren dessa's und kampoeng's herbei, und begaben sich auf den haloon-haloon, um sich um ihre Fahnen zu schaaren. Es sind meist Landleute, die aber, wenn sie aufgerufen werden, die Waffen tragen müssen. Selbst aus den entferntesten Theilen des Landes strömten die Einwohner nach der fürstlichen Wohnung; sei es, daß die Pflicht sie rief, sei es aus Neugierde. Tausende und Tausende waren auf den Füßen, und die ganze Masse strömte nur der einen Gegend, dem Kraton, zu.

Gegen halb zehn Uhr des Morgens versammelten sich die europäischen Beamten, die Officiere der Garnison und die vornehmsten Eingeseffenen, Alle auf das Prächtigeste gekleidet, in ihren Nationalkostümen und Uniformen, und Die, welche keinen so prächtigen Anzug hatten, im schwarzen Tracte, — in der prächtigen Wohnung des Residenten. Sie waren zur Feier des Geburtsfestes von Muhamed von meinem Wirthe eingeladen; aber eigentlich ist eine solche Einladung ein Befehl. Ein Prediger der reformirten Gemeinde und noch einige Andere haben einmal gewagt, nicht zu erscheinen, — aber es ist ihnen schlecht bekommen. Der Prediger wurde verfehlt, der Obrist und Garnisons-

Kommandant wurde pensionirt u. s. w.; nicht von dem Sultan, sondern von dem Generalgouverneur Niederländisch-Indiens. Man kann diese erbauliche Geschichte mit all' ihren Besonderheiten in den Verhandlungen der „Zweiten Kammer“ der Generalstaaten vom 27. November 1852 lesen; denn selbst in des Landes Sitzungs-saal hat man sich darüber lustig gemacht. Aber hören wir, wie der Generalgouverneur, unter dessen Regierung dieses merkwürdige Factum stattfand, dasselbe in eigener Person beschrieben hat:

„Es war im Jahr 1846, als in dem Kraton des soesoehoenan von Soerakarta, den wir Kaiser nennen, ein Fest gefeiert wurde, das mit der muhamedanischen Religion in Verbindung steht, — die Feier der Geburt des Propheten, den wir den falschen, sie aber den wahren nennen. Bei dieser Gelegenheit hatte der Resident ohne Urlaub seinen Posten verlassen, und sich nach Samarang begeben. Der Militairkommandant, ein Obrist, war nicht anwesend, die höchste Militairperson war ein Capitain. Ebenso wurden noch andere Beamte vermisst. Von den Pächtern waren auch nur sehr Wenige gekommen, auch der protestantische Lehrer fehlte. Die Mahlzeit, die für zahlreiche Gäste vorbereitet war, wurde nur von Wenigen besucht. Die Gewohnheit verlangt, daß der Resident den Kaiser, der

Assistentresident den Kronprinzen geleitet; aber der Resident war nicht gegenwärtig; der Assistentresident führte deshalb den Kaiser, während der Kronprinz mit einem niederen Beamten gehen mußte. Immer wohlwollend, immer höflich, aber doch wahrscheinlich tief gekränkt, unterwarf sich das würdige inländische Oberhaupt dieser Behandlung. Dazu kam noch, daß sich zwei Europäer von der Tafel entfernten, ehe der gebräuchliche Toast zu Ehren des soesoehoenan ausgebracht wurde.

„Das Alles kam mir zu Gehör, und ich stellte deswegen eine Unterjuchung an. Der Resident hatte nichts Böses dabei im Sinne gehabt; eine für ihn wichtige Familienangelegenheit hatte ihn nach Samarang gerufen. Der Obrist war dick geworden und konnte seine Uniform nicht mehr zuknöpfen. Der Lehrer hatte keinen schriftlichen Befehl von der Kirchenbehörde erhalten und vermeinte, auf einem Feste nicht erscheinen zu müssen, welches mit der muhamedanischen Religion im Zusammenhange stand.

„Durfte man dem Allem durch die Finger sehen? Nein, es mußte der schlagende Beweis geliefert werden, daß es der niederländischen Regierung mit der Vollziehung ihrer Versprechen gegenüber den eingebornen Fürsten Ernst war. Und wie wurde dieser Beweis geliefert? Erstens entsetzte man den Residenten seiner

Stellung; zweitens forderte man das Militairdepartement zur Entscheidung auf, ob der Obrist noch ferner für den aktiven Dienst zulässig sei, worauf verneinend geantwortet und der Obrist pensionirt wurde; drittens machte man der Kirchenbehörde den Vorschlag, dem Prediger eine andere Stelle anzuweisen, der darauf nach Padang versetzt wurde.“

Die Discussionen, die diesen interessanten Mittheilungen folgten, verdienen noch einmal durchgelesen zu werden, — wenigstens von Solchen, welche eine humoristische Lektüre lieben!

Unter den Gästen erscheint auch der Hauptmann der Chinesen. Die meiste Aufmerksamkeit verdienen aber einige Java'sche Fürsten, die nicht mit den übrigen Javanen, sondern in Begleitung des Residenten das Fest besuchen. Dazu gehört vor Allem der pangeran<sup>1</sup> adipati<sup>2</sup> Bakoe Alam mit einigen seiner Söhne und Verwandten. Ich werde seiner Person eine nähere Beschreibung schenken.

Der Stifter oder vielmehr der erste Sultan des Reiches Djokjokarta, Hamangkoe Boeono I., hatte schon während seines Lebens den bedauerlichen Charakter seines

<sup>1</sup> Pangeran — Fürst.

<sup>2</sup> Adipati — besonderer Titel für einen indischen Fürsten.

Sohnes wahrgenommen. Wäre es ihm möglich gewesen, so hätte er lieber seinen zweiten Sohn zum Thronfolger ernannt. Dieser zweite Sohn war der Vater von dem pangeran adipati Patoe Alam, den wir soeben im Gefolge des Residenten sahen. Die Schicksale des alten, jüngstverstorbenen Fürsten waren sehr merkwürdig. Er ist um seiner guten Eigenschaften und seines vortrefflichen Verhaltens willen der Liebling seines Vaters; später von der holländischen Regierung in die Verbannung geschickt, von seinem Bruder, dem Sultan Sepoeh, gehaßt, weil kein teuflischer Charakter einen guten Menschen in seiner Nähe ertragen kann, — wurde er zuletzt der Schützling der englischen Regierung, als diese im Jahre 1811 an die Stelle der niederländischen Regierung trat. Aber bald wurde er in der Hand dieser englischen Regierung das Mittel, um nach dem Beispiele der Politik der alten niederländisch-ostindischen Compagnie das Land zu zerstückeln und zu beherrschen. Dieß geschah folgendermaßen:

Der Nachfolger des ersten Sultans von Djokjokarta, Hamangkoë Boeono II., unter dem Namen „Sepoeh“ bekannt, verursachte Zahrelang der niederländischen und später ebenso der englischen Regierung sehr viele Schwierigkeiten und Verwickelungen. Endlich beschloß im Jahre 1812 der Generalgouverneur Raffles, der Sache ein

Ende zu machen. Er sandte eine ansehnliche Heeresmacht nach Djokjokarta, und ohne viel Kraftaufwand und Mühe wurde der Kraton im Juni desselben Jahres mit Sturm genommen. Nun war es natürlich mit Sultan Sepoeh am Ende. Er wurde des Thrones verlustig erklärt und in die Verbannung geschickt. Sein ältester Sohn folgte ihm unter dem Namen Hamangkoë Boeono III., gemeiniglich „Sultan Rodjo“ genannt.

Aber das englische Gouvernement begriff wohl, daß es noch weiter gehen mußte. Es schloß mit dem neuen Sultan am 1. August 1812 einen Vertrag, welcher ebensosehr von politischer Vorsicht, als von Humanität zeugte. Weder der Sultan, noch irgend ein anderer Fürst im Reiche Djokjokarta durfte künftig ohne specielle Erlaubniß der Regierung Truppen halten; dadurch wurden die Fürsten zwar machtlos, aber durch diese Maßregel versiegten auch die fortbauenden Quellen von Unruhe und Wühlereien. Weiter wurde der Sultan auch noch zur Einrichtung eines geregelten Polizeiwesens unter Aufsicht der Regierung gezwungen. Er durfte keine den Handel hindernde Bestimmungen treffen; ebenso wurden alle Martern und verstümmelnden Strafen durch diesen Vertrag abgeschafft; hauptsächlich eine der grausamsten, das Kämpfen der Verbrecher mit Tigern. Das sind einige der Punkte aus dem Traktate vom 1. Aug. 1812,

die unser Urtheil wohl genügend rechtfertigen. Aber mit nicht weniger Schlaueit, vielleicht auf weniger Umwegen und weniger verblümt, als die alte holländisch-ostindische Compagnie, — befestigte das englische Gouvernement in diesem Vertrage, der mit dem Schwerte des Siegers vorgeschrieben war, ihren eignen Vortheil und die Vergrößerung ihrer Macht. Außer den Tonnen Goldes, die bei der Erstürmung des Kraton zur Beute gemacht wurden, ließ es sich auch ausgebreitete Länder und ansehnliche Einkommen-Quellen abtreten. Die Macht des Sultans wurde noch mehr eingeschränkt. Der Reichsverwalter, der erste Staatsdiener des Fürsten, der eigentlich das Land regierte, wurde fortan nur auf Befehl des Gouvernements erwählt und entlassen, und war bei Ausübung seiner Funktionen verpflichtet, von Allen erst dem europäischen Residenten Nachricht zu geben und dessen Meinung einzuholen.

So blieb in der That von der Selbstherrschaft des Sultans nicht viel übrig. Aber selbst das Wenige war der englischen Regierung noch zu viel. Hatte man das große Reich Mataram vor zwei Jahrhunderten in zwei Theile getheilt, weil beide sich gegenseitig im Gleichgewicht halten sollten, jetzt beschloßen die englischen Sieger, auf jeden der beiden Theile wieder ein ähnliches Mittel anzuwenden. Der Bruder des Sultans Sepoeh,

der Vater des gegenwärtigen Pakoe Alam, mußte in Djokjokarta als Mittel dienen. Es wurde ihm in den Grenzen dieses Reiches ein ansehnlicher Landstrich angewiesen, den er, als ein von dem Sultan unabhängiger Fürst, unter dem Namen des pangeran adipati Pakoe Alam I. und als Lehen von der Regierung befaß. Übrigens bekam er vom Gouvernement einen monatlichen Zuschuß von 750 spanischen Matten<sup>1</sup>, um dafür eine gewisse Anzahl Truppen zum Dienste der Regierung zu unterhalten. Das war die Belohnung seines ausgezeichneten Verhaltens.

Der pangeran adipati Pakoe Alam II., dem wir jetzt im Residenzgebäude begegnen, folgte seinem jüngst verstorbenen Vater als unabhängiger Fürst im Reiche Djokjokarta nach. Bei festlichen Gelegenheiten, wie diese, erscheint er mit den Seinen nicht wie die übrigen Prinzen von Geblüt, die wir auch bald kennen lernen werden, im Kraton, sondern zum Zeichen seiner Unabhängigkeit von dem Sultan, im Gefolge und in der Begleitung des Residenten. Er erschien in Java'scher Kleidung mit dem Orden des Holländischen Löwen geziert. Seine Söhne und die übrigen Glieder seiner Familie, die ihn begleiteten, trugen holländische Unifor-

<sup>1</sup> Spanische Matten — eine ehemalige viereckige spanische Silbermünze.



men als Obristlieutenant Majors u., hatten aber dabei auf Java'sche Weise ein schwarzes Tuch um den Kopf gebunden, welches ihren Haarbüschel trug. Der Hut oder Chakot mit darauf befestigten Federn gewährte einen sonderbaren Anblick; aber außer dieser mehr oder weniger lächerlichen Abweichung sahen Viele derselben recht kriegerisch aus.

Ein anderer Prinz, der sich in Begleitung des Residenten nach dem Kraton begab, war der pangeran adipati Noto Brodjo. Auch er ist von dem Sultan unabhängig, und hat seine Länder im Reiche Djokjakarta als unmittelbares Lehen von der Regierung. Er trug die Obristenuniform der niederländischen Armee.

Als diese ansehnliche Gesellschaft in der Vorveranda des Residenzhauses versammelt war, erschienen gegen zehn Uhr zwei Hofbeamte des Sultans, um den Residenten und seine Gesellschaft im Namen Sr. Hoheit einzuladen, dem großen Feste im Kraton beizuwohnen.

Wenige Augenblicke nach ihrer Entfernung setzte sich der Zug in Bewegung. Als wir dem haloon-haloon nahten, sahen wir die Truppen des Sultans, die am Morgen dorthin gegangen waren, in Reih' und Glied aufgestellt. Als wir vor ihnen vorbeingingen, präsentirten wir die Gewehre und salutirten mit dem Fahnen, und die Officiere machten mit ihren großen Säbeln die

Honneurs. Nachdem wir verschiedene pendoppo's passiert hatten, befanden wir uns endlich bei der Wohnung des Bruders vom Sultan, der den Titel pangeran adipati Mangkoe Boemi führt. Es ist ein schöner wohlbeleibter Mann von zwanzig Jahren, der zuweilen die holländische Uniform als Stabsuniform trägt, jetzt aber in ein prächtiges Java'sches Gewand gekleidet war.<sup>1</sup>

Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen bot ihm der Resident die Hand, und führte ihn zu dem Plage, auf dem uns der Sultan erwartete; der ganze Zug von Europäern, Prinzen und Höflichen folgte; die Letzteren, die das Gefolge des jungen Fürsten ausmachten, schlossen sich in großer Zahl an uns an. Auch die Träger des siri und der pajong's, sowie der übrigen Zeichen fürstlicher Würde, die immer einen Fürsten umgeben, wenn er sich dem Volke zeigt, — fehlten nicht. Es war eine zahllose, bunte Menge, die sich wogend,

<sup>1</sup> Einige Jahre nach meinem Besuche in Djokjakarta ist dieser Fürst seinem Bruder in der Regierung nachgefolgt. Hamangkoe Boeono II. starb am 4. Juni 1855, 35 Jahre alt, ohne gesetzliche männliche Nachkommen zu hinterlassen. Am 5. Juli desselben Jahres wurde pangeran adipati Mangkoe Boemi durch den Residenten von Djokjakarta im Namen der holländischen Regierung zum Kronprinzen, und noch am selben Tage zum Sultan von Djokjakarta ernannt. Er führt den Namen Hamangkoe Boeono VI. und regiert als solcher noch heute.

im feierlichen Aufzuge, langsam und majestätisch, also ganz auf Java'sche Weise vorwärts bewegte.

Wir zogen nach der pendoppo vor der Wohnung des Sultans, die zu unserem Empfange bestimmt war. Da saß Se. Hoheit auf einem goldenen »dampa,« d. h. einem Sitze auf vier Füßen, (eine Art Stuhl ohne Lehne, der königliche Thron der Javanen). Neben sich hatte er ein kleines, ebenfalls goldnes Tischchen, auf dem die unentbehrliche siri-Dose stand, die mit den nöthigen Ingredienzen gefüllt war. Der junge Fürst auf dem Throne Djokjokarta's sah viel älter aus, als er wirklich war. Seine Gestalt war von Mittelgröße, seine Gesichtszüge waren sanft und einnehmend, obgleich sie keinen besondern Scharfsinn verriethen, aber sein Gesicht, so wie seine ganze Figur wurde durch eine für seine Jahre ganz unnatürliche Dicke und Fettleibigkeit entstellt. Das lange, schwarze Haar hing ihm in einem wehenden Büschel über den Rücken, und auf dem Kopfe prangte der »Koeloe,« die gewöhnliche Java'sche Kopfbedeckung bei der Hofkleidung. Er sieht aus, wie ein kleiner, leichter Hut ohne Rand, der in der Mitte des Deckels mit einer sehr kleinen Krone geschmückt ist, in welcher ein kostbarer Diamant schimmert. Der Sultan war ganz auf Java'sche Weise gekleidet, trug einen schwarzseidnen Talar mit goldenen Knöpfen, ein geblümtes

und unten an den Rändern breit mit Gold umsäumtes Beinkleid, einen Solo'schen sarong, den er zur Hälfte aufgeschlagen hatte, und an den bloßen Füßen schwarz-sammtne Pantoffeln, die zierlich mit Goldfäden gestickt waren. Auf seiner Brust glänzte der königliche Stern, den „Daendels“ seinem Urgroßvater, dem Sultan Sepoeh, zum Geschenke gemacht hatte; ebenso hing um seinen Hals das Band des Ritterordens vom Niederländischen Löwen.

Er war von einem zahlreichen Gefolge weiblicher Bedienten mit nackten Armen und Schultern umgeben; dieselben waren nur mit einem auf der Brust befestigten sarong bekleidet. Unter den Schönen am Boden neben und hinter ihm bemerkten wir auch eine Menge Frauen in weißem sarong und weißem badjoe<sup>1</sup>, — das waren die Ddalisten. Ob sie schön waren, konnte ich nicht beurtheilen, denn sie hatten Alle das Gesicht mit »boreh,« einer von Blumen verfertigten gelben Schminke, belegt, wodurch sie ganz unkenntlich wurden.

Als wir der Treppe des pondopo nahen, stand der Sultan auf, ging dem Residenten entgegen, und dieser führte ihn an der Hand nach seinem »dampas« zurück. An der linken Seite des Fürsten stand ein

<sup>1</sup> Badjoe — Oberkleid.

Stuhl mit gelber Seide bezogen, auf dem der Resident Platz nahm; Beide wandten das Gesicht nach Norden. Rechts von dem Sultan und dem Residenten war eine Reihe Stühle aufgestellt, auf denen die Prinzen Pakoe Alam und Woto Probo und die Europäer Platz nahmen, so daß sie das Gesicht nach Westen kehrten. Auf die Reihe Stühle, die sich links vom Sultan befanden, setzten sich die vornehmsten Prinzen von Geblüt, den Europäern gegenüber, nieder; also mit dem Gesichte nach Osten. Die andern Prinzen des Hofstaates suchten ihren Platz an der linken Seite des Sultans auf dem Boden.

Nach einigen Augenblicken Zögerns, unter ehrerbietiger Stille, boten die Bedienten siri, aber ohne den sonst dazu gehörenden Tabak, den Gästen an. Als diese Formalität vorbei war, stand der Sultan auf und Alle folgten seinem Beispiele. Der Resident bot Sr. Hoheit, der Assistentresident (die zweite holländische Autorität) dessen Bruder die Hand. Ebenso würdig, langsam und ernst, wie wir gekommen waren, gingen wir aus der pendoppo und bezogen uns nach dem »sitihingel.«

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, muß ich erst berichten, was der »sitihingel« ist. Außerhalb des Palastes, vor dem haloon-haloon oder großen Plaze, den ich früher beschrieb, erhebt sich eine An-

höhe, von welcher der Ort seinen Namen hat. Denn »sitikingel« bedeutet „erhabener oder hoher Boden.“ Auf dieser Anhöhe stand ein auf Pfeilern ruhendes Gebäude, das von allen Seiten offen war. Es trägt den Namen »bangsalwetono« und ist für den Fürsten bestimmt, wenn er sich bei feierlichen Gelegenheiten, wie jetzt zu Muhamed's Geburtstagsfeier, in seinem vollen Glanze und seiner vollen Pracht zeigen will.

Nach diesem Gebäude setzte sich also der Zug in feierliche Bewegung. Dem Sultan, den der Resident an der Hand führte, folgten alle Frauen, die vorher hinter ihm saßen; Eine dieser Schönen (deren Schönheit aber hinter dem »borek« verborgen war) trug den fürstlichen Sessel, den goldenen »damper;« eine Zweite trug die goldne siri-Dose, und die Übrigen irgend Etwas, das zu den »poesaka's« oder erblichen Kennzeichen der fürstlichen Würde gehörte. So sah man Eine mit einer prächtigen Fußbank, eine Zweite mit einem großen, kostbaren Schwerte, eine Dritte mit einem goldenen Vogel (dessen Bedeutung ich aber nicht erfahren konnte); eine Vierte mit einer goldenen Kanne; eine Fünfte mit einem goldenen Kaiman oder Krokodill, eine Sechste mit einer zusammengerollten Matte, und wieder Andere mit andern Gegenständen.

Nachdem wir die Stufen des »sithingel« betreten hatten, setzte sich der Sultan wieder auf seinen goldenen »damper,« das Gesicht nach Norden gewendet, und auf einen Stuhl zu seiner linken Seite setzte sich der Resident. Unter dem »bangsal« oder Staatsgebäude standen zwei Reihen Stühle; die eine war für die vornehmsten Prinzen, die andere für uns Gäste bestimmt. Außer seinem weiblichen Gefolge war der Fürst jetzt von allen Gliedern seines Hauses und von drei- bis vierhundert Java'schen Beamten umgeben. Die Letzteren waren die „Regenten“ oder geringeren Beamten, die Alle zu dieser Feierlichkeit aus den entlegensten Orten des Reiches herbeigeströmt waren. Sie saßen auf indische Weise mit gekreuzten Beinen am Boden, Alle im Hofkostüm mit derselben Kopfbekleidung, wie der Sultan sie trug; natürlich war dieselbe bei ihnen weniger kostbar. Sie trugen einen »wedang,« eine Art Hackmesser in dem Gürtel, als Sinnbild ihrer Verpflichtung, auf Befehl des Fürsten auch das geringste und niedrigste Werk zu verrichten. Außerdem befanden sich neben und hinter diesen Regenten noch Tausende und Tausende von Zuschauern jeden Alters; Männer, Frauen und Kinder, die sich an der Herrlichkeit ihres Fürsten erfreuen wollten; oder was wahrscheinlicher ist, die aus Gewohnheit oder irgend einem andern Grunde das Fest besuchten.

Noch zweier Besen muß ich Erwähnung thun, die zwar nicht als Zuschauer, aber doch als sehr merkwürdige Individuen diesem Feste bewohnten. Es sind zwei große Elephanten, die an beiden Seiten des »sithingel« ihren Platz haben. Der Fürst läßt sie ganz eigens von Palembang hierher bringen, um seine Feste zu verherrlichen; denn auf Java sind diese Thiere nicht einheimisch. Zierlich geschmückt und mit Blumen umhängen, thaten sie denn auch sehr gemessen ihre Pflicht. Sie ragten mit ihren riesigen, schwerfälligen Körpern hoch über die Menge hervor, waren sehr zahm und gefügig, und mußten in dem Lustspiele dieses Tages mehr als Eine Rolle erfüllen.

Schweigend saßen wir inmitten dieser zahlreichen und bunten Menge, und harreten in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Ein Corps europäischer Musikanten im Dienste des Sultans trug einige gut ausgeführte Stücke vor; diese wechselten wieder mit den Tönen der inländischen Musik ab, welche die Java'schen Künstler den gamelan's entlockten.

Der niemals fehlende siri bildete wieder den Gegenstand des ersten Aktes. Zwei Java'sche Beamte nahen langsam halbfriedend, und sich jeden Augenblick niedersetzend, um die Java'sche Ehrfurchtsbeziehung (soembah) zu machen; der Eine trug einen kleinen runden Tisch, und

der Andere einen goldenen Präsentirteller, worauf sich der siri und die dazu gehörigen Ingredienzen befanden, uns setzten sie vor dem Sultan nieder.

Außer dieser bunten Menge, die ich so eben beschrieb, hatten sich noch die am Morgen herbeimarschirten Truppen des Sultans auf der großen Fläche des haloon-haloon aufgestellt. Ihre Zahl belief sich sicher auf drei- bis viertausend Mann. Diese spielten jetzt den zweiten Akt des Festes vor uns ab, indem sie vor dem Fürsten und seinen Gästen vorbeidesilirten. Das war wohl eine der lustigsten Vorstellungen, denen ich je beigewohnt habe. Ich war gewiß tief von der Pflicht der Java'schen Hofetiquette durchdrungen, nach dem Beispiele des Sultans bei Allem, was auch geschehen möge, ernst, würdig, unbeweglich und ohne ein Zucken der Gesichtsmuskeln sitzen zu bleiben; konnte aber doch zuweilen meine Lachlust nicht ganz unterdrücken. Eine europäische Parade hat niemals einen großen Eindruck auf mich gemacht; aber diese Parade Java'scher Truppen, welche man eine Parodie auf solche militairischen Schauspiele nennen könnte, die vergesse ich gewiß nicht so leicht.

Die drei- oder viertausend Truppen sind regelmäßig in verschiedene Abtheilungen getheilt. Jede derselben hat ihre Officiere, ihre Fahne, ihre eigne Kleidung oder

Uniform, ihre zwei Tambours und zwei Pfeifer. Jetzt nahte die erste Abtheilung, deren Tambours und Pfeifer eine recht altmodische Musik lustig ertönen ließen. Der Officier ging seinen Truppen voran. Es war ein Javane, der in einem gelben Rocke und in einer grünen Hose steckte, große schwarze Stiefeln an den Füßen, und einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe hatte, der anstatt mit einer Feder, mit einem großen Strauße von Laub und Blumen geschmückt war. Dieses bunte Wesen trug in der Hand einen gezogenen, breiten und runden Säbel, und auf der Nase eine grüne Brille! Als er sich dem »sitihingel« nahte, veränderte er seinen Schritt in einen höchst possierlichen Tanz mit unzähligen Windungen und Biegungen des Körpers. Als er sich vor dem Sultan befand, machte er allerlei Luftsprünge und Grimassen, und setzte dann tanzend seinen Weg weiter fort. Die nachfolgenden Mannschaften seiner Abtheilung, die er kommandirte, sahen außer der grünen Brille und dem Säbel gerade so aus, wie er. An Stelle des letzteren trugen sie Pike; führten aber mit seltener Genauigkeit dieselben Wendungen und Luftsprünge aus, als ihr Anführer.

Auch die andern Abtheilungen dieser fürstlichen Truppen hatten dasselbe spaßige Aussehen. Viele der Anführer trugen ebenfalls grüne Brillen. Es ist mir

nicht recht deutlich geworden, welches der Ursprung dieses Gebrauches ist, oder was er bedeutet. Einige Truppen waren mit Flinten bewaffnet, andere mit Piken. Manche waren auf Java'sche Weise gekleidet, aber immer mit einigen Variationen in der Art und Weise; vor Allem fielen mir die sonderbarsten Formen der Kopfbedeckung in's Auge. Die meisten Truppen aber trugen die Kleidung, welche unsere Vorfahren vor hundert und mehr Jahren ihren Söldnern gaben. Die dreieckigen Hüte, die kurzen, enganschließenden Hosen, die weißen Strümpfe, Schuhe mit großen silbernen oder messingenen Schnallen mögen vielleicht im Vaterlande aus der Mode gekommen sein; hier, in einer Entfernung von viertausend Meilen, im Herzen Java's, bleiben die Truppen Sr. Hoheit des Sultans von Djokjakarta dem alten, vorelterlichen Kostüm getreu.

Als diese Mustertruppen vorbeigezogen waren, von denen Viele, und wahrscheinlich die Ausserlesensten diese militairische Feierlichkeit unter Java'schen Tänzen vollbrachten, folgten die eigentlichen Späsmacher, Harlequins, Clowns, oder wie man sie sonst nennen will. Sie hatten den ganzen Körper mit gelber boreh (Schminke) beschmiert, und waren auf die sonderbarste Weise herausgeputzt. Ich kann unmöglich die wunderlichen Grimassen, Sprünge und Schwänke beschreiben, die sie

uns vormachten, und denen der Sultan und seine ganze Umgebung mit dem größten Ernste und in der feierlichsten Haltung zuschauten. Dieser Ernst und diese Feierlichkeit auf der einen, und diese Späße und Schwänke auf der andern Seite machten einen solchen komischen Eindruck, daß ich mir zuweilen Lust machen und meine Bemerkungen unter dem häufigen Gebrauche meines Taschentuches verbergen mußte. Unmittelbar nach diesen Späsmachern wurden die unzähligen Musikinstrumente (gamelan's), die von nah und fern aus dem Reiche auf den haloon-haloon gebracht waren, in feierlichem Aufzuge vor dem »sitihingel« vorbeigeführt.

Nun folgte der dritte Akt des Festes zur Feier der Geburt Muhamed's. In ebenso feierlichem Aufzuge, als früher die Musikinstrumente, wurden jetzt die Opfer von des Fürsten Gnade und Milde vorbeigetragen und nach der Moschee gebracht. Sie führen den Namen »goenoengon,« ein sehr charakteristischer Name.

Es sind Trophäen von Reis, Gebäck, siri, pinang,<sup>1</sup> Früchten und anderen Eßwaaren, welche auf Tragbahren von Bambus zierlich aufgebaut sind. Sie laufen oben spitz zu, sind unten breit, und haben eine runde Form; es sind „Berze“ an Form, aber auch Berze

<sup>1</sup> Pinang — die Betelnuß, die bei dem siri genossen wird.

von Liebesgaben, und werden darum »goenoengon« genannt; von dem Worte »goenoeng« welches einen Berg bedeutet. Diese Trophäen werden von einer großen Anzahl Javanen auf den Schultern getragen, und man giebt sich dabei das Ansehen, als ob man unter diesen Beweisen fürstlicher Gnade keuche und gebückt gehe. Sind sie in feierlichem Zuge nach dem Tempel gebracht, dann winkt der Sultan Zwei der ihn umgebenden Beamten, toemengoeng's, zu sich heran. Sie nahen in tief gebeugter, kriechender Haltung, und setzen sich vor ihm auf den Boden.

— „Geht zu dem »raden adipati,« so lautet sein Befehl.

Der »raden adipati« ist der Reichsverweser, der erste Minister des Landes, dessen Platz während der Feierlichkeit unter einem Gebäude, welches »pagelaran« heißt, einige Schritte von dem »sitihingel« entfernt ist.

— „Geht zu dem »raden adipati,« sagt der Fürst, „und befehlt ihm, daß die »goenoengon's« an meine Unterthanen vertheilt werden, sobald der Hohepriester das Gebet und den Segen darüber ausgesprochen hat.“

— »Ingeh! noen!« (der Ausdruck von Ehrerbietung nach einem erhaltenen Befehle) antworten die goenoengon's und entfernen sich. Einige Augenblicke

darauf kehren sie zurück und setzen sich vor dem Fürsten nieder.

— „Wir haben Deinen Auftrag vollbracht,“ sagt der Eine; „Deine Unterthanen sind tief gerührt von diesem neuen Beweise Deiner Milde und Gnade!“

Inzwischen beginnt ein anderer Akt des Festes zu Muhamed's Geburt. Bediente nahen, die dem Sultan, dem Residenten, den auf Stühlen sitzenden Prinzen und den übrigen Gästen Wein sage Wein anbieten — Wein zu Muhamed's Geburtstag! Jeder nimmt ein Glas; der Sultan erhebt das seine und bringt einen Toast aus.

— „Meine Herren!“ so lautet der Toast, „ich er-  
suche, mit mir auf das Fest des Tages »garebek  
moeloed« zu trinken!“

Wer hätte Das gedacht? In dem Kraton des Sultans wird von dem Sultan selbst, von den Prinzen, ganz öffentlich vor den Augen der ganzen Java'schen Bevölkerung Wein getrunken — und Muhamed's Geburtstag ein Glas geweiht!

Ehe das Programm des Festmorgens zu Ende lief, fand noch eine Feierlichkeit Statt. Während man der anwesenden Gesellschaft noch einmal siri und alle Arten inländischen Gebäcks anbot, gab der Sultan denselben zwei toemengoeng's von vornhin den Befehl, auf allen

gamelan's, die auf dem haloon-haloon standen, zu spielen.

Hatten wir sie eben an uns vorbeitragen sehen, jetzt mußten wir sie auch hören. Die toemenggoeng's wiederholten den erhaltenen Befehl an einige andere, untergeordnete Beamte in ihrer Nähe, welche den fürstlichen Willen schnell zur Ausführung brachten.

Überall auf der ausgedehnten Fläche erhoben sich einen Augenblick später die Töne der Java'schen Musik. Jeder gamelan-Künstler spielte nun auf seine eigne Weise, ohne von den Andern Notiz zu nehmen. Man kann sich leicht vorstellen, welchen sonderbaren Lärm dieß verursachte.

Dann kehrten wir auf dieselbe Weise zurück, wie wir gekommen waren. In dem pendoppo, in welchem wir den Sultan zuerst begrüßten, setzten wir uns einen Augenblick nieder.

Ich hatte dem Residenten früher einen Wunsch ausgesprochen, etwas tiefer in den Kraton, in das Heiligtum des Familienlebens des Fürsten, einen Blick werfen zu können.

Mein zuvorkommender und liebenswürdiger Wirth erfüllte meinen Wunsch, so weit es in seiner Macht stand. Als sich die übrige Gesellschaft entfernt hatte, führte der Sultan den Residenten und mich in das vor-

nehmste Gebäude, in das Herz des Kraton, wenn ich so ausdrücken darf.

Viel Pracht glänzte mir nicht entgegen; ein Java'sches Paradebett und ein prächtiger Glaschrank, worin die poesaka's oder Reichskleinodien bewahrt wurden — das war das Einzige, was in diesem Zimmer Beachtung verdiente.

Des Fürsten vornehmste Gemahlin, die den Titel »ratoe Kedaton« führt, umringt von ihren Frauen und noch einigen andern Prinzessinnen aus der Familie des Sultans, erwarteten uns dort. Die »ratoe Kedaton« schien eine junge, schöne, zarte Frau zu sein; es schien so, denn man konnte nicht viel über ihre Gesichtszüge urtheilen, weil auch sie mit einer dunkeln Lage boreh bedeckt war. Doch glänzte uns aus der gelben Schminke das Feuer ihrer lebendigen, schwarzen Augen entgegen. Das rabenschwarze Haar war mit einigen Blumen einfach geschmückt, und die schönen Körperformen zeichneten sich zierlich unter der leichten Kleidung ab.

Das Gespräch bestand aus einigen Höflichkeitsformen zwischen der Fürstin und dem Residenten, während der Sultan die Güte hatte, mich zu fragen, wie mir das Fest gefallen habe. Daß ich im Lobe all' des Schönen, Fremdartigen und Niegehörten, welches sich mir darge-



boten hatte, überschwänglich war, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

In der Mitte einer unzähligen Volksmenge, die in den Vorhöfen, in den Straßen, und außerhalb des Kraton in den Wegen Djokjokarta's hin- und herwogte, fuhr ich mit dem Residenten nach Hause. Ich war müde; und das war gar nicht zu verwundern, denn drei Stunden lang hatte das Fest gedauert.

Aber nun war erst die erste Abtheilung des Programms vorbei; die zweite, nicht weniger ermüdende, mußte auch noch abgepielt werden.

4.

Das Fest in Residenzgebäude.

Diese zweite Abtheilung wurde auf der offenen Straße außerhalb des Kraton, aber hauptsächlich im Hause des Residenten aufgeführt. Ich hatte mich kaum eine Stunde lang in mein Zimmer zurückgezogen, als meine Aufmerksamkeit auf's Neue auf die Vorfälle draußen gelenkt wurde. Ich hörte europäische Musik und ein verwirrtes Geräusch indischer gamelan's, und steckte mich schnell wieder in die schwarze Kleidung, die zur ferneren Theilnahme des Festes ebenso wie am Morgen erforderlich war. Kaum befand ich mich in der Vor-

veranda, als ich die Truppen des Sultans, die schon bei der Parade meine Wadmuskeln in Bewegung gesetzt hatten, schön geregelt aufmarschiren und sich längs des ganzen Weges von Kraton bis in's Residenzgebäude in Reihen ordnen sah.

Es war ein lebendiges Schauspiel, hauptsächlich durch die Tausende, die auf den Füßen waren und sich hinter den Truppen bewegten.

Einige Augenblicke später setzte sich aus dem Thore der fürstlichen Wohnung der Zug in Bewegung, und näherte sich langsam dem Residenzgebäude. In der Mitte dieses Zuges befindet sich der Sultan. Er sitzt in einem Wagen, der wohl unsere nähere Betrachtung verdient. Es ist ein ganz ausnehmend kleines Wägelchen, in dem Se. Hoheit sich jetzt schon nur mit Mühe bewegen kann, und das bei zunehmender Corporulenz sicher bald zu eng und also unbrauchbar werden muß.

Das wäre Schade; denn es ist ein allerliebstes Kutschchen, von allen Seiten offen und so schwer vergoldet, daß Gold beinahe die einzig bemerkbare Farbe des Wagenkastens ist. Aber dieser kleine Kasten und das hohe, schwere Untergestell sind beide von einer Form, die man nirgends weiter in der Welt findet. Der Kasten ruht in Riemeln, und das Ganze ist aus dem Geschmack des vorigen Jahrhunderts hervorgegangen. Er ist auch

ein Geschenk Wilhelm's V., aus der ersten Zeit seiner Statthalterschaft, für den ersten Sultan von Djokjakarta. Er hat durch das Alter viel gelitten, und es ist wirklich ein Glück, daß er nur an solch' hohen Festen gebraucht wird, und sich dabei auch nur sehr langsam fortzubewegen hat. Schon auf diese Weise erfährt uns oft ein Schrecken, daß das alte Erbstück unter der Last Seiner Djokjakarta'schen Hoheit zusammenbrechen werde; aber es wäre gewiß halbrechend, in schnellem Trabe mit ihm zu fahren. Vier schöne Pferde sind vor das Kutschchen gespannt, und ein endloser Zug von Regenten, Bedienten und anderem Gefolge umgibt das sich langsam vorwärts bewegende Fuhrwerk. Einige davon tragen die Reichskleinodien, Andere halten große goldene Sonnenschirme an sehr langen Stöcken über Sr. Hoheit; weniger, um ihn vor den Sonnenstrahlen zu schützen (denn auch des Abends bei der Zurückfahrt werden sie auf dieselbe Weise über den Wagen ausgespannt), — sondern als Zeichen der fürstlichen Majestät.

So zieht der Zug voran, überall mit Ehrfurchtsbeweisen begrüßt. Die Truppen präsentiren die Gewehre und das Volk hockt ehrerbietig nieder, wenn der Fürst vorbeifährt. Auch die schwarze, bis jetzt schweigsame Gestalt, die aber immer drohend auf den Kraton nieder sieht, auch das Fort „Rustenberg“ läßt sich nun

hören. Donnernd erdröhnt das Geschütz von seinen Mauern, neunzehn Ehrenschnüßle werden dem Sultan zum Besten gegeben. So naht er dem Residenzgebäude.

Dort hat man indessen Alles zu einem seiner würdigen Empfänge vorbereitet. In der weiten Veranda ist eine große Tafel für ein Diner von wenigstens zweihundert und fünfzig Personen aufgestellt. Schon sind alle Eingeladenen versammelt. Außer den europäischen Gästen, den Prinzen Pakoe Alam und Noto Brodjo mit ihrem Gefolge sieht man eine reiche, sehr merkwürdige Versammlung von Prinzen des Djokjakarta'schen Hofes; nicht nur der Bruder des Sultans und die vornehmsten und ältesten pangeran's, die des Morgens bei der Feierlichkeit auf Stühlen gesessen hatten, sondern auch Viele, deren Plätze sich damals auf der Erde hinter dem Sultan befanden, sind zugegen. Waren sie früher in ihrer Java'schen Kleidung erschienen, jetzt prangten Viele derselben in den glänzenden Uniformen der holländischen Armee.

Raum war das Kutschchen mit dem Sultan wohlbehalten an den Stufen des Residenzgebäudes angelangt, als der Resident hinaus eilte, um dem Fürsten die Hand zu reichen und ihn hereinzuführen. Er wurde von den Europäern mit vieler Höflichkeit, und von den Javanen

mit Zeichen tiefer Ehrfurcht empfangen. Wenige Zeit nach seiner Ankunft setzte man sich zur Tafel, und das Diner begann. So viel als möglich hatte man die Gäste so vertheilt, daß ein Javane zwischen zwei Europäern, und ein Europäer zwischen zwei Javanen saß. Mir wurde die Ehre zu Theil, zwischen ein Paar pangeran's zu sitzen, deren Namen mir entfallen sind; ich weiß nur, daß man dem Einen den Beinamen „pangeran Puff“ gab, weil er ein so großer Liebhaber von Champagner war. Im Allgemeinen tranken die Javasischen Gäste unerhört viel Wein; als das Dessert begann, war unter Andern mein Nachbar Puff an der dritten Flasche, und alle Flaschen wurden natürlich zur Verherrlichung des Festes ihres großen Propheten, zur Feier von Muhamed's Geburtstage, geleert.

Aber ich muß zu seiner Ehre gestehen, daß er stärker war als der Wein, und daß ich gegen das Ende des Diners nicht die mindeste Veränderung, weder in seinen Gesichtszügen, noch in seinen Gesprächen, die übrigens gar nicht weit her waren, bemerkte. Bei den Andern war das Gleiche der Fall. Wie viel sie auch tranken, nicht das kleinste Zeichen von Trunkenheit oder nur Aufgeregtheit wurde bei ihnen bemerklich. Als man noch nicht lange bei'm Diner saß, fing wieder eine Abtheilung des Festprogramms an: es mußten einige offi-

cielle Toaste ausgebracht werden. Jedes Jahr werden der Reihe nach dieselben Toaste mit denselben Worten und in derselben Aufeinanderfolge ausgebracht. Es sind neun an der Zahl; ich lasse sie hier folgen:

1. Die Gesundheit und Regierung Sr. Majestät Wilhelm's III., Königs der Niederlande.
2. Die Gesundheit auf die Regierung des Generalgouverneurs von Niederländisch-Indien.
3. Die Gesundheit des Sultans Hamangko Boeono von Djohjokarta, Kommandeurs des Niederländischen Löwen.
4. Die Gesundheit von ratoe Kedaton (die Sultanin).
5. Die Gesundheit von pangeran adipati Patoe Alam II., Ritter des Ordens vom Niederländischen Löwen.
6. Die Gesundheit des pangeran adipati Mangko Boemi (Bruders des Sultans) und des Obristen Noto Probo.
7. Die Gesundheit des Residenten von Djohjokarta.
8. Die Gesundheit von allen Prinzen und den übrigen Gästen der Tafel.
9. Die Blüthe und Wohlfahrt des Reiches Djohjokarta.

Bei den vier ersten Toasten stehen die Gäste auf, bei den letzten bleiben sie sitzen.

Während wir an der Festtafel im Innern des Residenzgebäudes saßen, fand draußen ebenfalls eine Mahlzeit Statt, aber auf ganz andere Weise. Man erinnert sich wohl an des Sultans Befehl, die »goenoengan's«, die Trophäen von Reis und anderen Leckereien seinen Unterthanen zu schenken. Ein Theil dieses Befehles wurde jetzt vor dem Residenzgebäude ausgeführt. Einige dieser »goenoengan's« wurden in die Mitte einer Volksmenge von einigen Tausend Individuen getragen; auf ein gegebenes Zeichen flog die ganze Schaar, die mit flammenden Augen diese Leckereien von Eiern, Zuckergebäck, Früchten und wer weiß was noch eine Zeit lang angestarrt hatten, wie hungrige Wölfe, wie losgelassene Tiger auf diese „Berge der Mildthätigkeit“ los.

Im Nu war der Berg verschwunden, aber noch geraume Zeit lang stritten die Räuber um die Beute. Daß es nicht sehr sanft und ruhig zugeht, daß selbst heftige Kämpfe daraus entstehen, sah ich selbst, und daß bei dem Schauspieler sogar zuweilen Blut fließt, wurde mir durch Augenzeugen versichert. Etwas ruhiger ging es bei dem Diner zu, das jetzt auch den Truppen des Sultans in seinem Namen und auf seine Kosten bereitet wurde.

Als die Festtafel des Residenten und seiner Gäste beendet war, kamen zwei sehr große Herren aus dem Kraton vor das Residenzgebäude, um das Volk mit ihrem Aussehen, ihrem Kostüm und ihren Grimassen für einige Zeit zu belustigen. Es sind diese die größten Herren Djokjarta's, die Elephanten. Jetzt sind sie mit Roth ausgeputzt, der ganze Kopf und die Ohren sind zierlich bemalt, und sie lassen sich sehr geduldig durch einen einzigen Treiber leiten, wohin es ihm gutdünkt. Für das Vergnügen, das sie dem Publikum durch ihre Gegenwart verschaffen, wird ihnen manch' leckeres Bröddchen zu Theil; Der giebt ihm Fisch, der Andere manga, wieder ein Anderer eine Apfelsine, überhaupt was nur gerade bei der Hand ist. Alles ist ihnen willkommen und wird sogleich verzehrt. Dietet man ihnen eine Kokosnuß an, so acceptiren sie dieselbe sehr dankbar, werfen sie auf den Boden, setzen einen ihrer Vorderfüße darauf und treten den beinahe eisenharten Bast, auf dem manch' Java'sches gollok stumpf geschlagen wird, ohne bemerkbare Kraftanstrengung wie Glas in tausend Stücke, aus denen sie dann mit ihrem plumpen Rüssel die Nuß sehr zierlich, geschickt und sorgfältig herauszuholen wissen.

Bei diesem Schauspieler hatte ich das Vergnügen, in ein Gespräch mit dem Sultan verwickelt zu werden.

Freundlichkeit und Gutmüthigkeit kennzeichnen ihn, und ein großes Maß kindlicher Neugierde blickte aus allen seinen Worten. Er stellte allerlei Fragen an mich, nicht über ernste Gegenstände, sondern über Nichtigkeiten, ich möchte beinahe sagen, Spielereien. Es ist aber auch nicht zu verwundern, daß er kein Mensch von Bedeutung ist; im Gegentheil muß man erstaunen, daß noch solch' ein Mann aus ihm geworden ist, da er traurige Kinderjahre verlebte hat und schon früh der Spielball von Hofintriguen und Rabalen war. Ich werde hier einen kurzen Überblick seines Lebens geben:

Wie wir schon gesehen haben, war Sultan Sepoeh, welcher im Jahre 1812 von den Engländern verbannt wurde, sein Urgroßvater. Sein Großvater Hamangfoe Boeono III. starb schon den 3. Nov. 1814 im Alter von drei und vierzig Jahren. Ihm folgte sein dreizehnjähriger Sohn unter dem Namen Hamangfoe Boeono IV., aber auch dieser Fürst starb plötzlich am 6. Dez. 1822 und hinterließ zwei Söhne, den Ältesten, der ihm unter dem Titel Hamangfoe Boeono V. nachfolgte, den gegenwärtigen Sultan, und noch einen zweiten Sohn, den gegenwärtigen pangeran adipati Mangfoe Boemi. Der Sultan war noch keine drei Jahre alt, denn er war den 25. Januar 1820 geboren, als er zur Regierung kam. Seine Erziehung und Pflege, sowie die Aufsicht

über seine Gelder, Güter und die Reichskleinodien wurde einem Vormundschafsrathe zuertheilt, der aus seiner Großmutter, der ratoe Ageng, seiner Mutter, der ratoe Kentjono, seinem Großonkel, dem pangeran Mangfoe Boemi, und seinem Oheim, dem pangeran Dipo Negoro, bestand. Während seiner Minderjährigkeit wurde dem Residenten von Djokjokarta das Reichsiegel übergeben, um davon den Gebrauch zu machen, den man zur Erhaltung des Reichs und zur Beförderung der Interessen des jungen Fürsten und seiner Unterthanen für gut finden würde, während die Herrschaft seines Landes und Reiches von dem Reichsverweser besorgt wurde. Aber kaum drei Jahre nach der Erhebung des Kindes zum Sultan brach der unglückselige Aufstand aus, der fünf Jahre lang Java, und zumal Djokjokarta verwüstete. Einer seiner Vormünder, sein Oheim Dipo Negoro, stand an der Spitze dieses Aufstandes. Das Gouvernement wandte allerlei Mittel an, um dem verwüstenden Kriege ein Ende zu machen, und zu den sonderbarsten und am wenigst rationellen gehörte wohl der Beschluß des Generalkommissärs Du Bus de Gisignies, durch den der alte, berückigte, 1812 entfernte Sultan Hamangfoe Boemi II. aus seiner Verbannung von Amboina zurückgerufen, und neben seinem Urenkel, dem gegenwärtigen Sultan, auf

den Thron von Djokjokarta gesetzt wurde. Diefem Letzteren wurde der Titel beigelegt „Sultan anom“ das heißt der junge Sultan, und dem Erfteren der Titel „Sultan Sepoeh“ das heißt, der alte Sultan, mit welchem Namen wir ihn auch meistens in dieser Erzählung genannt haben. Es dauerte aber nicht lange; denn schon im Oktober 1827 starb der greise Fürst; dieß war ebensowohl für die holländische Regierung, als für den jungen Sultan ein großes Glück, denn sein Urgroßvater befestigte nur zu deutlich die Wahrheit des Sprüchwortes: Jung gewohnt, alt gethan.

Im Jahre 1830, nach Herstellung der Ruhe, wurde die Regierung wieder im Namen des jungen Sultans durch eine Vormundschaft geführt, deren Mitglieder jetzt aber ganz andere Personen waren, als früher.

Daß er unter so viel Schicksalen und Widerwärtigkeiten seiner frühlichen Jugend noch mehr verwahrt wurde, als es gewöhnlich schon mit Kindern der inländischen Fürsten und Großen der Fall ist, läßt sich leicht begreifen.

Erst im Jahre 1836 trat der junge Sultan selbst die Herrschaft über das Reich Djokjokarta an. Aber wie sehr auch das Reich durch den Traktat von 1812 verkleinert war, wie sehr man auch die Macht des Sultans beschränkt hatte, jetzt wurde es noch mehr nieder-

gedrückt, und es blieb nur noch ein Schatten des Reichs, wie es vor dem Kriege war. Um dieß zu beweisen, erinnere ich nur an den Umstand, daß die beiden Reiche Soerakarta und Djokjokarta kurz nach dem Frieden von 1830 die Hälfte ihres Grundgebietes verloren. Sie traten ihre Länder an die Niederländische Regierung ab. Dieselben bilden jetzt die Residenzschäften Banjoemas, Bagelen, Madiven und Kediri. Und aus welchem Grunde? Es hatte sich nun vollkommen herausgestellt, daß der Sultan und der soesoehoenan nicht die Macht besaßen, in ihren ausgebreiteten Reichern die Ordnung und Ruhe zu handhaben — darum wollte fortan das Gouvernement dieß für sie thun. Den beiden Fürsten wurde übrigens eine Schadenvergütung in Geld zugestanden. Der Sultan empfing für die abgetretenen Länder jährlich 210,000 Gulden. Ueberdieß trat er die Einkünfte der Bogars, warong's<sup>1</sup> und Bogelnefferklippen seines Reiches dem Gouvernement ab, und auch dafür wurde ihm eine Schadenvergütung von 255,000 Gulden ausgezahlt; so daß er jährlich eine Summe von 465,000 Gulden von der Regierung erhält.

Dieses Geld und die Einkünfte seines Landes, hauptsächlich die ihm das Vermiethen derselben an

<sup>1</sup> Warong — Läden.

Europäer einbringen, reichen übrigens lange nicht hin, seine Bedürfnisse zu befriedigen; denn außer daß er ansehnliche Schätze in allerlei Thorheiten versplittert, müssen alle die hundert Prinzen und Großen des Hofes und die ganze Bevölkerung des Kratons von ihm leben.

Se. Hoheit sitzt denn auch gewöhnlich tief in Schulden, und gewöhnlich ist er auch bei dem Gouvernement mit einer ziemlich großen Summe angeschrieben, was natürlich auch nicht zur Verstärkung seiner Selbstständigkeit und Macht beiträgt. Übrigens ist sein Einfluß auf die Regierungshandlungen und die Regierung ungefähr ebenso groß, wie der meine.

— Der Mann, der so eben mit jenem würdigen und bejahrten Javanen in eifrigem Gespräche begriffen ist, der Resident, regiert eigentlich das Land. Er regiert dasselbe zufolge der Instruktionen, die er von dem Generalgouverneur empfangen hat, und der Reichsverweser, der Javane, mit dem er eben spricht, ist seine rechte Hand. Er bringt seine Befehle in Ausführung, oder macht da, wo der Resident keine Befehle geben kann, seinen Einfluß geltend. Der Javatische Titel desselben heißt »raden adi pati.«

Den uralten inländischen Einrichtungen zufolge hat jeder Fürst einen ersten Minister, der mit der ganzen ausführenden Macht bekleidet ist, sowohl in Beziehung

auf die Administration, als Finanzwirthschaft und Ausübung des Gesetzes.

Der Fürst ertheilt ihm allein alle Befehle, und er sorgt für deren Ausführung und giebt seine Befehle darüber an die untergeordneten Beamten. Von seiner Herrschaft sind nur die Mitglieder der fürstlichen Familie, der Hohepriester und die Kriegsmacht ausgeschlossen. Nach einer Bestimmung des Kontraktes von 1812, dessen man sich noch erinnern wird, und hauptsächlich auch zufolge der späteren Uebereinkünfte und der während der Minderjährigkeit des Sultans eingeschlichenen Gebräuche, ist der Reichsverwalter zugleich Beamter des Gouvernements, und wird nach Gutdünken der holländischen Regierung angestellt und abgesetzt. Er bringt keinen Befehl des Sultans zur Ausführung, ohne vorher mit dem Residenten darüber zu berathen, und nicht der Wille des Fürsten, sondern der Rath des holländischen Beamten wird befolgt.

So kann sich der Sultan fortwährend an den äußeren Zeichen der Würde seiner Vorfahren erfreuen; aber bei diesem Äußerlichen bleibt es auch. Mit der größten Genauigkeit nimmt man die Formen in Acht, die seiner Eitelkeit schmeicheln; aber in diesen Formen selbst liegen die Mittel, um fortwährend der Regierung die Macht und die Herrschaft in die Hand zu geben.

So ist man übereingekommen, daß der Sultan, wenn er den Kraton verläßt, vorher dem Residenten davon Kenntniß giebt, damit dieser für einen seiner würdigen und ehrfurchtsvollen Empfang Sorge. So hat er auch von dem Gouvernement eine Leib- oder Ehrenwache, holländische Soldaten unter einem holländischen Officier, die im Kraton Wache halten, und unter den unmittelbaren Befehlen des Residenten stehen. Ich brauche wohl nicht anzudeuten, wie unter diesen Blumen und Zierrathen Bande und Ketten verborgen liegen.

Als das Diner abgelaufen war, wurden die Spieltische zurecht gesetzt. Der Sultan ist ein großer Liebhaber des Spiels, hauptsächlich von Doppelspiel und hohem Spiele. Dem Residenten fällt natürlich bei solchen Gelegenheiten die Ehre zu Theil, mit ihm zu spielen. Auch verschiedene Prinzen und Europäer setzten sich zusammen an die Tische.

Endlich lief das Fest zu Ende. Um neun Uhr entfernte sich der Sultan auf dieselbe Weise, in demselben Kutschchen und unter demselben Geleite, wie er gekommen war. Nur begleiteten ihn zahllose Fackeln, die ein glänzendes Licht über diese bunte Menge warfen und ihr dadurch ein phantastisches Aussehen verliehen. Auch die übrigen Prinzen und Gäste folgten dem Beispiele Sr. Hoheit, und so saß ich bald mit meinem Wirth

allein, um noch einmal ein retrospektive Betrachtung über das Fest zu machen.

— „Nun wissen Sie,“ sagte mein Freund, „wie es hier jährlich auf dem »garebek moeloed« zugeht.“

— „Und ist es immer dasselbe? Ist niemals eine Abwechslung dabei?“

— „Jahr aus, Jahr ein, immer auf die dieselbe Art.“

— „Nun, dann habe ich genug an diesem Einen. Aber zwei Dinge kann ich gar nicht begreifen. Zuerst, daß ich einem kirchlichen Feste, dem Feste der Geburt Muhamed's, beigewohnt habe. Und zweitens, daß Sie ihre Rolle bei diesem Schauspiele mit so viel Ernst und und Würde erfüllt haben, als ob es die wichtigste besogne Ihres Lebens wäre.“

— „Die Gewohnheit, mein Freund. Sie wird zur zweiten Natur. Im Anfange kostete es mir viel Mühe, ernsthaft zu bleiben, das versichere ich Ihnen.“

Auf meine erste Anmerkung erhielt ich keine Antwort. Und doch verdient es wohl eine Betrachtung, daß ein religiöses Fest auf solche Weise gefeiert wird. Und nicht nur ist diesem quasi kirchlichen Feste ein so sonderbarer, allen Begriffen der Religiosität entgegengesetzter Charakter aufgeprägt; auch die zwei übrigen »garebek's« sind von derselben Art. Das eine heißt



»garebek ramelan«, das andere »garebek besar«. In den Besonderheiten derselben giebt es natürlich einige Abwechslung; sicher ist es, daß sie alle gleich erbaulich sind. Werden die Savaunen sich mit solchem Gottesdienste begnügen? Werden sie keine Bedürfnisse nach etwas Anderem und Besserem fühlen, wenn sie das Andere und Bessere nur kennen lernten?

## XII.

## Ein Aufruhr in Probolingö.

## 1.

Am 30. August 184\* hatte das sonst so stille Tongas, — der erste Ort, den man von Pa-soeroen kommt, in Probolingö erreicht, — ein ungewohntes, lebendiges, ich möchte beinahe sagen, lautes und harlequinartiges Aussehen. An dem Postgebäude war der große Weg mit einer zahllosen Menge Eingebornen von verschiedenem Range bedeckt, die aber Alle irgend ein Amt, so gering es auch war, bekleideten. Man sah in erster Reihe den Regenten von Probolingö in seiner prächtigen Galackleidung, mit seinem großen Gefolge, von denen Einer den unentbehrlichen pajong, verziert mit der Farbe seines Ranges, über seinem Kopfe ausspannte. Man sah ferner das zweite inlän-

Oberhaupt von Probolingo, den »pateh,«<sup>1</sup> viel einfacher, aber doch immer noch bunt genug ausstaffirt.

Man sah ferner das Haupt der inländischen Gerichtsbarkeit, den djaksa, umgeben von den Männern, die als Diener der Gerechtigkeit und der Polizei für Sicherheit, Ruhe und Ordnung im Lande wachen müssen. Weiter eine Menge demang's oder Distrikts-Oberhäupter, die ihre täglichen Geschäfte und ihre Distrikte verlassen, und mit den petinggio oder Dorfs-Oberhäuptern ihres Gebietes sich hier auf dem Plage vor der Poststation Tongas versammelt hatten.

Die Genannten bildeten, wie man wohl denken kann, eine Schaar von einigen Hundert Menschen; dazu kam noch, daß Jeder dieser Hunderte ein gesatteltes Pferd bei sich hatte, welches zum Besteigen bereit stand. Das Postgebäude war mit Grün und Flaggen geschmückt, und in der auf allen Seiten offenen Wohnung stand eine große gedeckte Tafel, von welcher allerlei Früchte, Gebäck und sonstige Erfrischungen entgegenlachten. An beiden Seiten des Gebäudes saßen verschiedene Ehre inländischer Musikanten, welche, Jeder auf seine eigene Weise, ihren gamelan's bald sanfte und schmelzende, bald kräftige und lebendige, aber immer wohlklu-

<sup>1</sup> Pateh — ein indischer Titel.

tende Töne entlockten. Hinter dem endlosen Zuge kauerten noch Hunderte von Inländern ohne Rang: Männer, Frauen und Kinder, nieder.

Man wird leicht zugestehen, daß dieß Alles ein ganz außergewöhnliches Schauspiel darbot, wohl werth, die Ursache desselben zu erfahren.

Das Ereigniß, welches diese Volksmasse in Tongas zusammengebracht hatte, war das wichtigste, welches für die Abtheilung Probolingo nur Statt finden konnte. Ein neuer Assistentresident wurde von dem Gouvernement an die Spitze dieser Abtheilung gestellt. Selbst die Ernennung des neuen Residenten von Bazoei, zu welcher Residenzschafft Probolingo damals noch gehörte, hatte für die Einwohner nicht das Gewicht, welches, und zwar mit Recht, die Person des Assistentresidenten für sie hatte. Mit ihm kamen sie stets in unmittelbare Berührung; er hatte einen überwiegenden Einfluß auf ihr Schicksal; mit ihm mußten die Oberhäupter arbeiten, von ihm empfangen sie die auszuführenden Befehle. Er stand zwar unter dem Residenten zu Bazoei, aber ebensowohl wegen der großen Entfernung, als als um der Wichtigkeit Probolingo's willen, hatte er eine Selbstständigkeit, die ihn eigentlich zum direkten Herrscher der Abtheilung machte. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß das Gouvernement später

diese Selbstständigkeit, die faktisch schon bestand, auch gesetzlich in volle Kraft treten ließ; so daß Probolingo jetzt von Bazoeki geschieden, eine besondere Residenzschafft ausmacht. War es darum zu verwundern, daß Alle, aber hauptsächlich die inländischen Oberhäupter, den Mann zu sehen verlangten, der sich jetzt auf dem Wege zwischen Pasoeran und Tongas befand, um bald die Zügel der Regierung von Probolingo zu übernehmen? Je höher ihr Rang war, desto ungeduldiger erwarteten sie ihn.

Schon seit einigen Stunden harrete die bunte Menge hier an den Grenzen seiner Ankunft. Endlich — dort erhebt sich in der Ferne eine Staubwolke. Jeder stellte sich in Positur. Die Musikanten hielten ihre Instrumente bereit, um ein kräftiges „Willkommen“ darauf erklingen zu lassen. Der Java'sche gamelan hat dazu eine eigenartige, beinahe überall und immer gebrauchte Melodie. Man ergriff die Pferde am Zügel, um im geeigneten Augenblicke sogleich aufsitzen zu können. Der Mann, der die Aufsicht über die gedeckte Tafel führte, schenkte aus einer großen Theekanne einige Tassen des duftenden Kaffees ein, um sie dem langerwarteten hohen Gaste sogleich anbieten zu können. Der Regent warf seine Cigarre weg, erhob sich von der bali-bali, auf welcher er ruhig den langersehnten Augenblick ab-

gewartet hatte, und stellte sich mit seinem zahllosen Gefolge gerade dort auf, wo der Wagen still halten mußte. Die Staubwolke kam näher. Man konnte schon deutlich die vier Pferde unterscheiden. Da erhoben sich plötzlich die wilden Töne aller gamelang's und machten ein ehrbetäubendes Geräusch. Der Wagen fuhr zwischen den Reihen der Harrenden hindurch, der Kutsher und „die Läufer“ trieben die Pferde zu gestrecktem Galopp an; die vier muthigen Thiere schienen stolz auf die köstliche Fracht zu sein, die sie nach Tongas führten, sie hatten das Postgebäude nach wenigen Sekunden erreicht; — der Wagen hielt still. Die langersehnte, hohe Persönlichkeit zeigte sich allen Blicken. Ehrerbietig beugte sich der Regent vor dem verehrten oder gefürchteten Wesen. Ehrfurcht war auf den Blicken Aller zu lesen, als sie zum ersten Male den Mann sahen, den sie bald, Einige vielleicht zu ihrem Verdrusse, näher kennen lernen würden. Und er, der alle diese Bewegung verursachte, stieg gemessen und ruhig aus dem Wagen und reichte dem Regenten gnädig die Hand. Dieser ergriff sie schnell mit beiden Händen, während der Angekommene die Nächststehenden mit einem protegirenden Blicke grüßte, so viel sie nämlich vermöge ihres Ranges Anspruch darauf machen konnten.

— „Sei willkommen, großer Herr, in Deiner Resi-

denz!“ sprach der Regent in einem sanftflüsternden Tone.

— „Ich danke Dir, Regent!“ war die Antwort. Und mit der Hand den Diener abweisend, der ihm Thee und Backwerk anbot, fuhr er fort:

— „Ich werde meine Reise nach der Hauptstadt sogleich fortsetzen, und denke dort in Deiner Wohnung abzustiegen; indessen lade ich Dich ein, in meinem Wagen Platz zu nehmen.“

— „Tausend Dank, Herr Resident, für diese Gnade!“

Die Pferde wurden umgespannt. Der Assistent-Resident saß wieder im Wagen, der Regent an seiner linken Seite. Die Hunderte und Hunderte Landesoberhäupter allerlei Ranges setzten sich zu Pferde, der gamelan erhob wieder seine Töne, der Kutscher klatschte mit der Peitsche, und der Wagen fuhr weiter, vorausgegangen und gefolgt von dem unübersehbaren Zuge Reiter.

Als ich 1847 auf dem großen Postwege nach Probolinggo ritt, schrieb ich Folgendes darüber nieder:

„Man reitet fortwährend durch einen Lustgarten. Zahllose Zuckerfabriken mit ihren weiten und kostbaren Gebäuden, und den prächtigen Wohnhäusern der Fabrikanten erheben ihre Dächer und Schornsteine unmittelbar am Wege. Man sieht eine Menge volkreicher

dessas; einige derselben haben sich so sehr ausgebreitet, daß sie bis an die nächste stoßen und mit ihr ein Ganzes bilden. Wo man kein Dorf und keine Fabrik sieht, erfreut sich das Auge an padi-Ackern, die noch in Halmen stehen, oder Zuckerrohrfeldern, so schön, wie man sie nur eben hier finden kann. Mit Rohr beladene Wagen, oder solche, die nach dem Felde fahren, um die Ernte nach den Mühlen zu bringen, ziehen zu Hunderten vorbei. Alles, was uns umgiebt, athmet Leben und Fröhlichkeit, Wohlfahrt und Reichthum.

Es scheint, daß der neue Assistentresident im Jahre 184\* auf seinem Wege nach Probolinggo nicht diese angenehmen Eindrücke empfand, denn er sprach sehr wenig mit seinem neben ihm sitzenden Reisegefährten, schaute mit den Augen eines Kenners links und rechts nach den Zuckerrohrfeldern, und schüttelte zuweilen den Kopf. So erreichte man den »dalam«<sup>1</sup> des Regenten.

Der Zug hielt auf dem »passeiban«<sup>2</sup> still; der Assistentresident und der Regent stiegen aus und traten in den großen, weiten pendoppo, der zum Empfange vornehmer Gäste bestimmt ist. Das neue Oberhaupt der Verwaltung sah sehr verstimmt aus.

<sup>1</sup> Dalam — Haus.

<sup>2</sup> Passeiban — offene Galerie.

— „Regent,“ sagte er, „seid so gut, alle inländischen Beamten, alle demang's, alle Angestellten bei dem Feldbau hier zusammenzurufen.“

— „Deinem Befehle soll nachgekommen werden!“ rief der Regent und gab sogleich Auftrag, die inländischen Häupter in den pendoppo zu rufen.

Als sie sich Alle auf ehrerbietige Weise gebückt und halbkriechend auf ihre angewiesenen Plätze begeben hatten, stand der Assistentresident auf und hielt mit kräftiger, wohlklingender Stimme in sehr verständlichem, ja reinem Malayisch eine Antrittsrede, deren Inhalt wir nur mitzutheilen haben, um ihren tiefen Eindruck auf die Gemüther zu begreifen. Er erklärte, das Amt, welches ihm der Generalgouverneur übertragen habe, mit dem festen Vornehmen anzutreten, den Willen der Regierung auf's Genaueste in Probolingö auszuführen. Darum werde er keine, wie sie auch heißen möge, noch so kleine Abweichung von diesem Willen gestatten. Er werde sorgen, daß die verschiedenen Gouvernementskulturen gut eingerichtet und Ordnung und Regelmäßigkeit dabei in Acht genommen würden. Denn er habe gehört, daß dieß hier sehr fehle. Mit Leidwesen habe er auf seiner Reise hierher bemerkt, wie sehr die Zuckerkultur vernachlässigt sei; wie auf manchen Plätzen schlecht, auf manchen gar nicht gepflanzt sei, obgleich die Zeit

zum Pflügen, Eggen und Zubereiten des Ackers doch lange vorbei sei. Er habe ferner gesehen, wie man die Gärten, in welchen das Rohr schon aufgeschossen sei, nicht gehörig besorge, indem man sie nicht vom Unkraut säubere und nicht rein halte. Das Alles habe keinen günstigen Eindruck auf ihn gemacht; er sehe ein, daß in Probolingö eine kräftige Hand nöthig sei, und er wolle nun diese kräftige Hand führen. Er wolle streng, dabei aber streng gerecht sein. Jeder, von dem Höchsten bis zu dem Niedrigsten, der seine Pflicht thue, solle auf Belohnung rechnen können. Aber er werde auch ohne Ansehen der Person die Widerspenstigen, die Nachlässigen, die Faulen, die Ungehorsamen ohne Gnade zu strafen wissen. „Und nun,“ so schloß er, „Männer von Probolingö, kehrt nach Euren dessa's und Euren Wohnungen zurück, und überbringt Euren Untergebenen meine Worte. Sorgt, daß ich Gründe zur Zufriedenheit habe, wenn ich in kurzem Eure Arbeiten in Augenschein nehme, und seid sicher, daß ich nicht allein streng in Worten, sondern auch in meinen Thaten bin.“

Mit tiefem Stillschweigen hatte die versammelte Menge dieser Rede zugehört. Ebenso schweigend standen Alle auf und entfernten sich langsam aus der pendoppo, ebenso schweigend begaben sie sich nach ihren Pferden und bestiegen dieselben. Jeder kehrte nach seiner Woh-

nung zurück, ohne ein einziges Wort mit seinem Nachbar zu wechseln.

Wer kann erzählen, was in den Herzen vorging, während die Lippen verschlossen waren?

2.

Auf dem Wege von Probolingö nach Soember Karang ritt ein Mann in sich selbst geteilt, den »toewang«<sup>1</sup> tief in die Augen gedrückt und mit starren Blicken vor sich hinschauend. Allem Anscheine nach hatte er kürzlich etwas recht Unangenehmes erlebt. Auch er war Einer der demang's oder Distriktsoberrhäupter, welche die Rede des neuen Assistentenresidenten angehört hatten. Ob das Gewissen ihm Vorwürfe machte? Ob Angst sein Herz beklemmte? Ob er von besonders empfindlicher und nervöser Art war? — Wir wissen es nicht; aber sicher ist es, daß er sich hauptsächlich die Drohungen des gefürchteten Mannes zu Herzen nahm, und daß die Worte: „Die Nachlässigen und Faulen werde ich streng bestrafen,“ noch immer wie ein Donnererschlag in seinem Herzen erklangen. Als er nach Hause kam, übergab er sein Pferd dem Diener und eilte in die

<sup>1</sup> Toewang — Sonnenhut.

Wohnung, um sich an einer guten Mahlzeit zu erquicken und in einer angenehmen Mittagsruhe seine Sorgen zu vergessen.

Gegen Einbruch des Abends wandelte er mit wenigem Gefolge nach der Wohnung des Herrn Van Na, seit einigen Jahren Eigenthümers und Administrators der Zuckerfabrik in Kelajon, dem Distrikte unseres jetzt so melancholisch gestimmten Distriktsoberrhäuptes. Die Wohnung war sehr einfach, nichts weiter als ein Bambushaus. Der eifrige Industrielle begriff ganz richtig, daß es besser sei, eine Unternehmung mit einer vortheilhaften Fabrik zu beginnen, an der keine Kosten gespart würden, — als mit einem prächtigen Wohnhause, welches einen ansehnlichen Theil des ganzen Kapitals verschlingt.

Wenn man aus der niedrigen Vorgalerie der Bambuswohnung hinaustritt, so bemerkt man die steinernen Gebäude, den hohen Schornstein und überhaupt Alles, was zu einer gut eingerichteten und gut administrirten Zuckerfabrik gehört. Man sieht ein längliches, prächtiges und mit Geschmack aufgebautes Hauptgebäude, in dessen Mitte sich eine Art Kuppel erhebt, von deren Zinnen die holländische Tricolore weht. Kennt man seinen Zweck nicht, so würde man es eher für einen Palast, als für den Arbeitsplatz einer industriellen

Unternehmung halten. Eigentlich scheint in der ganzen Einrichtung ein etwas zu übertriebener Luxus zu herrschen, während sich hingegen die Wohnung durch übergroße Einfachheit auszeichnet. Wenn man dem gegenwärtigen Eigenthümer diese Anmerkung macht, so stimmt er vollständig bei; aber er erzählt immer zu seiner Entschuldigung, daß der erste Gedanke zu dieser Einrichtung nicht in seinem Kopfe entstanden, und er erst der Besitzer der Unternehmung geworden sei, als dieser Gedanke schon größtentheils zur Ausführung gebracht war.

Der Herr Van Na saß in der Vorgalerie, um die liebliche Kühle des einbrechenden Abends zu genießen, als das Distriktsoberrhaupt sich bei ihm anmelden ließ. Noch erlaubte ihm die Dunkelheit nicht, seinen Besucher zu erkennen, und mit einem freundlichen: „Willkommen, demang; es ist mir sehr angenehm, Euch diesen Abend bei mir zu sehen!“ führte er ihn hinein und bot ihm einen Sitz an.

— „Ich danke für Eure Güte, Herr!“ lautete die Antwort. „Ich sehnte mich, Euch zu sehen und ein wenig mit Euch zu plaudern, wenn Ihr nichts dagegen habt, Herr!“

— „Gern!“ sagte der Herr Van Na; „erlaubt mir, Euch ein Glas Wein anzubieten. Jungens!“ rief er seinen Bedienten zu, die halb schlafend, halb wachend

auf den Treppen der Galerie saßen und lagen, um der Befehle ihres Herrn gewärtig zu sein. „Jungens, bedient den demang, er will Wein haben.“

Und als nun unser armes Distriktsoberrhaupt so bequem bei „seinem guten Freunde“, dem Zuckerfabrikanten, saß; als einige Gläser Wein eine wohlthätige Gluth durch seine Adern jagten; als er das Wohlwollen, die Herzlichkeit, die Zuverlässigkeit des Herrn Van Na sowohl in den ihm dargebotenen Gaben, als auch in Worten und Beweisen fand: — da waren die Verdrießlichkeiten des Morgens vergessen, die Falten von seiner Stirn verschwanden, und das barsche Aussehen des Assistentenresidenten, welches ihn selbst in seinem Mittagsraume verfolgt hatte, war durch das freundliche Gesicht seines Wirthes verdrängt. Das Gespräch drehte sich um Dieß und Das: über die Trockenheit, die so lange anhielt; über ein schönes Pferd, das sich der demang unlängst gekauft hatte, und über dergleichen wichtige Dinge mehr.

Aber mit einem Male sagte der Herr Van Na:

— „Demang, das hätte ich beinahe vergessen; es ist ja wahr, Ihr seid diesen Morgen in Tongas gewesen, um den neuen Assistentenresidenten zu begrüßen; wie ist das abgelaufen?“

Wenn ihn im Augenblicke eine Schlange gestochen

hätte, so konnte er sicher kein schmerzvolleres Gesicht ziehen, als jetzt bei der scheinbar ganz unschuldigen Frage. Doch zwang er seine Züge so viel als möglich zu einem Lächeln, und mit leiser Stimme antwortete er:

— „O Herr, das ist sehr gut abgelaufen!“

— „Und wie gefällt Euch der neue Assistentresident? Kanntet ihr ihn schon früher?“

— „Nein, Herr!“

— „Welche Meinung habt Ihr denn von ihm mitgebracht?“

Das war eine sehr schwer zu beantwortende Frage. Wenn er seine Meinung hätte rund heraus sagen können, so wäre das neue Oberhaupt der Regierung gewiß schlecht weggekommen; aber so gerade aus spricht ein Savane niemals. Das wäre auch sehr unhöflich gewesen, denn er wußte noch nicht, ob der Herr Van Na schon früher mit dem neuen Beamten bekannt war, und wie er über ihn dachte. Auf der andern Seite wünschte er „dem Herrn Fabrikanten“ von dem Assistentresidenten einen nicht sehr günstigen Eindruck beizubringen. Aber wie mußte er das anfangen? Er hatte nicht viel Zeit zur Überlegung, sonst hätte er wohl etwas Besseres aufgefunden. So antwortete er nur:

— „Ich glaube, daß der neue Assistentresident ein sehr strenger Herr sein wird.“

— „Das habe ich auch gehört,“ antwortete der Herr Van Na, „und ich habe gar nichts dagegen einzuwenden, wenn er es nur vorsichtig anfängt.“

— „Richtig, Das ist gerade nöthig, immer langsam voran; nicht sogleich mit der Thür in's Haus gefallen, Das können Savanen nicht vertragen, da verlieren sie den Kopf.“

— „Nun, ich bezweifle nicht, daß der Assistentresident diese Lehre der Vorsicht wohl beachten wird.“

— „Es ist zu hoffen, Herr!“

— „Wie so, demang? Ihr sagt das mit einem so sonderbaren Tone; zweifelt Ihr daran?“

— „O nein; jedoch“ —

— „Aber was, jedoch?“

— „Ach, der Assistentresident scheint diesen Morgen übler Laune gewesen zu sein. Er hat harte Worte zu allen inländischen Oberhäuptern gesprochen. Er hat uns mit fürchterlichen Drohungen erschreckt, wenn wir nicht dafür sorgen, daß Alles in Ordnung ist und nichts fehlt. Mit Einem Worte, Herr, wir sind Alle niedergeschlagen und gekränkt nach Hause gegangen.“

Dem Herrn Van Na that es leid, dem Gespräche diese Wendung gegeben zu haben. Es mußte diesen Morgen etwas Besonderes vorgefallen sein; Das sah er deutlich aus der Erzählung und dem ganzen Be-



nehmen des demang. Aber was es eigentlich war, und ob das Betragen des neuen Beamten Lob oder Tadel verdiene, Das konnte er aus dem einseitigen Berichte des inländischen Oberhauptes nicht beurtheilen. Daß eine kräftige Verwaltung seit langer Zeit schon ein Hauptbedürfniß dieses Landstriches war, davon hatte er, manchmal zu seinem eigenen Schaden, die feste Überzeugung gewonnen. Er durfte also dem Assistent-Residenten, wenn dieser die Absicht hatte, eine geregelte Verwaltung einzuführen, nicht entgegenarbeiten, indem er sein Betragen bei seinen Untergebenen tadelte. Auf der andern Seite wußte er aber auch, daß der Zustand von Probolingö in dieser Zeit durchaus nicht ungefährlich war, daß eine einzige unvorsichtige Hand die überall ausgestreuten Brandstoffe von Unzufriedenheit und Widerspenstigkeit plötzlich zur hellen Gluth aufflammen lassen konnte. Und er konnte nicht beurtheilen, in wie weit der Assistentresident diesen Morgen vielleicht einen Fuß auf diesen gefährlichen Weg gesetzt hatte. Er fand es also nicht gerathen, das Gespräch fortzusetzen, und es war ihm daher gar nicht unwillkommen, daß sein inländischer Schreiber, sein »djoeroe-toelis« der Fabrik, sich bei ihm anmelden ließ.

— „Was wollt Ihr?“ fragte der Herr Van Na, als der Schreiber sich vor ihm niedergesetzt hatte.

— „Es scheint, daß wieder Brand in den Zuckerfeldern ist,“ war die Antwort.

— „Wieder Brand in den Zuckerfeldern? Hört Ihr, demang? Von welcher Seite?“ fragte der Herr Van Na, indem er aufstand und mit dem Distriktsoberrhaupte hinausging.

— „Dort im Norden,“ antwortete der Schreiber und zeigte nach jener Richtung.

Wirklich farbte dort in ziemlicher Entfernung eine dunkelrothe Gluth den Horizont; es war sichtlich der Widerschein eines lodernden Feuers. Solche Brände waren für die Zuckerfabrikanten von Probolingö in jener Zeit eine schwere Heimsuchung. Meistens wurden sie böswilligerweise angesteckt. Die noch nicht geregelte Kultur hatte mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, und gewiß nicht am Wenigsten mit dem Unwillen der Bevölkerung, welche gerade unter der mangelhaften Einrichtung sehr litt. Aus Rachsucht steckten nicht selten diejenigen, von denen man eine unverhältnißmäßige oder zu schwere Arbeit in den Zuckerplantagen forderte, dieselben in Brand, um von den Arbeiten befreit zu werden. Diese Missethat ließ sich auch nur zu leicht ausführen. Man muß die Felder nach einer drei-, viermonatlichen Trockenheit betrachten, wenn Tag aus, Tag ein zwölf Stunden lang die Strahlen der Sonne darauf

fallen; man muß die trockenen Blätter im Luftzuge rascheln hören; man muß die sengende Gluth einmal fühlen — und man wird begreifen, daß ein einziger Funke hinreicht, einen nicht zu löschenden Brand zu entzünden, der nur endigt, wenn aller Brandstoff aufgezehrt ist, oder wenn man durch Abhauen des einen Theils den übrigen Theil des Schilfes vor der Verührung mit den vernichtenden Flammen rettet.

— „Ja wahrlich,“ sagte der Herr Van Ka, „schon wieder diese Schändlichkeit! Es scheint aber kein Rohr von Soember Kareng zu sein, dazu ist es zu weit entfernt.“

— „Nein!“ rief mit einem Male der demang; „aber dort, an der Ostseite! Seht Ihr? Dort brennt es auch, und das ist näher bei uns.“

So war es; auch da wüthete die Feuersbrunst, und viel heftiger als im Norden und, wie es schien, auf einer viel ausgebreiteteren Fläche.

„Mein Gott! Dort auch!“ rief der Schreiber und zeigte nach Süden.

— „Und da auch! Und da auch!“ riefen einige Bediente, die herbeigekommen waren, und die sich aus Angst in das Gespräch der Herren zu mischen wagten.

— „Nein!“ sagt der Herr Van Ka, „das ist kein Rohrbrand; das muß etwas Anderes sein. Seht nur,

es ist, als ob wir von allen Seiten von der Gluth umgeben wären. Und das Licht bleibt nicht auf einem Flecke, es geht weiter; es schlängelt sich gewissermaßen, es hat eine wogende Bewegung.“

— „Ja, das muß etwas Anderes sein,“ erwiderte der demang mit einem Tone, der viel Ähnliches mit einem tiefen Seufzer hatte. „Was aber kann es sein? Ich schaudere, wenn ich daran denke. Kann es auch im Zusammenhange mit dem Vorgefallenen von heute früh stehen?“

— „Nun, demang,“ sprach der Herr Van Ka, „dann ist es Eure Sache, daß Ihr als Distriktsobershaupt einal zuseht, was dabei zu thun ist. Ihr könnt eines meiner Reitsperde nehmen. Eilt, und bringt uns bald Nachricht.“

Der demang hatte nicht viel Lust dazu; aber er begriff, daß es sein Amt mit sich brachte, und er sich dieser Aufforderung nicht entziehen konnte. Im Augenblick war das Pferd gesattelt, der demang saß auf und ritt spornstreichs in südlicher Richtung fort, dahin, wo die Feuersbrunst am Heftigsten und Nächsten zu sein schien.

Niemand wird glauben, daß der Herr Van Ka in einer angenehmen Stimmung war. Er begriff nicht, was an diesem stillen Abende diese Erscheinungen be-

bedeuteten. Eine solche Unsicherheit über die Ursachen genügt vollständig, jedes noch so phlegmatische Gemüth zu beunruhigen; hauptsächlich, wenn man dabei an eine Fabrik denkt, welche den ganzen Reichthum und die ganze Hoffnung unserer Zukunft ausmacht. Unter dessen konnte auf seinem Gesichte Niemand irgend eine Unruhe lesen. Ruhig sah er sich nach der Gluth um, die dort in der Ferne wüthete und näher zu kommen schien; ruhig erwartete er die Rückkehr des Distrikts-Oberhauptes. Da plötzlich, in der stillen Nacht schon von Weitem vernehmbar, hörte er den Hufschlag eines galoppirenden Pferdes, und schon sah er den demang eilends nahen. Kaum stand das schäumende Pferd still, als derselbe vom Sattel glitt, sich wie ein Verzweifelter zu den Füßen des Herrn Van Na warf und jammerte:

— »Allah! Allah! Toean, toean!«<sup>1</sup>

— »Was giebt es, demang!« fragte der Zuckerfabrikant ohne Beben der Stimme.

— »Die ganze Bevölkerung ist auf den Beinen! Ein fürchterlicher Aufruhr ist ausgebrochen!«

— »Aber wie wißt Ihr Das? Wer hat Euch Das erzählt? Was habt Ihr denn eigentlich gesehen?«

— »Ich bin südwärts geritten, und als ich vielleicht

<sup>1</sup> Toean — Herr.

eine halbe Stunde Wegs zurückgelegt hatte, sah ich deutlich eine unzählige, wüthende Menge mit obor's (Fackeln) bewaffnet. — Es unterliegt keinem Zweifel! Was diesen Morgen zu Probolinggo geschehen ist, hat böses Blut gemacht. Man fürchtet den Assistentenresidenten, und darum ist die ganze Bevölkerung aufgestanden.“

War das Wahrheit? Wer konnte es dem Herrn Van Na erklären? Es hatte den Schein von — doch war vor der Hand eine andere Erklärung der Erscheinung nicht zu geben. Aber er mußte sich größere Gewißheit verschaffen.

— »Djoroe-toolis! Setzt Euch jetzt auf's Pferd, und reitet so schnell als möglich — nach einer andern Seite — reitet nach Osten zu; versucht andere Berichte zu erhalten und überbringt sie mir sogleich!« Kaum hatte er diesen Befehl gegeben, als der Schreiber in den Sattel sprang, das Pferd in Galopp versetzte und der angegebenen Richtung folgte.

— »Wir wollen hineingehen, demang, denn wir können doch für den Augenblick nichts dabei thun!« sagte der Herr Van Na, und mechanisch folgte ihm der Angeredete. Aber unser armes Distrikts-Oberhaupt sah aus, um Mitleiden mit ihm zu haben. Der Angstschweiß perlte ihm von der Stirn, die Beine brachen unter ihm zusammen, seine Lippen waren bleich und bebten wie ein Blatt im Winde.

— „Noch ein Glas Wein!“ rief ihm der Herr Van Na zu; „das wird Euch nach einem solchen Ritte gut thun.“

— „O ich danke, Herr! Ich danke!“ seufzte der arme demang. „Wer kann jetzt Wein trinken? Wie ist es möglich, daß Ihr bei einem solchen Zustande so ruhig bleiben könnt? Jeden Augenblick können die Aufrührer hier sein, — und dann ist es um uns geschehen!“

— „Aber bleibt doch ruhig, mein Freund. Es läuft vielleicht noch gut ab. Wer sagt uns denn, daß es wirklich ein Aufruhr ist?“

— „Das sage ich euch, Herr!“ rief eine Stimme von Außen. Es war die des djoeroe-toelis. Spornstreichs war er von seinem Beobachtungsorte zurückgekehrt, und mit allen Zeichen der Angst auf dem Gesichte, mit vorstehenden Augen, mit hängenden Haaren stürzte er herein, warf sich vor die Füße des Herrn Van Na und rief aus:

— „Es ist ein entsetzlicher Aufruhr! Eine unzählige Menge naht. Ihr könnt das Toben und Rasen, gleich der wüthenden See, schon hören! Da kommen sie!“

Und wirklich vernahm man in der Ferne ein dumpfes Brausen und ein Geräusch, als ob man in die Reismulden stampfe, das sicherste Zeichen in jedem Dorfe, daß es nicht ganz richtig ist. Alles schien die Meinung des demang und des djoeroe-toelis zu bestätigen; es schien, daß für den Herrn Van Na und

die Seinen, ja für die ganze Landstrecke eine schreckliche Begebenheit im Anzuge sei, deren Auflösung jeden Augenblick zu erwarten stehe.

## 3.

Die Auflösung kam; aber ganz anders, als man erwartet hatte.

Als auch der djoeroe-toelis mit dem beängstigten Berichte des Geschehenen zurückkehrte, wußte der demang nicht mehr, was er in seiner Rathlosigkeit anfangen sollte. Aber seinem Gefolge hatte er schon von vornherein den Auftrag gegeben, eine gewaffnete Macht zu holen, — und so standen jetzt acht bis zehn Eingeborne, Jeder mit seiner Pike bewaffnet, draußen am Eingange der Borgalerie zur Disposition des Distriktsobershauptes.

Während dieser in seiner Angst unruhig hin- und herlief, fiel sein Auge auf diese guten Leute. Plötzlich rief er dem Herrn Van Na zu:

— „Wir müssen uns verteidigen, Herr! Sieh hier meine Mannschaften! Wir wollen auf Tod und Leben kämpfen! Wir wollen“ —

— „Aber besinnt Euch doch, werther demang!“ fiel ihm der Herr Van Na in seine mehr durch Verzweiflung, als durch Muth inspirirte Rede.

„Wenn wirklich ein Aufruhr ausgebrochen ist, was

wollt Ihr mit den acht Zavanen und den acht Piken ausführen? Laßt uns nur die Sache einmal ruhig überlegen; denn, um die Wahrheit zu gestehen, ich begreife eigentlich nichts von dem Allem. Ihr Beide, demang und djoeroetoelis, habt eine Menge Volks versammelt gesehen?"

— „Ja, Herr,“ schrieten sie um die Wette, „und es war eine wüthende und rasende Menge“ — —

„Aber was thaten sie denn?“

Auf diese Frage erfolgte ein augenblickliches Schweigen der beiden Sprecher.

— „Was sie thaten?“ antwortete der djoeroetoelis, „Das habe ich so genau nicht beobachten können; denn als ich so nahe war, daß ich die Menschen und die brennenden Fackeln unterscheiden konnte, wagte ich mich nicht näher.“

— „Aber dann wißt Ihr eigentlich gar nichts,“ erwiderte der Herr Van Na in heftigem und unwilligem Tone. „Ist Niemand da,“ rief er den mit Piken bewaffneten Zavanen und seinen Bedienten zu, „der Muth genug hat, genaue Berichte von Dem, was da drüben geschieht, einzuziehen?“

— „Ja wohl, Herr!“ sagte Einer der bewaffneten Zavanen, ein schon bejahrter Mann von sehr ruhigem und gesegnetem Aussehen. „Wenn Ihr befehlt, ziehen wir gleich hin.“ Und augenblicklich ging er, von Einigen seiner Kameraden begleitet, auf dem Wege nach Süden vorwärts.

Sie liefen gerade auf das Licht zu, das dort seine Helle verbreitete. Beim Näherkommen sahen sie eine unzählige Menge Menschen, alle mit »obar's« versehen; welche einen entsetzlichen Lärm machten.

Sie befand sich nicht allein auf dem Wege, sondern bewegte sich auch schreiend und lärmend und mit den brennenden Fackeln schwenkend und schlagend auf den Feldern und »sawah's.«<sup>1</sup> Überall in den Dörfern wurde vor jeder Wohnung in die Reismulden gestampft. Es war ein Lärmen, als wäre die ganze Bevölkerung rasend geworden.

Unsere drei Zavanen gingen weiter, und befanden sich bald in der Nähe von Männern, die zu den handelnden Personen dieses bunten Schauspiels gehörten und ebenfalls schreiend und die flammenden Fackeln schwingend auf sie zukamen.

„Was giebt es hier?“ fragte Einer von den Dreien.

— „Walang! Walang!“ riefen sie aus; „seht und hört Ihr denn den Schwarm nicht, der dort zieht?“

Ja wohl, jetzt sahen und hörten sie es. Es war wirklich ein Aufstand — aber nicht von Menschen. Es war ein unübersehbarer Schwarm von Insekten, der, einige Fuß hoch über dem Boden hinsummet, nach Süden zuzog. Sie sind eine der ärgsten Plagen des

<sup>1</sup> Sawah — Reisfelder.

Java'schen Landmannes. Wenn solch' ein Schwarm walang-sangit sich auf das Reisgewächs niederläßt, so ist die Ernte im Augenblicke vernichtet; denn es ist, als ob ein verpestender Athem darüber hingestrichen wäre, der die Halme verdirbt und die Hoffnung des Landmanns in Rauch aufgehen läßt. Es war eine leider nur zu bekannte Plage Java's; aber noch niemals hatte sich so eine so entsetzliche Menge dieser Thiere gezeigt, als diesen Abend. Ein Schwarm (wenn es nicht durch glaubwürdige Zeugen bestätigt wäre, würde man der Angabe gar keinen Glauben schenken), ein Schwarm, der die Länge von drei Stunden und die Breite einer Stunde hatte, und der durch seine Dichtigkeit die hellfunkelnden Sterne dem Auge entzog; ein Schwarm, aus den dichtesten Wäldern und Wildnissen im Süden von Bazoeki aufgeflogen, zog summend vorbei und verbreitete überall Angst und Schrecken unter der Bevölkerung, deren Äcker sie erreichten. Darum wurden fern und nah, als Zeichen der Gefahr, die Reisstampfer gehört; darum liefen Alle mit brennenden Fackeln schreiend und lärmend hinaus auf's Feld.

Sie versuchten durch diesen Lärm den gefürchteten Feind abzuhalten; sie wollten dadurch sein Niederfallen auf die sawah's verhindern; sie suchten die Millionen und Millionen Vernichter ihrer Reisfelder fortzujagen,

damit sie nicht auf die eignen Felder, sondern wo anders niederfielen.

Und es glückte ihnen. Je mehr der dicke Schwarm vorwärts zog, desto mehr kam die Bevölkerung überall auf die Beine. Bald war die drohende Gefahr über Probolingo fortgezogen, und später hörte man, daß er sich auf einen, glücklicherweise nicht sehr bevölkerten, Theil von Kediri niedergelassen hatte.

Das war der Aufruhr am Abend des 30. August 184\* in Probolingo.

Es ist nicht möglich, den Eindruck zu beschreiben, den dieser Bericht in der Wohnung des Herrn Van Ra hervorbrachte, als unsere drei mit Piken bewaffneten Javanen zurückkehrten. Die eigne Phantasie jedes Lesers wird es besser thun, als wir es im Stande sind. Ruhig näherten sich die Drei der Wohnung; ehrerbietig sich verbeugend und blickend begab sich der Älteste schweigend zu dem demang; mit dem den die Javanen eigenen Phlegma setzte er sich zu den Füßen des Distrikts-Oberhauptes nieder, sprach kein Wort, aber führte die gefalteten Hände an den Kopf, um den schuldigen soembah zu machen, und endlich sagte er mit dem unbeweglichsten Gesichte der Welt und in einem Tone, aus dem keine Idee von Ironie, sondern nur der tiefste Ernst sprach:

— „Es sind walang's!“

— »Walang's!« riefen der demang und der djeroe-toelis und die Bedienten mit der größten Verwunderung — und blieben mit geöffnetem Munde stehen.

— „Was sagt Ihr?“ fragte der Herr Van Na; „sind es walang's?“

— „Es sind walang's,“ wiederholte der Savane und gab eine sehr genaue Beschreibung seiner Entdeckung.

— „Dann war es doch ein Aufruhr, demang,“ sagte der Herr Van Na mit einem etwas spöttischen Lächeln, als die Erzählung zu Ende war.

— „Ja, Herr!“ erwiderte das Distriktsoberrhaupt.

— „Aber ein anderer Aufruhr, als wir gedacht hatten.“

— „Ja, Herr!“

— „Und der neue Assistentresident bleibt dabei aus dem Spiele.“

— „Ja, Herr!“ Unser guter demang konnte vor Verwunderung, vielleicht auch vor Scham (aber Dessen sind wir nicht ganz sicher), nichts weiter herausbringen. Das Einzige, was er noch sprach, war ein kurzes: — „Guten Abend, Herr!“ und damit verließ er die Wohnung des Herrn Van Na.

